Historisch = kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten

und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Vierter Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Inhalt des vierten Theils.

Lit. J.

Ja! S. 3
Janitscharen. 4
Januarius (d. H.) 5
Japaner. 10
Ideal. 20
Jeannin. 21
Jesuiten. 22
Ignaz (d. H.) 25
Imam 34
Indicnerinnen. 36
Indostan. 40
Indulgenz. 48
Inquisizion. 51
Interdikt. 63
Interim. 64
Intoleranz. 66
Joguis. 71
Irene. 72
Irrthum. 76
Italiener. 79
Juden. 83
Julian. 84
Jung. 94
Junggesellen. 96
Juno und Jupiter. 97
Ixora. 100

K.

Kanzelreden. S. 103
Kandon. 107
Kapuziner. 113
Karl Anton. 121
Karl Borromäo. 124
Karl I. 125
Karl der Dicke. 129
Karl der Große. 130
Karl XII. (König v. Schweden) 133
Karlsruhe. 139
Karmeliter. 140
Katharina I. 142
Keuschheit. 145
Kinder. 147
Kindermord. 155
Kingsbench. 158
Kirche. 167
Kirchengüter. 175
Kirchenmusik. 177
Klapperschlangen. 186
Kleidung. 187
Klemens IX. 192
Klöster. 193
Klostergelübde. 209

Koch-

Inhalt.

Kochkunst. S. 212
Konsul. 213
König. 214
Konstables. 215
Kopernikus (Nik.) 217
Koran. 218
Kornely (Mad.) 225
Kosaken. 230
Kreuz. 235
Kreuzzüge. 236
Krieg. 243
Kriegslisten. 246
Kriegswissenschaft. 262
Kritik. 263
Kromwell. 268
Künste. 273
Kunstrichter. 279
Kupezky. 281

L.

Lachen. 283
Lama. 286
Lambert. 291
Landedelmann. 292
Langenbacher. 296
Langeweile. 298
Laudon. 308
Laune. S. 316
Lauzun. 320
Law. 322
Laylet = al = Kou= vat. 332
Leben. 333
Legenden. 345
Leibesbewegung. 349
Leidenschaften. 355
Leon. 370
Liancour (Frau v.) 373
Liebe. 378
Lima u. Lissabon. 383
Linou = tsong. 384
Lithgow. 389
Littleton. 391
Longueville. 397
Loretto. 400
Lord Mayor. 403
Lubomirsky. 409
Ludwig IV. 410
Ludwig IX. 412
Ludwig XII. 413
Luft. 438
Lügen. 442
Lukas (d. H.) 446
Luxus. 450

J.

J a!

Dieses Wort bedeutet theils einen sklavischen, theils einen dummen Beyfall zu allem dem, was ein anderer vornimmt, denkt, spricht, und vor recht hält. So beträgt sich der Geringere gegen den Höhern — der Glückskandidat gegen taube Mäcenaten — der Bedürftige gegen den trotzigen Reichen — der geängstete Schuldner gegen seinen strengen Gläubiger — das muthlose Kind gegen tyrannisirende Eltern, und der furchtsame Ehemann gegen eine herrschsüchtige Frau. Theils ist es die gefällige Zustimmung eines sprachlosen Herrn Kollegen und unterwürfigen blöden Beysitzers und Mitraths; theils ist es auch ein Mangel

des Gehirnstofs zu gründlichen und lehrreichen Unterredungen; theils, doch ohne Schwur, und ohne ganze Schaaren von schwarzen Geistern dabey vorzuladen, eine nichtswürdige Betheurung der Wahrheit. Unsere alten Teutschen waren nicht so galant. — Endlich ist es noch die wichtige Beantwortung der Braut gegen den katechisirenden Antrag eines Freyers. —

Janitscharen.

Jedermann weiß, daß diese die Kern-Miliz des Osmanischen Reichs ausmachen, daß sie gleich den alten römischen Kaiserarmeen ihre alten Kaiser ab, und andere eingesetzt haben. Daß sie noch formidabel genug sind, auch heutiges Tages dergleichen bey dem geringsten Aufstande zu versuchen. Kurz, sie haben sich eben so nothwendig als wichtig zu machen gewußt.

Dieses den Baschen und dem Sultane selbst so furchtbare Korps hat das Recht, ohne Abgaben zu bezahlen, so viele Waaren zu kaufen, als es mit seinem Mantel bedecken kann. — Ein Janitschar grüßt nicht wie andere Muselmänner seine Vorgesetzten mit so viel Unterwürfigkeit; er wird wegen keines Lasters öffentlich gestraft; man führt den Verbrecher in ein Zimmer, dessen Thüren man versperret. Die

Ja-

Janitscharen versammeln sich, über ihn Gericht zu halten. Wenn er eine körperliche Strafe verdient hat, so kann sie nur ein Janitschar an ihm vollziehen. Wenn er zur Peitsche verurtheilt wird, so kniet sein Kamerad mit einem Knie auf die Erde, und darf die Peitsche nicht höher als bis an sein Ohr aufheben. Wenn sich einer seinem Urtheile durch das geringste Zeichen, oder durch das Aufstehen von seinem Platze widersetzet, so stehen alle nach seinem Beyspiele auf, und der Beklagte wird losgesprochen. — Wenn er die Todesstrafe verdient hat, so erwürgt ihn ein Janitschar, man begräbt ihn beym Anbruch der Nacht, und erzeigt ihm die nehmliche Ehre, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. —

Diese Privilegien machen, daß sich viel Türken von allen Ständen unter diese Miliz einschreiben lassen, ohne daß sie nöthig hätten, ihr Metier zu verlassen, oder zu Felde zu ziehen.

Januarius. (der Heilige.)

Dieser war, nach der Legende, zu Ende des dritten Jahrhunderts unter der gemeinschaftlichen Regierung der römischen Kaiser Diokletzian und Maximian Bischof zu Benevent, und ward unter diesen Kaisern hingerichtet.

Man pflegt den ersten Sonntag des Monats May zu Neapel sowohl das Haupt als das Blut dieses Schutzheiligen in der Kapelle il Tresoro öffentlich auszusetzen, um letzteres fliessend zu machen. Man hält zur Ehre dieses Heiligen einen feyerlichen Umgang, und trägt beyde Reliquien mit großer Pracht herum. Man schreibt dieses folgendem Ursprunge zu:

Ein vornehmes neapolitanisches Frauenzimmer, welches so krank war, daß es das Bette hüten mußte, hörte von dem heil. Januarius, und seinen Kameraden, und entschloß sich auf dem Platze, wo diese gläubigen Christen den Märtyrertod erlitten, ihre Genesung zu suchen. Folglich begab sie sich dahin, und weil sie den Platz noch mit ihrem Blute befeuchtet fand, so füllte sie zwo Phiolen damit an. In die eine schüttete sie nur bloßes Blut, so viel sie sammeln können, und in die andere that sie solches, welches mit Erde und andern Unreinigkeiten vermischt war. Kaum war sie damit fertig, so sah sie sich gesund.

Als sie bald hierauf erfuhr, daß das Haupt des Heiligen zu Neapel sey, so erklärte sie sich, daß sie sein Blut besäße; worauf man das Haupt in einer Prozeßion zu ihr trug, um das Blut zu holen.

Allein das fromme Frauenzimmer erwartete diesen Besuch nicht, sondern lief mit den

zwo

zwo Flaschen dem Haupte des Märtyrers entgegen. In dem ersten Augenblicke dieser Zusammenkunft lösete sich das Blut auf, und überzeugte das Volk, daß es wirklich das Blut des Heiligen sey; und seit der Zeit ist dieses Wunderwerk niemals aussen geblieben.

Wenn nun das Blut zur Verehrung ausgesetzt wird, so wird das Gefäß mit den zween Kristallenen Fläschgen zwischen viele Lichter auf den Altar gesetzt. Ein Priester nähert endlich das Blut dem Haupte, und wird es flüßig, so ruft er aus: il miraculo e fatto! (das Wunder ist geschehen!) Das Volk sieht dieses für ein glückliches Zeichen an. — Will das Blut nicht flüssig werden, so befürchtet es Unglück, und thut sehr kläglich, schlägt sich mit geballter Faust vor die Brust, und sucht sich wohl gar an vermeinten Kezern oder Freymaurern, die es in der Kirche gegenwärtig glaubt, und die minder Andächtigen dafür hält, zu rächen. —

Daß es übrigens wirkliches Blut vom heil. Januarius sey, wird von vielen Katholiken schon lange nicht mehr geglaubt, zumal, da man auf mancherley Art eine dem Blut ähnliche Masse verfertigen kann. Wenn man z. E. 3 Loth Terpentinöhl und 1 Loth Wallrath an gelinder Wärme in einem Glase zusammen schmelzen läßt, dann gute pulverisirte Blätter

vom Alkanabaum hineinschüttet, bis das Gemische blutroth wird, hierauf das Helle in ein anderes Glas gießt, und wohl verstopft, so bekommt man eine rothe Masse, die bey gelinder Kälte wie geronnen Blut aussieht, bey angebrachter Wärme hingegen flüßig wird. —

Ein neuerer Schriftsteller *), der vor einigen Jahren in Neapel war, erklärt sich hierüber folgendermaaßen.

„Neapel ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des 18ten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein großes geistliches Possenspiel darstellt, das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel andrer Länder verlacht wird.

Diese Farce wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frolocken des Volks, wenn das Blut bald zum Fließen gebracht wird, als welches für ein Zeichen der guten Disposizion des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel gehalten wird. — Dieses Fließen hängt größtentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und

*) Siehe v. Archenholz England und Italien II. Th.

und sie also nicht Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen dem die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stundenlang quälen und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann.

Ist es geschehen, so ertönt in allen Strassen der Ausruf: das Wunder ist gethan! Glokken und Kanonen verkündigen es sogleich; man schickt eiligst dem Könige davon Nachricht zu, und wenn er nicht in der Stadt ist, so wird ein Kourier mit dieser glücklichen Bothschaft an ihn abgefertigt.

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände, die dem Anscheine nach kompakte Materie in der Flasche flüßig machen muß. Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altare knienden Personen, wo man denn sehr deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Szene seyn; nur muß er sich alle Zeremonien gefallen lassen, um weder Knie noch Brust zu schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Ungläubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. — Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine

sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen; auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem Blute des heiligen Januarius!“

„Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste that, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut anderer Heiligen auch in Bewegung kommen würde. Und in der That sind auch der heil. Stephanus, der heil. Johannes, der heil. Pantalon und andere Heilige nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heil. Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria, die hier in einer Minoritenkirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird.“ (So weit unser Autor.)

Japaner.

Fast alle Japaner sind bräunlich, bis auf wenige Weiber, deren Farbe der europäischen nähert kommt. — Sie haben kleine Augen, dichte und in die Höhe gezogene Augenbraunen, wie die Tartarn und Chineser, nicht gerade zu platte,

te, aber doch stumpfe und dicke Nasen. — Ihr Haar ist schwarz. Durch ganz Japan, vom Kaiser bis zu den Bauern, giebt es nur eine Mode, das Haar aufzusetzen. Bey Männern ist die Stirne hinauf die Scheitel bis zum Nacken geschoren; das Seiten- und Nackenhaar binden sie über der Hirnschale mit weißem Faden in einen fingerlangen Schopf in die Höhe, so daß der Schopf etwas nach hinten liegt.

Die Köpfe ihrer Priester und Aerzte sind ganz geschoren. — Die Weiber flechten ihre Haare zu einem Kranz, befestigen ihn mit reichen Nadeln, ziehen an jeder Seite einen Theil Haare in der Form eines Paar Flügeln hervor, und zieren den ganzen Kopfputz mit einem Kamm. Auch in ihren Kleidern hat sich seit undenklichen Zeiten die nemliche Mode erhalten. Männer und Weiber tragen ein oder zwey lange und weite Gewänder, im Sommer von leichten und dünnen Stoff ungefüttert, im Winter gefüttert und mit Federn besetzt. Sehr vornehme tragen seidne, der gemeine Mann baumwollene Kleider. Die Gewänder der Weiber sind weiter und reicher, auch können sie öftrer mit Kleidung wechseln.

Was die Religion der Japaner betrift, so beschuldigen sie alle Schriftsteller, welche über ihre Religion geschrieben haben, des Heiden-

thums und der Abgötterey. Es scheint, daß sie auch gar keine Begriffe von dem wahren Gott und dem Verhältnisse, worinnen sie mit ihm stehen, haben. — Sie glauben, daß die Welt keinen Anfang genommen habe, sondern von Ewigkeit her sey.

Nichts destoweniger herrscht in Japan die größte Toleranz und Gewissensfreyheit. Seit einem Jahrhunderte sind folgende drey Hauptreligionen in Japan gangbar gewesen: Erstens die Sekte Xinto, oder die älteste unter allen. Diese betet allein ihre alten Gottheiten und Götzen an. Zweitens die Sekte Bundso, oder die Verehrung auswärtiger Götzen, die aus China, Siam und andern Ländern nach Japan gebracht sind. Drittens die Sekte Siuto, oder die Lehre ihrer Weltweisen und Moralisten.

Unter diesen drey Hauptreligionen, welche gegenwärtig in Japan herrschen, verdient die Religion Xintos, wegen ihres hohen Alterthums und der langen Dauer, die meiste Aufmerksamkeit. Die ältesten und vornehmsten Gottheiten, welche diese Sekte verehrt, werden Amida und Xaca genannt. Die meisten von dieser Sekte behaupten einen künftigen Zustand der Glückseligkeit oder des Elendes, wiewohl sie sich von beyden keinen rechten Begriff machen können. Sie halten es für etwas verdienstli-

ches,

ches, sich selbst zu entleiben, und die Selbstmörder werden bey ihnen fast als Götter verehrt.

So verschieden übrigens die Religionssekten in Japan untereinander sind, so stimmen sie doch alle in folgenden Stücken überein: Erstens nichts zu tödten, und nichts getödtetes zu essen; zweytens keinen Ehebruch zu begehen, drittens nicht zu stehlen, viertens keinen Wein zu trinken, und fünftens nicht zu lügen. —

Die wesentlichen Punkte der Bundsoistischen Religion sind diese:

Erstens, die Seelen der Menschen und Thiere sind unsterblich; sie haben ursprünglich einerley Wesen, und sind nur durch die verschiedenen Körper, die sie beleben, von einander verschieden. —

Zweytens, sobald die Seelen der Menschen vom Körper getrennt sind, so werden sie in einem andern Leben, je nachdem sie gut oder schlimm gehandelt haben, gestraft oder belohnt. —

Drittens, der Aufenthalt der Seligen heißt Gokurackf, (die Wohnung der ewigen Freude,) dieser Freuden giebt es verschiedene Grade. Die Götter sind vollkommner und glückseliger

als

als die Menschen; ja es ist sogar unter den ersten ein Unterschied, je nachdem ihre Naturen geringer oder vortreflicher sind. Bey den Menschen ist der Grad ihrer Verdienste das einzige Maaß ihrer Glückseligkeit. Allein die Freuden dieses glückseligen Aufenthalts sind so groß, daß keiner den seligen Vorzug des andern beneidet.

Viertens, der Ort der Quaal wird Dsigokf genannt. Hier werden die bösen Menschen gepeinigt, doch nicht auf immer, sondern nur auf eine gewisse Zeit, nach Beschaffenheit ihrer Vergehungen. Jemma heißt der Richter an diesem unseligen Orte. Demselben erscheinen in einem Spiegel, den er vor sich stehen hat, alle Laster und Vergehungen der Verworfenen. — Wenn diese verdammten Seelen für ihre Vergehungen gebüßt, so werden sie in die Welt zurück geschickt, nicht aber in Menschen, sondern in unreine Thiere, deren Neigungen mit den Lastern der sündigen Seelen am meisten übereinstimmen. Die Wanderung geschieht Stufenweise, aus schlechtern in edlere Thiere, bis es ihnen endlich wieder erlaubt wird, in menschliche Körper zurück zu kehren. Nun stehet es in ihrer Macht, sich durch einen tugendhaften Wandel zu einer immerwährenden Glückseligkeit vorzubereiten, oder sich wieder durch ein schändliches Betragen den schimpfli-

chen Wanderungen, die alsdann Jahrhunderte dauren, auszusetzen. — —

Die Religion des Bundso hat Diener von verschiedenen Klassen, Priester, Mönche, Ordensmänner, Arten von Bischöfen und einen Pabst, der Siaka oder Xaca heißt. Dieser Statthalter des großen Xaca hat eine unumschränkte Gewalt über alle Vorsteher und Bedienten der Religion. Von ihm hangen alle Mönchsorden ab, Bischöfe, die Tundes heissen, weiht er ein. Alle Streitigkeiten, die über die Bücher des Xaca sich anspinnen, legt er bey, und seine Aussprüche werden für unfehlbar angesehen. Ja seine Macht erstreckt sich sogar bis in jenes Leben. Er verkürzt die Zeit, welche man im Fegfeuer zubringen soll, und dergleichen Dinge mehr. Die Mönche oder Bonzen der Bundsoischen Religion sind in verschiedenen Gesellschaften getheilt, wovon die eine die andere nicht leiden kann, und deswegen auch in verschiedenen Punkten der Religion uneins sind. Ueberhaupt aber beobachten sie Alle eine große Regelmäsigkeit. Sie scheren sich insgesammt die Haare und den Bart; gehen immer mit entblößtem Haupte; enthalten sich des Fleisches, ja sogar auch der Fische, wenn sie nicht eingesalzen sind. Einen großen Theil des Tages bringen sie mit Gebet und Singen zu. Daher kommt es auch, daß sie von dem

Volke

Volke so sehr verehrt werden, ob sie gleich öfters die schändlichsten Dinge begehen. Einer der vornehmsten Grundsätze, den die Mönche dem Volke mit aller Macht anzupreisen pflegen *), ist dieser: daß die Freygebigkeit gegen die Götter und ihre Diener das sicherste Mittel sey, Ansprüche auf die himmlische Wohnung zu machen. —

Japan wird von zween Souverainen beherrscht, einem Geistlichen, oder dem Dairi, der nichts thut, und einem weltlichen, Kubo, der alles macht. Der erstere setzt den Kubo ein, ernennt zu allen geistlichen Würden, empfängt den Besuch von ihm alle fünf Jahre, und lebt dennoch in einer wirklichen Gefangenschaft und Ohnmacht. Wenn der geistliche Monarch zu Meako den Besuch vom Kubo empfängt, so gehört ein ganzes Jahr dazu, um die Anstalten zu machen; — er reiset mit ausnehmender Pracht zu ihm, überhäuft ihn mit Geschenken, und bezeigt ihm einige Verehrung. Nach drey Tagen reiset er zurück.

Die Achtung, welche die Japaner diesem lebendigen Götzen erzeigen, ist unbeschreiblich. Man sieht ihn als einen Gott an, den die Erde

zu

*) Auch die christlichen Mönche haben sich bey dieser Maxime immer sehr wohl befunden.

zu tragen, und die Sonne zu bescheinen nicht werth sind. Haare, Nägel und Bart werden ihm nie anders, als nur im Schlafe abgenommen. Alle Tage wird er mit neuem Geschirr bedient, das nach der Mahlzeit zerbrochen wird. Niemand darf seine Kleider tragen, und alle, die ihn bedienen, werden seines Anblicks niemals gewürdigt. In seinen Zimmern sind 366 Götzenbilder, die wechselsweise bey seinem Bette die Wache haben, und im Fall er nicht gut schläft, Stockschläge bekommen, und auf hundert Tage verwiesen werden.

Die Einkünfte der Stadt Meako sind zum Unterhalt dieses geistlichen Regenten bestimmt, und die Ehrenstellen, die er vergiebt, und mit dem Fürsten. oder Grafentitel übereinkommen, sind ein unerschöpflicher Quell seines Einkommens. — Der Dairi heyrathet gewöhnlich zwölf Gemahlinnen, von welcher nur eine den Titel Kaiserinn führt. Jede hält in ihrem Palaste Hofstaat, und wenn der Dairi gewählt hat, bey welcher er seinen Tag zubringen will, so werden bey ihr die Gastmahle, Spiele und Musik der übrigen zusammen gebracht.

Aus dem Schoose dieses geistlichen Hofes kommen die Superiore der Klöster, die, wie die weltlichen Fürsten, zwey Schwerdter vor sich her tragen lassen.

Der Kubo, der im weltlichen Regimente eben so unumschränkt ist, als der Dairi im geistlichen, residirt zu Jeddo. Seine Leibwache besteht aus 6000 Mann Fußvolk und 20,000 Mann Reuterey.

In Kriegszeiten wird das Heer auf 400,000 Mann gesetzt. Und die Vasallen müssen alsdann eine gewisse Anzahl Truppen stellen, und jeder Fürst und Edelmann muß selbst mit zu Felde gehen, und wer 10000 Gulden Einkünfte hat, muß zwanzig Fußknechte und zwey Reuter unterhalten.

Die Kinder aller Großen müssen in Jeddo erzogen werden, wo sie der Kaiser als Geiseln behält, um sich der Treue der Väter zu versichern. — Wenn ein Großer einen Pallast baut, so muß er allezeit zwey Thore, eines zum ordentlichen, das andere größere zum Eingang für den Kaiser bauen, der ihn bisweilen besucht, und durch seinen Aufwand erschöpft.

Die Einkünfte des Kubo, dessen Krone so wie die des Dairi erblich ist, belaufen sich auf 207 Millionen Thaler. Der Schatz des Kaisers faßt also unermeßliche Reichthümer in sich. Unter ihm stehen die Unterkönige und Statthalter, welche alle Jahre in Jeddo Rechnung ablegen müssen. Der Aufwand des Kubo beläuft sich jährlich auf 40 Millionen Thaler.

Wenn

Wenn er auszieht, so begleiten ihn seine Unterkönige, der Hofstaat, und das Regiment Garde, welches alles Leute von geprüften Verdiensten sind. Die Politik nöthigt alle Vornehmen des Reichs, die den 700 Herrschaften von Japan vorstehen, sechs Monate in Jeddo zu seyn, und der Kaiser erfährt alles, was bey ihnen vorgehet, durch einen Spion, den er jedem unter dem Titel eines Rathgebers zugiebt.

Wohnung, Kleidung, Meublen und Speisen sind in Japan fast eben so, als wie bey den Chinesern. Das gewöhnlichste Getränke ist der Thee, welcher in Japan pulverisirt wird. Auf diesen Theestaub wird siedendes Wasser gegossen, und so lange umgerührt, bis er schäumt und zu einem dünnen flüssigen Wesen aufgelöst ist. Japaner und Chineser trinken ihn ohne Zucker, so wie die Türken den Caffee. Nach dem Thee ist der Sacki, ein Bier von gegohrenem Reise, das gewöhnlichste Getränke der Japaner.

Nichts übertrift die Arbeitsamkeit und den Fleiß der Japaner. — Selbst die Felsen und unfruchtbarsten Gegenden bringen durch ihren Fleiß mancherley Obst, Pflanzen und Wurzeln hervor. Die Mannspersonen schämen sich nicht, selbst den Pflug über steile Felsen zu ziehen, auf welchen Ochsen und Pferde nicht fortkommen können. Die Weiber wetteifern, es der

Thätigkeit und Geschicklichkeit der Männer gleich zu thun, und unterziehen sich auch den schwersten Arbeiten. Dieses ist auch die Ursache, warum die Japaner, obschon das ganze Reich gleichsam mit Bewohnern besäet ist, zumal sie sehr frugal leben, dennoch, da ihr Land alles hervor bringt, aller fremden Hülfe entbehren können.

Ideal.

Ein Ideal ist überhaupt das Vorbild eines Werkes der Kunst, welches der Phantasie des Künstlers bey der Ausarbeitung vorschwebt, es sey in sichtbaren Formen, oder geistigen Beschaffenheiten. Man verbindet aber damit immer den Begriff von Größe, Vortreflichkeit und Erhöhung über die Natur. Die Natur arbeitet bey keinem Geschöpfe auf einen einzigen Zweck, wie es der Künstler mehrentheils thut. —

Wer Eigenschaften, körperliche oder geistige, oder sittliche schildern will, z. E. weibliche oder männliche Schönheit, Stärke, Majestät, der muß das Ideal suchen. Er vereinigt die ausgesuchtesten Züge, die diese Eigenschaften charakterisiren, ein Bild, um den abgezogenen Begriff in der höchsten Richtigkeit sinnlich darzustellen.

So ist die medizeische Venus, — der Apollo im Belvedere, — der farnesische Herkules nach einem Ideal gebildet. So war es der Jupiter des Phidias. Miltons Satan, — Klopstocks Abbadona sind Ideale.

Jeannin.

Dieser merkwürdige Mann, der sieben Könige von Frankreich sahe, schwung sich von einem Advokaten zum Oberpräsidenten des Parlaments von Bourgogne und zum Finanzminister empor. Letzteres Amt verwaltete er mit solcher Treue, daß er sich im mindesten keine Reichthümer erwarb.

Anfangs war er auf der Seite der Ligue, in der Folge aber ein treuer Diener Heinrichs des Großen, der ihn schätzte, aber nicht so belohnte, wie andere, die weniger Verdienst um ihn hatten, aber besser verstunden, sich ihre Dienste bezahlen zu lassen.

Zur Zeit der Pariser Bluthochzeit rettete er vielen Reformirten das Leben. — Man hat von ihm Memoiren, die der Kardinal Richelieu, ein Kenner, sehr schätzte. Jeannin pflegte zu sagen: „Jemehr man selbst Verstand hat, desto mehr weiß man Männer von Talen-

ten zu ehren;“ — und er scheint recht zu haben.

Jesuiten.

Wurden, wie bekannt, vom Ignazius Loyola, einem spanischen Edelmanne, der 1534 die weltlichen Kriegsdienste mit dem geistlichen Stande verwechselte, gestiftet. Pabst Paul III. bestätigte sie, und es wurden ihnen von den folgenden Päbsten viele herrliche Privilegien ertheilt. — Das berufene tridentinische Konzilium nannte sie Clericos Regulares.

Zu den gewöhnlichen drey Klostergelübden, der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit, haben sie das vierte hinzugethan, nemlich sich zu Missionen gebrauchen zu lassen, und die despotische Gewalt und Macht des Pabstes allenthalben zu befördern.

Da sie im eigentlichen Verstande keine Mönche heißen wollten, so duldeten sie auch nicht, daß man ihre Wohnhäuser mit dem Namen eines **Klosters** belegte; sondern sie nannten selbige **Kollegia**. Eben so wenig gaben sie sich mit der gewöhnlichen Beschäftigung der andern geweihten Müssiggänger in der Mönchskutte ab. Sie verkannten folglich die häufigen Andachtsübungen jener ehrwürdigen Kuttenträger; sie hielten keinen Chor.

Sie

Sie hatten sich ein wichtigeres Augenmerk vorgesetzt, wodurch sie das wesentliche ihrer Maximen fortzupflanzen die beste Gelegenheit zu erreichen abzweckten. Aus diesem Grunde verjagten sie die Benediktiner von den Lehrstühlen in den Schulen, und brachten es in allen katholischen Ländern so weit, daß ihnen einzig und allein die Jugend in den Wissenschaften zu unterrichten überlassen worden.

Man muß gestehen, daß sie Künste und Wissenschaften ungemein in Aufnahme gebracht, und viel große Gelehrte gebildet haben. Aber dieses Gute stehet lange in keinem Verhältnisse mit dem vielen Bösen, das sie durch ihre gefährliche, die Gesetze Gottes und die Rechte der Souverainen beleidigende und zerstöhrende Grundsätze gestiftet haben — *).

*) Man darf nur die Schriften eines Santarellus, eines Molina, Bellarmins ꝛc. durchblättern, um durch die eigenen Worte dieser Jesuiten zu beweisen: wie sie dem römischen Hofe die Autorität, Kronen zu geben und wieder zu nehmen, deutlich einräumen; wie sie es für eine erlaubte That halten, einen Souverain, der in den Augen der Mönche ein Ketzer ist, oder der die Rechte des Staats gegen die Eingriffe der Geistlichkeit vertheidiget, oder mit dem das stets mürrische Volk, ein unruhiger Adel, treulose Staatsbediente unzufrieden sind, zu ermorden, u. d. gl. m.

Alles dieses zusammen genommen erwarb den Jesuiten einen allgemeinen Haß. Sie wurden nicht nur mit andern katholischen Orden einiger bösartigen Lehrsätze wegen, insonderheit mit den Dominikanern wegen der Bekehrung der Chineser, in viele öffentliche Streitigkeiten verwickelt: sondern sie zwangen auch durch ihre vielen gespielten Intriguen die weltlichen Mächte, ihre Maximen mit Aufmerksamkeit untersuchen zu lassen. Dadurch entstand, daß sie England räumen mußten, und in Frankreich wegen der Constitutio Unigenitus bey Hofe und der hohen Geistlichkeit in Ungnade fielen.

Ein weit härteres Schicksal betraf sie endlich im Jahr 1761 da das Parlament zu Paris nicht nur verschiedene ihrer Bücher durch den Henker verbrennen ließ, sondern auch ihnen die Unterweisung der Jugend, und die Aufnahme neuer Ordensglieder durch ein Arret verbot. Diesem Beyspiele folgten auch die übrigen Parlamenter Frankreichs, so daß endlich dieser Orden gänzlich aus dem Reiche verbannt wurde.

Im Jahr 1767 wurden sie auch aus allen spanischen Staaten in Europa und Amerika vertrieben, und zufolge einem Befehl des königlichen Staatsraths vom 2ten April des nemlichen Jahres sollen sie zu keiner Zeit mehr wieder in das Reich kommen. Es wurden auch alle ihre Güter konfiszirt.

Ein

Ein gleiches Unglück begegnete ihnen im Jahr 1768 in dem Königreich Neapel, und am 7ten Februar eben dieses Jahres wurden sie auch aus den Herzogthümern Parma und Piazenza, auch kurz nachher aus der Insel Maltha vertrieben. — Endlich wurde auf Veranlassung der hohen Mächte vom Pabst Klemens XIV. ihr fürchterlicher Orden 1773 gänzlich aufgehoben, und ihre Güter von den Landesherren eingezogen.

Ignaz. (der heilige.)

Um den vorhergehenden Paragraphen in etwas fortzusetzen, wollen wir den Stifter des berühmten Jesuiterordens, und dessen Geschichte ein wenig näher beleuchten.

Ignaz von Loyola, ein spanischer Edelmann, der sein Glück im Kriege suchte, wurde in der Belagerung von Pampelona so sehr in den Schenkel verwundet, daß er zu ferneren Kriegsdiensten unfähig blieb. Alle Projekte von künftiger Größe, die er sich entworfen hatte, lagen nunmehr über einen Haufen. Er war arm, und aus keiner mächtigen Familie, und daher sah er kein Mittel, sich am Hofe empor zu schwingen. Dennoch war Ehrgeiz seine

herrschende Neigung, wie sollte er solche vergnügen?

Ignaz hatte einen großen, weitumfassenden tiefdenkenden Geist, und besaß dabey eine gute Portion von Schwärmerey; und welches große Genie ist jemals ohne einen Ansatz von dieser gewesen? — So wie ihm die Lesung der spanischen Romane den Kopf erhitzt hatte, daß er seinen Namen unter den Helden im Kriege zu verewigen suchte, so brachten ihm die Legenden der Heiligen, welche er durchblätterte, während daß er an seiner Wunde zu Bette lag, den ersten Gedanken bey, als der Stifter einer geistlichen Monarchie in dem Tempel des Nachruhms zu glänzen.

Die Gelegenheit war günstig; es hatten sich um diese Zeit verschiedene neue geistliche Orden hervorgethan, und waren ohne viele Mühe von den Päbsten bestätiget worden. Ignaz beschloß ebenfalls, den Stifter eines neuen Ordens abzugeben, aber wie er an der Größe des Geistes alle die andern Ordensstifter übertraf, so sollte auch der seinige alle die übrigen Orden übertreffen.

Er entwarf sich einen Plan mit einer so tiefen politischen Einsicht, und mit einem so weit in die Ferne sehenden Geiste, daß es nicht fehlen konnte, der von ihm gestiftete Orden, obgleich

gleich der Jüngste, mußte allen andern zu Kopfe wachsen. Er entwarf die Ordensregeln, und begab sich mit solchen nach Rom, wo sie von Paul dem vierten bestätiget wurden.

Allein die Ordensregel, welche er dem Pabste vorlegte, war nur die allgemeine, im Innern der Gesellschaft richtete man sich nach andern besondern Regeln. Erstaunen muß man, wenn man die ausgebreiteten Kenntnisse der kirchlichen und weltlichen Verfassung betrachtet, welche der heil. Ignaz *) bey Errichtung seines Ordens gezeigt hat. Er stiftete eine Monarchie, welche zwar den höchsten Grad ihrer Größe nicht erreicht hat, aber auf festen Pfeilern, vermöge ihrer innern Einrichtung, stand, daß, wenn sie sich noch ein Jahrhundert erhalten hätte, sie gewiß durch keine irrdische Macht mehr hätte erschüttert werden können.

Ignaz folgte ganz andern Grundsätzen, als die bisherigen Stifter der geistlichen Orden. Insonderheit entfernte er sich himmelweit von den

*) Der große Kondé verglich den heil. Ignaz mit dem Cäsar, der alle seine Entwürfe lange überdachte, sie aber hernach mit unerschütterter Standhaftigkeit ausführte; — und den ersten Apostel desselben, den heil. Franz Xavier mit dem Alexander, der sich ohne Ueberlegung in die größten Gefahren stürzte.

den Bettelorden. Ob er gleich die Handarbeit bey seinem neuen Orden nicht anbefahl, weil er vielleicht glaubte, sie schwächte das Ansehn der Geistlichen, so gab er seinen Kindern doch Beschäftigungen genug. Sie mußten studieren, aber so, wie er es in seinem Plane vorschrieb. Alles vereinigte sich bey seiner Stiftung auf einen großen Endzweck. Er nahm nicht jeden ungehobelten Menschen auf, der von Haus weglief, um im Müßiggange von andrer Arbeit unterhalten zu werden. Die Mitglieder seines Ordens mußten helle, muntre Köpfe seyn, welche zuvor genugsam geprüft worden, und um die jungen Leute recht kennen zu lernen, machte er den Unterricht der Jugend zu einer Hauptbeschäftigung seines Ordens. —

Man würde zu weitläuftig werden, wenn man sich noch länger bey seinen weisen Maaßregeln, zur Gründung seiner Gesellschaft, aufhalten wollte, nur dies kann man nicht vorbeygehen lassen, daß in keinem von allen geistlichen Orden ein so unumschränkter Gehorsam herrschte, als bey der Gesellschaft Jesu. Die strengste militärische Subordinazion ist nicht damit zu vergleichen. — Der über alle andere erhabene Ignazius wußte sich diesen Gehorsam schon bey seinem Leben in einem solchen Grade zu verschaffen, daß man darüber erstau-

nen

nen muß. Wir wollen hier einige Exempel beyfügen, um dies gesagte zu bekräftigen.

Ignaz erhielt einmal einen Besuch von dem Fürsten Kolonna, welcher sich ziemlich lange bey ihm verweilte. Während der Zeit kam ein Laienbruder von seiner Gesellschaft, der dem Heiligen etwas angelegenes zu berichten hatte. Ignaz, der eben in einem Gespräche mit dem Fürsten begriffen war, das er nicht unterbrechen wollte, sagte zu dem Bruder, er sollte sich unterdessen niedersetzen. Dieser blieb aber aus Ehrerbietnng stehen. Ignaz wiederholte seinen Befehl, und als der Bruder wieder nicht gehorchte, so nahm er den niedrigen Sessel, auf welchem dieser hätte sitzen sollen, hieng ihm solchen um den Hals, und sagte: „Weil ihr euch geweigert habt, meinem Befehle zu folgen, euch auf diesen Sessel zu setzen, so sollt ihr denselben auf euch tragen“ — und der andere blieb auch in dieser beschwerlichen Stellung ohne den Mund aufzuthun, so lange, zum großen Erstaunen des Fürsten, bis solcher weggegangen war. —

In Spanien befand er sich einmal in einer Kirche, wo ein Priester seines neugestifteten Ordens Messe las. Er wartete, bis solcher auf dem Punkte war, zur Wandlung zu schreiten. Jetzt ließ er ihn zu sich rufen. Der Priester glaubte, die heilige Verrichtung, in

der

der er begriffen war, gehe dem Befehle des Generals vor, und kam nicht eher, als bis die Messe geendigt war. Da erhielt er nicht nur einen scharfen Verweis, sondern mußte auch den ganzen Tag über in der Sakristey verbleiben.

Der heil. Franz Xavier schrieb ihm, daß, da er nun seine Mißion zu Goa geendigt hätte, er in weiter entfernte Länder gehen zu dürfen wünschte, und ersuchte um die Erlaubniß dazu. Die Antwort des Generals war sehr lakonisch. Sie bestand in den einzigen lateinischen Buchstaben I! Gehe! — So wußte Ignazius seine Untergebenen zum Gehorsam anzuhalten.

An diesem neuen, mit so vieler Klugheit gegründeten Orden erlebten die Bettelmönche ihren gefährlichsten Feind. Beym ersten Auftritte der Jesuiten waren sie an allen Höfen, in den Häusern der Großen, in den Hütten der Armen willkommen. Sie hatten allenthalben Zutritt, erfuhren alle Familiengeheimnisse, und machten sich solche zu Nutze. — Alles den Absichten der Gesellschaft Jesu gerade zuwider, welche daher gezwungen waren, diese Leute vor sich her zu verdrängen, um sich eine offene Laufbahn zu verschaffen.

Dies war in kurzer Zeit geschehen. Das gute Ansehen und die gute Lebensart der Jesuiten verschafte ihnen bald den Eingang in die vor-

vornehmsten Häuser. Die Vergleichung zwischen ihnen, und den schmutzigen, ungestümen, und oft groben Mindernbrüdern und Kapuzinern mußte nothwendig zu ihrem Vortheile ausfallen. Vom einem Hause wurden sie ins andre empfohlen. Die Erziehung der Jugend gereichte sehr zu ihrem Vortheile. Der Arme durfte wie der Reiche seine Kinder ohnentgeltlich zum Unterrichte schicken. Hier ist die Frage nicht davon, ob sie ohne eine bestimmte Bezahlung, nicht durch Nebenwege, besser für ihren Unterricht bezahlt wurden, als vermittelst derselben würde geschehen seyn. Genug, sie erhielten dadurch einen großen Vorzug vor den Bettelmönchen.

Ferner sah man bald ein, daß die Jesuiten an Wissenschaft und Gelehrsamkeit den Kindern des heil. Franziskus weit überlegen waren. Nach und nach wurden diese von den Lehr- und Predigtstühlen vertrieben. Großer Schade für sie; der dadurch noch größer wurde, daß sich die Jesuiten auch in die Beichtstühle eindrangen, dadurch vollends in allen Familien Zutritt erhielten, von einer großen Menge reicher und angesehner Leute zu Gewissensräthen erwählt wurden, und in solchen Familien den Bettelmönchen alle Vortheile entzogen, die sie sonst aus milden Vermächtnissen hatten genießen können.

Auch in den Missionen thaten ihnen die Jesuiten die größten Eingriffe. Schnell breiteten sie sich in allen vier Welttheilen aus. In Europa wurden sie von allen katholischen Fürsten zu Beichtvätern angenommen. In Amerika regierten sie unter dem Schutze der Spanier und Portugiesen unumschränkt. Nach Afrika zogen sich nur wenige von ihren Vätern, weil bey den wilden Nazionen wenig zu holen war. Das armselige Leben unter denselben überliessen sie den Kapuzinern willig. In Asien gab es am meisten für sie zu thun. Diejenigen Provinzen, welche Nutzen für ihre Gesellschaft bringen konnten, waren ihnen bald bekannt. Die armen Missionarien, welche solche im Besitz hatten, waren bald verdrängt, denn die Jesuiten wußten sich in alle Köpfe zu schicken, und waren gelind und nachgebend. Sie kleideten sich nach der Art der Nazionen, und dieses war deren Augen angenehmer, als der widerwärtige Habit der Bettelmönche. Sie besaßen Wissenschaften, welche in diesen Gegenden noch unbekannt waren, und die Kinder des heil. Franz keine. Asiatische Völker liessen sich durch mathematische und physikalische Spielwerke so gut einnehmen, als wilde Amerikaner durch Nürnberger Waaren. Sie richteten sich allenthalben nach den Sitten der Einwohner. In kurzer Zeit hatten sie die Oberhand,

hand, und die Bettelmönche sahen sich von ihren einträglichsten Mißionen verdrungen.

Ohne allen Streit und Widersetzlichkeit konnte solches freilich nicht geschehen. Die Bettelmönche wollten sich nicht so ganz geduldig aus ihrem Besitze treiben lassen. Es entstanden daher viele Händel, welche dem päbstlichen Stuhle Mühe und Arbeit verursachten. Man darf nur an die Streitigkeiten in China und Tonquin, an die Sache des P. Norberts und andere dergleichen Dinge denken. Man führte Federkriege, worinnen die Jesuiten den Bettelmönchen weit überlegen waren, und das Resultat von allem war endlich, daß beyde Theile einander zum großen Aergerniß der Kirche verlästerten. Doch mußten die Jesuiten endlich unterliegen, und waren die ersten, die durch ihre Aufhebung unterliegen mußten. Die Bettelmönche genossen jedoch ihre Freude nicht gar zu lange; die Zeit der Aufhebung ihrer Orden scheint zwar noch nicht gekommen zu seyn, allein die Aufhebung ihrer Klöster wird in den meisten katholischen Staaten, denen es um Aufklärung des Volks zu thun ist, mit dem löblichsten Eifer betreiben.

Imam.

So nennen die Mohamedaner denjenigen, der das Haupt ihrer Versammlung in den Moscheen ist. Das Wort bedeutet einen Anführer oder Regierer, und wird auch demjenigen auf eine vorzügliche Weise beygelegt, welcher so wohl in geistlichen als weltlichen Dingen die höchste Macht besitzt. — Es giebt in jeder Stadt untergeordnete Imams, welche dem obersten Imam, jedoch nur in Absicht auf die Religion, vorstellen.

Wenn in der Religion der Muselmänner des Imams ohne einigen Unterschied Meldung geschieht, so wird solcher Name allemal auf den rechtmäßigen Nachfolger des Mohamed, als des Urhebers der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit eingeschränkt.

Die Kalifen eigneten sich den Titel und die Verrichtungen des Imam zu, und hegten einen so großen Eifer für diesen Karakter, daß der Sultan Almanon, als er einst in eine Moschee kam, es ungnädig nahm, daß eine Privatperson das öffentliche Gebet verrichtete, weil er es für einen Eingriff in seine Macht hielt.

Die Mohamedaner kommen in Bestimmung der Würde und anderer Umstände dieser Bedienung nicht vollkommen mit einander überein.

ein. Einige glauben, sie sey durch ein göttliches Recht einer Familie eigen; andere aber meynen, sie sey nicht auf eine so unveränderliche Art an ein Geschlecht und Abstammung verknüpfet, daß sie nicht könne auf ein anderes Haus gebracht werden, und sagen, ein Imam könne wegen seines üblen Verhaltens abgesetzt, und sein Amt einem andern anvertrauet werden.

Die Schiiten, oder Nachfolger des Ali, eignen diese Bedienung bloß der Familie des Ali, als des einzigen Erben des Mohameds zu. Deswegen erkennen sie niemanden für das Haupt der Religion, welcher seine Abkunft von dem ersten Imam in gerader Linie nicht beweisen kann.

Es giebt an den besondern Moscheen Imams, welche mit unsern Pfarrern verglichen werden können. Sie verrichten den Gottesdienst nach der öffentlichen Liturgie, wenn sie für ihren Fürsten bethen, und eine Rede zu dem Volke halten. — Es war eine von den Verrichtungen des Kalifen, das Amt des Imam in der Hauptmoschee des Orts, wo sie sich aufhielten, alle Freytage zu verwalten; und, wenn sie solches nicht selbst verrichten konnten, eine vornehme Person dazu abzuordnen.

Indianerinnen.

Seit der Zeit, daß in Indien die Gewohnheit eingeführt worden, die Leichen zu verbrennen, ist es auch daselbst Mode geworden, daß sich die Wittwen mit der Leiche ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen ließen.

Ueberhaupt kann sich dort keine von den Weibern eines Mannes, die einmal mit dem Verstorbenen zu Bette gegangen ist, wieder verheyrathen, und da sie gezwungen sind, sich die Haare abzuschneiden, und ihre übrige Lebenszeit in einer sehr strengen Wittwenschaft zuzubringen; so finden sich noch hin und wieder welche, die dergleichen Stand lieber meiden, und sich daher, zuweilen auch aus Liebe zu ihren verstorbenen Männern, verbrennen.

Hiezu werden sie zwar insgemein nicht gezwungen, ausser wenn etwa ein großer Herr mit Tode abgeht; denn in diesem Falle zwingt man eine oder etliche seiner Weiber, sich dem Leichenbegängnisse des verstorbenen zu Ehren mit verbrennen zu lassen. Manchmal aber geben auch die Weiber von freyen Stücken der Leiche ihres Mannes das Geleite auf den Scheiterhaufen.

Bernier, der eine Zeitlang im vorigen Jahrhunderte Leibarzt des großen Moguls war, ist

ist bey diesem Schauspiel oft zugegen gewesen, und hat es mit angesehen, daß sich manche Weiber mit einer Standhaftigkeit und Entschlossenheit haben verbrennen lassen, die sich eben so schwer beschreiben, und gehörig vorstellig machen läßt, als das abscheuliche Trauerspiel selbst, dessen Gegenstand sie sind. Er kam eines Tages an einen Ort, wo er 4 bis 5 Braminen fand, die einen Scheiterhaufen, auf dem eine Frau bey der Leiche eines Mannes saß, von allen Seiten anzündeten. Fünf Weibspersonen von mittlern Jahren hielten einander bey der Hand, sangen und tanzten um den Graben herum, da indeß eine große Menge Volks immer die Augen auf sie gerichtet hatte. — In einem Augenblicke stand der Scheiterhaufen überall im Feuer, ohne daß die Frau Unruhe zu empfinden, oder sich zu ängstigen geschienen hatte. Was aber das seltsamste war, so stürzte sich eine von den Tänzerinnen mit dem Kopfe voran in dem Graben, und die andern folgten ihr nach, ohne sich das mindeste von Schrecken merken zu lassen. Es waren fünf Sklavinnen, die ihrer Gebieterinn, da sie ihrem Manne während ihrer Krankheit das Versprechen thun hören, sich mit ihm zu verbrennen, aus Mitleiden und Liebe versprochen hatten, sich mit ihr zugleich verbrennen zu lassen.

Eben dieser Reisende sah auch zu Surate eine andere in ihren besten Jahren, die nicht häßlich war. Es ist nicht möglich, sagte er, die wilde Fröhlichkeit zu beschreiben, die sie aus ihrem Gesichte blicken ließ; mit was für Entschlossenheit sie gieng, sich waschen ließ, und bald mit dem, bald mit jenem schwatzte; mit was für einer Fühllosigkeit sie die Zuschauer anguckte, ihre kleine Feldhütte betrachtete, in dieselbe hineingieng, sich auf den Scheiterhaufen setzte, ihres Mannes Kopf auf ihren Schooß nahm, und selber mit einer Fackel von innen das Feuer anzündete, da es indessen die Braminen von aussen auf allen Seiten ansteckten, und dann das Feuer zuschürzen. —

Genug von dergleichen Beyspielen einer seltsamen Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit! — Nun noch etwas von ihrem Witz.

Ein reicher Banyan, der im Dienst des großen Moguls gestorben war, hinterließ einen sehr verschwenderischen und liederlichen Sohn, dem seine Mutter eben deswegen kein Geld in die Hände geben wollte, weil er so unbesonnen damit umgieng. Diesem Jünglinge gaben seine Schwärmkameraden den Rath, sich über seine Mutter bey Kaiser Schach-Jehan zu beschweren. Der Bube war auch so dumm, daß er diesem treuherzig entdeckte, was für ein

großes

großes Vermögen sein Vater hinterlassen hätte, welches sich auf zweimal hunderttausend Rupien (oder 12 Tonnen Goldes) belief.

Der geizige Schach-Jehan, der lieber dieses Geld sogleich gehabt hätte, ließ die Witwe zu sich holen, und befahl ihr in voller Versammlung, sie sollte ihm sogleich 100,000 Rupien herschicken, und ihrem Sohn 50,000 geben; und da er das gesagt hatte, befahl er, sie zur Thür hinaus zu stoßen.

Die Alte erschrack zwar nicht wenig über diesen Befehl, und befand sich in keiner geringen Verlegenheit, da sie sahe, daß sie in aller Geschwindigkeit zur Thür hinaus geworfen ward, ohne daß sie hätte ihre Einwendungen vorbringen können; aber demohngeachtet verlor sie ihre Gegenwart des Geistes nicht. Sie rufte überlaut, sie hätte dem Kaiser noch etwas zu entdecken; und dies machte, daß man sie wieder vor den Schach-Jehan brachte.

„Gott erhalte Eure Majestät! — war ihre Antwort — ich sehe wohl, daß mein einziger Sohn einigermaßen Recht hat, wenn er seines Vaters Vermögen von mir fodert, denn er ist von seinem und meinem Blut, folglich unser beyder Erbe; aber ich möchte doch gerne wissen, wie nah Eure Majestät mit meinem seligen Manne verwandt gewesen wären, weil Sie sein Erbe seyn wollen?“

Schach-Jehan, da er diese naive Anrede hörte, konnte sich des Lachens darüber nicht enthalten, und befahl, man sollte sie hingehen lassen, ohne ihr etwas abzufordern.

Indostan.

Wenn man seine Blicke auf dieses weitläuftige Land, dessen Länge und Breite auf 240 deutsche Meilen gerechnet wird, richtet, kann man nicht, wie Raynal bemerket, ohne Betrübniß sehen, wie die Natur alles zur Glückseligkeit des Menschen gethan, der Mensch aber ihr mit allen Kräften entgegen gearbeitet hat. Die Eroberungswuth, und eine andere Plage, die beynahe eben so zerstöhrend ist, die Habsucht der Handelsleute, haben das schönste Land auf der Welt bald verheeret, bald unterdrückt. —

Obgleich die Indostaner durch des Moguls despotische Gewalt sehr geschwächt sind, so behalten sie doch einen Theil des tartarischen Muths ihrer Vorfahren, und der Ruhm Tamerlans belebt in ihrem Herzen den Geist der alten Tapferkeit. Ihre Gesinnungen sind edel, ihre Sitten gefällig, ihre Aufführung höflich, ihr Umgang geistreich und angenehm, und sie haben ein starkes Temperament. Die Einwohner des Landes werden in vier Hauptklassen abgetheilt,

getheilt, nemlich in Braminen, in Kutte-reys, in Schuddereys und in Wise.

Die Braminen oder Priester sind die Gesetzverständigen der Nazion, die das Gesetzbuch Vedam erklären, und Kirchen und Schulen besorgen müssen. Sie haben ihren Namen von Brama, dem ältesten Sohn des Pourous, des ersten Menschen, nach der Indostaner Meinung, dem das Gesetz gegeben wurde, und werden in 82 Familien oder Sekten eingetheilet. Sie stehen in solcher Achtung bey der Nazion, die beynahe göttlich ist. Es wird keine Heyrath vollzogen, wobey man nicht den ersten Beyschlaf der Bräute einem Braminen opfert, und die Männer übertragen, wenn sie verreisen, auch den Braminen das Vikariat bey ihren Weibern. Kein Bramine kann irgend eines Verbrechens wegen am Leben bestraft, sondern nur blos seines Gesichts beraubt werden. Auch im Kriege darf niemand einen Braminen tödten. Sie sind in allen Wissenschaften bewandert, aber ihr Hauptstudium ist von jeher die Sterndeuterey gewesen, und ist es auch noch; weil sie daraus wegen des Aberglaubens der Nazion ihren größten Vortheil ziehen können. Es legt sich auch ein ansehnlicher Theil der Braminen auf die Erlernung der Arzneygelahrtheit; ihre Heilungsart ist aber von der unsrigen sehr weit verschieden.

Die Kuttereys, oder die Kriegsleute, zu welchen ihre Rajahs oder Könige gehören, haben ihren Namen von Kutterey, dem zweiten Sohne des Pourous, und weil ihm die Herrschaft und Regierung übergeben wurde, so sind alle Könige und Soldaten von diesem Geschlechte und Stamme.

Die Schuddereys, oder die Kaufleute, leiten ihren Ursprung vom Schudderi, dem dritten Sohne des Pourous her. Und da ihm die Handlung zu seinen Geschäften bestimmt wurde, so legen sich alle, die von diesem Stamme sind, auf selbige. Sie werden auch Banyanen genannt, welches soviel als ein unschuldiges und frommes Volk bedeutet, wie sie es denn auch in der That sind. In ihrem Charakter trift man die größten Merkmale der Sanftmuth an, und sie haben einen Abscheu gegen alles Blutvergießen, und sind daher zum Soldatenstand eben so ungeschickt, als die Quäker. Sie belegen Niemand mit einer Lebensstrafe, und verabscheuen alle Arten der Todesstrafen. Ihr zärtliches Betragen erstreckt sich auch auf die Thiere, und sie halten es für grausam und unmenschlich, sie zu tödten und das Fleisch zu essen; ja sie setzen jährlich ansehnliche Summen zur Unterhaltung der Thiere aus, so wie bey uns für die Armen geschiehet. Eine Meile von Surate haben sie sogar ein großes

Hospital

Hospital für Ochsen, Kühe, Ziegen, Hunde und andere kranke Thiere angelegt.

Die Banyanen richten auch jährlich einmal ein großes Gastmal für alle in ihren Häusern befindlichen Fliegen, von süßer Milch und Zucker in großen flachen Schüsseln an, die sie auf die Tische herumsetzen. Man findet im ganzen Orient kaum eine Nazion, welche furchtsamer und zaghafter wäre, als die banyanische. Sie erduldet alles, und wird nicht leicht beleidiget.

Ihre übrigen Tugenden ersetzen hingegen den Mangel der Herzhaftigkeit hinlänglich. Sie verrichten mit der größten Genauigkeit alle Aufträge, welche ihnen sowohl von Einheimischen als Ausländern anvertraut werden. Man giebt ihnen indessen Schuld, daß sie dem Geiz und der Gewinnsucht ausserordentlich ergeben sind. Ihre Reichthümer bestehen in Geld und Juwelen, die sie sehr geheim halten; und aus Furcht, sie zu verlieren, treiben sie ihren vornehmsten Handel des Nachts, und machen überhaupt keinen großen Aufwand. Sie haben mit den Braminen viele Aehnlichkeit *). Die

unter

*) Und man muß gestehen, mit den Holländern. Sparsamkeit, Gewinnsucht, Phlegma, Aufhäufung der Reichthümer, alles haben sie mit ihnen gemein.

unter den Banyanen gewöhnliche Art des Kaufens und Verkaufens ist sehr besonders, und geht von allen Völkern ihrer ganz ab, und sie müssen nach ihren Gesetzen gerecht handeln, weder betrügen, noch zu viel Profit nehmen.

Der Stamm der **Wise**, oder das gemeine Volk, hat seine Benennung von dem vierten Sohne des **Pourous**, welcher der Lehrmeister der Handwerker war. **Wise** zeigt eine Person an, die gerne einem andern Dienste erweiset. Man nennt diese Leute gegenwärtig gemeinhin **Gentils**, oder **Gentoos**, und theilt sie in zwo Arten ein, in die reinen und in die unreinen. Die Letztern nehmen sich in Ansehung ihrer Speisen große Freyheiten heraus, und essen Fische und Fleisch. Die reinen Gentils hingegen, welches die Handwerksleute sind, folgen der Regel der Banyanen in Ansehung der Speisen; sie essen kein Fleisch, und trinken auch keinen Wein. Dieser Stamm ist der zahlreichste unter den vieren.

Ausser diesen vier Hauptstämmen finden sich noch eine besondere Gattung von Leuten, die sich mit den niedrigsten Arbeiten abgeben, womit sich die andern nicht gern befassen. Sie heißen **Perreaer**, und machen gleichsam einen fünften, und von den andern vieren ganz verschiedenen Stamm aus. Sie müssen ausserhalb den Städten leben, und ihre Häuser auf dem Lande,

abge-

abgesondert von den übrigen Dörfern, bauen. Sie dürfen sich den Braminen nicht nahen, auch keine Tempel betreten; weil sie für unrein gehalten werden. Ihre Hauptbeschäftigung ist, Leder zu verkaufen, welches sie selbst zubereiten.

Die verschiedenen Stämme der Indostaner unterscheiden sich von einander theils durch den Schnitt ihrer Bärte, theils durch das verschiedene Bemalen ihrer Leiber und Stirnen, theils durch das Flechten ihrer Turbane. Sie heyrathen niemals aus dem Stamme, zu welchem sie gehören, und die Kinder werden immer in der Profession erzogen, die der Vater treibt.

Die Indostaner überhaupt leben sehr mässig, und begehen nie eine Ausschweifung weder im Essen noch Trinken, und haben einen Abscheu gegen starke Getränke. Gegen das Frauenzimmer begehen sie nie eine unanständige Handlung. Den Armen und Nothleidenden beweisen sie die thätigste Hülfe, und die Familien theilen einander ihr Vermögen mit, wenn es ihnen daran fehlt. Kurz, ihr Leben ist eine besondere Emsigkeit. — Ihre Heyrathen geschehen sehr früh, und zwar im 7ten Jahre, weil es bey ihnen eine der glückseligsten Handlungen des Lebens ausmacht, verheyrathet zu seyn, jedoch halten sie nicht eher als im 15ten

Jahre

Jahre Beylager. — Die Vielweiberey ist bey ihnen nicht eingeführt. Die Kinder werden von den Braminen mit Wasser und Oel getauft. — Ihre Todten verbrennen sie gemeiniglich statt dem Begraben, und es ist gleichsam zur Mode geworden, daß sich die Wittwen mit dem Leichnam ihres Mannes, wie vorhin schon gesagt, mit verbrennen lassen. — Sie werden zwar nicht dazu gezwungen, allein da sie ihre Haare abschneiden, und den Rest ihres Lebens als verachtete Geschöpfe hinbringen müssen, so verbrennen sie sich gewöhnlich lieber, sowohl um dieser Beschimpfung zu entgehen, als auch aus Liebe gegen ihre Männer.

Die zahlreiche Mannschaft, welche der große Mogul beständig im Sold erhält, macht ihn zum furchtbarsten Monarchen, so wie ihm seine Einkünfte, die sich jährlich über 500 Millionen Thaler erstrecken, zum reichsten unter allen machen. — Der Kaiser mag sich aufhalten, wo er will, zu Agra oder zu Deli, oder wo sonst, so hat er allezeit eine Wache von 100,000 Mann zu Fuß und 50,000 Mann zu Pferde bey sich. Die ganze Kriegsmacht besteht überhaupt aus 600,000 Mann Infanterie, und 300,000 Mann Kavallerie, nebst 14000 zum Streit gerüsteten Elephanten. Zu Agra oder Deli, wo sich der Hof aufhält, liegen gewöhnlich 150 bis 200,000 Mann. Zu Lahor 36,000.

Zu

Zu Guzuratte 10,000. Zu Malwey, Pantano, Multan und Kabul gewöhnlich 6 bis 7000 in jeder Stadt. Die Landschaften Tata, Bokas, Ureka und Kaschemire haben jede 4000 Pferde. In Dekan, Barar, Brampur, Baglana und Nande befinden sich in jedem 7 bis 8000, und in Bengalen 4000 Pferde. In Ugen, Visapour, Golkonde und in Karnate liegen in jedem 15000 auch 20000 Mann. — Im Kriege müssen die Provinzen doppelte Mannschaft stellen, und die Vasallen des Kaisers, die Rajahs, liefern ebenfalls Hülfsvölker.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man sich in Europa vorstellet, diese Heere wären mehr der Menge, als der Tapferkeit wegen schrecklich. Nicht Muth, sondern Kriegskunst und Geschicklichkeit, sich der Waffen zu bedienen, mangelt dieser Mannschaft. An der Kriegszucht und Fertigkeit würde sie der unsern sehr weichen; aber sie übertrift darinnen alle Indianer, und die meisten auch an Tapferkeit. Ohne auf die tartarischen Eroberer zurück zu gehen, die man als der Mogolen Vorfahren ansehen kann, so ist gewiß, daß Ekbar und Aurengzeb nur durch die Tapferkeit ihrer Völker die Grenzen ihres Reichs so weit erstreckt haben, und daß der letzte ganz Osten mit dem Schrecken seines Namens erfüllt hat.

Die große Handlung, die in ganz Indostan, besonders auf den Seeküsten getrieben wird, macht dieses Land zu einem von den reichsten in der Welt, so wie es durch seine Fruchtbarkeit eines der bevölkertsten ist. — Die Hitze ist ausserordentlich groß, doch wird sie durch den häufigen Regen etwas temperirt.

Alexander der Große war in den ältesten Zeiten der Eroberer dieses Landes; nach ihm im 13ten Jahrhundert ein tartarischer Prinz Namens Gengiskan, und 200 Jahre nachher der bekannte Timur-Bec oder Tamerlan, und in unsern Zeiten wurde es von dem persischen König Thamas Koulikan 1739 feindlich angegriffen und geplündert. —

Die Europäer besitzen in diesem Lande folgende Oerter: nemlich die Engländer Bombay und St. George. — Die Dänen Tranquebar. — Die Franzosen Pondichery. — Die Holländer Cananor, Cochin, Malaka und Paliacate, — und die Portugiesen Daman, Diu und Goa.

Indulgenz.

In der katholischen Kirche versteht man darunter die Erlassung der den Sündern bestimmten

Strafen,

Strafen, welche die Kirche ertheilet, und welche die Sünder von dem Fegfeuer befreyen soll.

Klemens VI. eröfnet in seinem Dekretalbriefe, oder in seiner Verordnung, so in der römischen Kirche durchgängig angenommen worden, daß der Heiland einen unendlichen Schatz von Verdiensten, welche sich auf seine, der heiligen Jungfrau und der Heiligen Leiden gründeten, hinterlassen habe, und daß die Hirten der Kirche, vornemlich aber die Päbste, als die obersten Verwalter dieses Schatzes, die Macht hätten, solchen den Lebenden, Kraft der Schlüssel, und den Todten durch ihre Wahlstimme zuzuwenden, um sie von ihren Strafen zu befreyen, indem sie eben so viel, und nicht mehr aus diesem Schatze nähmen, als sie glaubten, daß die Schuld erfordere, und Gott opferten. —

Die Macht, Indulgenz, oder Ablaß zu ertheilen, ist sehr gemißbraucht worden. Auf der Kostnitzer Kirchenversammlung 1415 ward es hauptsächlich Johann dem XXIII. zur Last gelegt, daß er seine Legaten bevollmächtigte, alle Arten der Verbrechen gegen Bezahlung einer Summe Geldes zu vergeben. — Der Pabst Leo X. schrieb, um die Peterskirche zu Rom prächtig erbauen lassen zu können, Ablaß aus, und versprach allen denjenigen völlige Vergebung ihrer Sünden, welche Geld geben wür-

den. Da er fand, daß dieser Entwurf von statten gieng, so gab er seiner Schwester, der Prinzessinn Cibo, die Einkünfte des Ablasses in Sachsen und den benachbarten Ländern, und verpachtete die übrigen Länder an die Meistbietenden, welche, um einen bessern Verkauf zu haben, die geschicktesten Prediger aufsuchten, welche die Vorzüglichkeit ihrer Waare anpriesen *).

„Glückliche Zeiten für die Sünder! — ruft ein neuerer Schriftsteller aus — Ihre Verbrechen wurden geschätzt, und ihre Vergebung zu einem öffentlichen Ausrufe angeschlagen. Die Apostolische Kanzley bestimmte den Sünden einen ziemlich leidlichen Preis! u. s. w.“ **)

Dieser ungemeine Mißbrauch des Ablasses trug nicht wenig zu der Reformazion in Teutschland, wo Doktor Martin Luther sich auf Veranlassung seines Klostervorstehers erst den Ablaßpredigern, und hernach dem Ablasse selbst widersetzte, bey. — Seit der Zeit haben die Päbste diese Macht sparsamer ausgeübt, welche indessen dennoch ihnen immer eine reiche Erndte in der alten und neuen Welt verschaffet. Insonderheit schickt der Pabst Bullen von Rom nach Indien, wo das Stück für zween, oder

auch

*) Siehe Maimbourg Hist. Luth.

**) Siehe Rel. Cer. T. I. Art. Indulgences.

auch manchmal mehrere Realen gekauft wird. — Der Pabst ertheilt nicht weniger manchen Personen Ablaß in der Todesstunde; d. i. er erlaubt ihnen durch einen Gnadenbrief, sich nach ihrem Gefallen einen Beichtvater zu wählen, welcher bevollmächtigt ist, sie von allen ihren Sünden überhaupt loszusprechen *).

Dugdale erzählt in seiner Hist. of St. Pauls: Als man die alte Kirche des heil. Pauls zu London gebauet, so hätten die von 1228 auf einander folgenden Bischöffe, um die Mildigkeit frommer Personen zur Fortsetzung dieses Gebäudes zu reizen, durch ganz England und Irrland Ablaß zur Erleichterung der Buße ertheilet; und durch dieses Mittel scheine dieser Bau um 1312 geendiget worden zu seyn. — —

Inquisizion.

Oder das heilige Offizium, ist ein päbstliches Gericht in verschiedenen katholischen Ländern, welches sich um die Ketzer bekümmert und bestraft. — Ehe der weltliche Staat das Christenthum annahm, wurden nirgends anders, als vor den Gerichten der Bischöffe, die Sachen des Glaubens und der Lehre untersucht;

*) S. Brougton Art. Indulg.

und man wußte keine andere Strafe der Ketzer, als den Bann.

Aber als die römischen Kaiser sich zu der christlichen Religion bekannten, so hielten sie sich für verbunden, sich in die Bestrafung der wider Gott begangenen Verbrechen zu mengen, und machten aus diesem Grunde Gesetze, (welche in dem Kodex des Theodosius und des Justinian stehen,) so den Ketzern die Verbannung und den Verlust ihrer Güter bestimmten. Solchergestalt gab es einen geistlichen und weltlichen Gerichtshof wider die Ketzer. Der erstere sprach das Recht, machte die Ketzerey kund, und that die Ketzer in den Bann. Wenn dieses geschehen war, so setzten die weltlichen Gerichtshöfe die Sache fort, und straften diejenigen, welche der Ketzerey überwiesen waren, an ihren Personen und Gütern.

So verfuhr man bis auf das achte Jahrhundert. Von dieser Zeit an wurde die Gerichtsbarkeit der Abendländischen Bischöffe über die Ketzer vergrößert, und sie hatten nunmehr Macht, solche sowohl zu überweisen, als mit Gefängniß und andern Arten der Zucht zu bestrafen, welche sich auf die Canones und die Gewohnheiten gründeten; doch konnten sie nicht die kaiserlichen Gesetze der Verbannung an ihnen vollstrecken. Diese Art der Gerichtsbarkeit wurde 300 Jahre hindurch bis auf das zwölfte

Jahr-

Jahrhundert gemächlich fortgesetzt, da das große Wachsthum und Macht der Ketzereyen (wie man sie nennt) die Kirche nicht wenig zu beunruhigen anfiengen.

Inzwischen konnten die Päbste weiter nichts thun, als Legaten und Prediger abschicken, welche sich Mühe gaben, die Ketzer, insonderheit die Albigenser, welche um diese Zeit in Languedok viele Unruhe erregten, zu bekehren. — Pabst Innozenz III. schickte den Dominikus nebst seinen Anhängern aus, um die katholischen Fürsten und das Volk zur Ausrottung der Ketzer aufzumuntern, und befahl ihnen, die Anzahl und Beschaffenheit der letztern zu untersuchen, und eine zuverläßige Nachricht davon nach Rom zu schicken. Sie bekamen daher den Namen der Inquisitoren; und dieses gab Gelegenheit zu dem fürchterlichen Gerichte der Inquisizion, welches in ganz Italien und dem spanischen und portugiesischen Gebiete, und mehr andern Ländern nach und nach eingeführt wurde.

In Spanien wurde es zur Zeit der Königinn Isabelle im Jahr 1477 eingeführt. Denn da diese Königinn damals nach Sevilla kam, machte der dortige Erzbischof und Kardinal Gonzales Mendoza den Plan dazu, welcher hauptsächlich dahin abzielte, die Mauren und

Juden aus dem Reiche zu vertreiben und zu vertilgen *), und Franzisko Ximenes, damaliger Generalkommissarius des Franziskanerordens, und Beichtvater der Königinn, der hernach Kardinal und Premierminister wurde, unterstützte ihn hierin. — Jedoch sollte diese Inquisizion von dem römischen Stuhle unabhängig seyn. —

Hierüber entstunden Zwistigkeiten zwischen dem Pabst und den katholischen Königen, (Ferdinand und Isabellen) welche etliche Jahre dauerten, und so weit giengen, daß der spanische Gesandte zu Rom, und der päbstliche Nunzius in Spanien in Verhaft genommen wurden. Die Kastilianischen Reichsstände waren sehr darwider, endlich kam sie doch 1480 zu Stande. Im Jahr 1484 gaben sich auch die arragonischen Reichsstände.

Durch

*) Hiezu wurde die Königinn noch dazu von ihrem schwärmerischen Vertrauten, dem Dominikaner Torquemada, der hernach Großinquisitor wurde, von ihrer zartesten Jugend an, angefeuert, der ihr einen Schwur abnöthigte, gleich nach ihrer Thronbesteigung die Ketzerey mit Feuer und Schwerd auszurotten. — Im Jahr 1480 wurde zu Sevilla das erste Auto da Fe gehalten, und in Zeit von vier Jahren machte die Inquisizion hunderttausend Personen den Prozeß, von welchen sechstausend verbrannt wurden.

Durch die solchergestalt eingeführte Inquisizion konnten die Könige die ganze Geistlichkeit im Zaume halten, die Ehre, das Vermögen und das Leben eines jeden Unterthans kam dadurch in die Gewalt der Könige, denn die eingezogenen Güther der Ketzer fielen an die königliche Schatzkammer.

Ein Theil solcher Güther ward von den Königen zu Stiftung verschiedener Hospitäler und Klöster verwandt, und der erste General-Inquisitor Torquemada hat davon das Dominikanerkloster St. Thomas in Avira gestiftet. —

Bey diesem spanischen Inquisizionsgerichte ist eine unzählige Menge Häscher bedient, die in den Wirthshäusern, auf Spaziergängen, oder unter den Fenstern die sich Unterredenden behorchen. Kein Wort, das nur einen Schein vom Judenthum, Lutherthum oder Unglauben hat, entgeht diesen Spionen, die den, der eine solche freye Sprache führt, sogleich angeben, und wehe dem, der diesem unmenschlichen Richterstuhl in die Hände fällt. Ehe er noch verhört wird, ist er schon aller seiner Güter verlustig; und die geringste Strafe ist ein beständiger finsterer Kerker, die strengste aber der Scheiterhaufen.

Nichts entgeht den Klauen dieser ins Priestergewand gehüllten Geyer; selbst Könige müs-

sen sich vor ihnen fürchten. — Carlos, einziger Prinz des Königs Philips II von Spanien, wurde von diesem gräßlichen Richterstuhl hingerichtet, weil er gedrohet hatte, die Inquisizion abzuschaffen, wenn er die Regierung bekommen würde; und König Johann der IV. von Portugall mußte sich noch in seinem Sarge von der Inquisizion richten lassen. Es bekam nemlich sein Leichnam in Gegenwart der königlichen Wittwe, der Prinzen und Prinzessinnen, und des ganzen Hofes auf öffentlichem Markte, wo das Gericht versammelt war, mit einem Stabe drey Schläge. — Man weiß, wie man noch kürzlich dem Grafen von Olavides begegnet ist *). — Jedoch der jezige König von Spanien scheint einigen Ernst zu zeigen, dieses tausendköpfige Ungeheuer in seinem Reiche endlich einmal zu vernichten. —

*) In dem Leben des Charas, der ein Arzt und Protestant war, liest man folgende Anekdote: Der Bothschafter des Königs Karls II. in Spanien hielt ihn fähig, die Gesundheit des Königs wieder herzustellen, oder wenigstens sein Leben zu verlängern. Charas fürchtete die Inquisizion, welche auf den Schutz der Könige nicht immer geachtet hatte; allein der Bothschafter suchte ihn deshalb zu beruhigen, und Charas reiste nach Madrid. —

Um die Gegenden von Toledo gieng seit vielen Zeiten eine Sage, daß ein gewisser Erzbischof dieser Stadt die Gnade vom Himmel erhalten hätte, daß die

Vipern

Auf welche Weise dieses Tribunal in Portugall eingeführt worden, liest man in den Questions sur l'Encyclopedie, im Art. Aranda, auf folgende Art:

„Im Anfange des 15ten Jahrhunderts hat „Pabst Bonifaz IX. Mißionarien aus dem Predigerorden abgeschicket, die in Portugall von Stadt zu Stadt reisten, die Ketzer, Muselmänner und Juden zu verbrennen; allein sie hielten sich nirgend lange auf, und die Könige selbst beschwerten sich manchmal gegen ihr Verfahren.

Klemens VII. wollte, daß sie in Portugall, wie in Arragonien und Kastilien ihren beständigen Sitz haben sollten. Es kam dero-

 wegen

Vipern auf 12 Meilen im Umkreise kein Gift besäßen. Dieses Vorurtheil konnte gefährliche Folgen haben. Charas bewies aus Versuchen, die er mit diesen Thieren angestellt hatte, daß ihr Biß in Kastilien so tödlich als in dem ganzen Lande wäre. —

Er benahm dieses Vorurtheil sogar einigen Großen; aber die Aerzte, auf die Gunst des Hofes eifersüchtig, gaben seine Versuche bey dem heiligen Offizio an, und Charas wurde in seinem zwey und siebenzigsten Jahre in die Kerker der Inquisizion geschleppt, weil er von den Vipern übel geredet hatte — Er kam nach vier Monathen wieder heraus, als er die protestantische Religion abgeschworen hatte. —

wegen zwischen dem römischen und portugiesischen Hof zu Verdrüßlichkeiten; die Geister wurden erbittert, die Inquisizion litt dabey, und wurde noch nicht vollkommen gegründet.

Im Jahr 1539 erschien ein päbstlicher Gesandter, der, wie er vorgab, gekommen wäre, die heilige Inquisizion einzuführen. Er brachte vom Pabst Paul III. Briefe an König Johann III. in Portugall mit. Er hatte noch andere Briefe von Rom, die an die vornehmsten Portugiesen gerichtet waren; seine Vollmachtsbriefe waren gehörig gesiegelt und unterzeichnet; sie enthielten eine unumschränkte Macht, einen Großinquisitor und alle Richter des heil. Offiziums zu erwählen. Es war ein Betrüger, mit Namen Savedra, der alle Schriften, Siegel und Petschafte nachmachen konnte. Er hatte es in Rom gelernt, und in Sevilien zur Vollkommenheit gebracht, von daher er mit zween andern Betrügern kam.

Er zog prächtig auf, und hielt mehr als 120 Domestiken. Um diese große Kosten bestreiten zu können, nahm er und seine zween Vertrauten zu Sevilien ungeheure Summen im Namen der römischen Kammer auf; alles war mit den blendendsten Kunstgriffen abgeredet.

Der König von Portugall erstaunte anfangs, daß ihm der Pabst einen Legatum a latere schicke,

schicke, ohne ihn vorhero davon benachrichtigt zu haben. Der Gesandte antwortete ganz trozzig, daß Seine Heiligkeit in einer so dringenden Sache, als die Einführung der heil. Inquisizion sey, keinen Aufenthalt dulden könnten, und daß dem Könige Ehre genug wiederführe, da der erste Bote, der ihm diese Neuigkeit überbrächte, der Gesandte des heil. Vaters selbst sey. Der König durfte nichts dagegen einwenden. —

Der Gesandte bestimmte noch den nemlichen Tag einen Großinquisitor, schickte überall aus, Zehenden einzusammeln, und ehe der Hof noch eine Antwort von Rom erhalten konnte, hatte er schon 200 Personen verbrennen lassen, und mehr als 200,000 Thaler eingezogen.

Endlich fiel ihn der Markis Villa Nova, von dem er zu Sevilien eine wichtige Summe auf falsche Wechsel genommen hatte, da er an den Gränzen von Spanien reiste, mit 50 bewafneten Leuten an, und führte ihn gefangen nach Madrid. Seine Betrügereyen wurden in Lissabon bald entdeckt, und der Rath zu Madrid verurtheilte ihn, gegeißelt zu werden, und auf 10 Jahr auf die Galeeren.

Das Wunderbarste dabey war, daß die Art, wie er die heil. Inquisizion eingerichtet hatte, vom Pabst Paul IV. bestätigt wurde;

er

er machte die kleinen Unregelmäßigkeiten, die bey diesem Verfahren vorgiengen, per plenitudinem Potentiæ Divinæ, wieder gut, und heiligte dasjenige, was vor diesem ein bloß menschliches Unternehmen war.

So wurde die Inquisizion in Lissabon eingeführt, und das ganze Reich bewunderte die Vorsicht. — Uebrigens ist das Verfahren dieses Tribunals bekannt genug; man weiß, wie sehr es der falschen Billigkeit und blinden Vernunft aller andern Gerichte des Erdbodens entgegen gesetzt war. Man wurde auf die bloße Anklage, auch der schlechtesten Leute, eingesperret, ein Sohn konnte seinen Vater, ein Weib ihren Gemahl angeben, die Ankläger wurden einen Beklagten niemal vor Augen gestellet, und die Güther zum Vortheile der Richter eingezogen.

Die portugiesische Inquisizion zu Goa in Indien ist gleichfalls ein sehr mächtiges Gerichte, indem dem Hauptinquisitor mehr Hochachtung als dem Erzbischofe oder Vizekönige erwiesen wird. Die Verbrecher, welche hier zum Tode verurtheilt werden, sind meistens, wie in Portugall gekleidet. Diejenigen, welche der Magie beschuldigt werden, tragen papierne wie Zuckerhüte gestalte Mützen, welche mit Flammen und schrecklichen Teufelsbildern bemalt sind. Alle Verbrecher gehen in Prozes-

sion

sion in eine Kirche, welche zu dieser Zeremonie bestimmt ist, und jeder unter ihnen hat einen Pathen, welcher für seine Erscheinung vor dem Gerichte stehen muß, wenn die Zeremonie vorbey ist. Die Verbrecher erscheinen alle barfuß, und tragen angezündete Kerzen in den Händen; und der kleinste Sünder geht zuerst. Auf diejenigen, welche wieder losgelassen werden sollen, folgt einer mit einem Kruzifix, hinter welchem diejenigen, welche den Tod erwarten, kommen.

Den nächsten Tag nach ihrer Hinrichtung werden ihre Bildnisse in die Kirche der Dominikaner gebracht; die Köpfe sind mit feurigen Bränden umgäben, und unten stehen der Name, Stand und Verbrechen der hingerichteten Personen.

Die Inquisizion zu Venedig, deren Glieder der päbstliche Nunzius, der P. Inquisitor, und zween Rathsherren sind, ist lange nicht so scharf, als die spanische und portugiesische. Sie hindert die Griechen und Armenier nicht an der Ausübung ihrer Religion; und duldet die Juden, welche, um sich von den Christen zu unterscheiden, scharlachene Mützen tragen.

Kurz, der Staat hat diese Macht so eingeschränkt, daß man zu Padua die akademischen Würden austheilet, ohne von den Kandidaten ein Bekenntniß desjenigen Glaubens, wel-

welchen die Päbste anbefohlen, zu verlangen; daß solchergestalt Schismatici, Juden und die sogenannten Ketzer täglich daselbst in der Rechtsgelahrtheit und Arzneywissenschaft die höchste Würde annehmen.

Die Inquisizion zu Rom ist eine aus 12 Kardinälen und einigen andern Bedienten bestehende Kongregazion, in welcher der Pabst den Vorsitz hat. Man hält es für das höchste Gericht daselbst. Es nahm unter Paul IV. als sich die Reformazion ausbreitete, seinen Anfang. — Die Fahne der Inquisizion besteht aus rothem Damast, auf welchem ein Kreuz nebst einem Oelzweige auf der einen Seite, und auf der andern ein Schwerdt gestickt ist, wobey die Worte des 73sten Psalms: Exurge domine et judica causam meam, stehen *). Doch kann man sagen, daß heutiges Tages die Toleranz in Rom, dieser bestehenden Inquisizion ungeachtet, mehr als in irgend einer Stadt in Italien herrschet, so daß Juden, und alle Arten von Schismatiker alle Freyheit zu handeln und zu denken haben. Weil es den Römern Nutzen bringt, und Fremde ohne Religionsunterschied dahin zieht, um ihr Geld daselbst zu verzehren. — —

---

*) Siehe Limborch Hist. de l'Inquisition.

Interdikt.

Ist eine kirchliche Strafe, vermöge welcher die Kirche zu Rom die Verrichtung des Gottesdienstes und die Reichung der Sakramente in einem Königreiche, einer Provinz, Stadt, u. s. w. verbietet.

Einige Schriftsteller sagen, die Interdikte wären zuerst in den Abendländern, unter Karln dem Großen zu Anfange des neunten Jahrhunderts, aufgekommen; allein diese Strafe wurde vielmehr in Frankreich, Italien und Teutschland häufig ausgeübet, als die Fürsten und Großen sich zu unumschränkten Herren derjenigen Provinzen machten, die sie vormals nur als Statthalter besessen; da denn die Bischöfe, welche sahen, daß diese neue Herren den Bann geringe achteten, die Interdikte einführten, um sie besser in ihrer Pflicht zu erhalten.

Der Pabst Gregor VII. bediente sich gegen Ende des neunten Jahrhunderts öfters dieser Strafe. Alexander III. belegte 1170 England mit einem Interdikt, und untersagte der Geistlichkeit alle gottesdienstliche Handlungen; die Taufe der Kinder, und die Anhörung der Beichte und Lossprechung der sterbenden Bußfertigen ausgenommen. — Weil aber diese Strafe die üblen Folgen der Ruchlosigkeit und

Ver-

Verachtung der Religion veranlassete, so haben die folgenden Päbste solche selten gebraucht.

Interim.

So nannte man diejenige Glaubensformel, welche der Kaiser Karl V. den Protestanten aufdringen wollte. Man gab ihr diesen Namen, weil sie nur so lange gelten sollte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung die Streitigkeiten der Protestanten und Katholiken würde entschieden haben.

Die Gelegenheit dazu war folgende: der Kaiser ließ von drey Theologen, nemlich dem Bischofe zu Naumburg, Julius Pflug, dem Titularbischofe zu Sidon, Michael Helding, und dem Prediger des Kurfürstens zu Brandenburg, Johann Agrikola, einen in 26 Artikeln bestehenden Entwurf der zwischen beyden Parteyen streitigen Religionssätze abfassen.

Diese handelten von dem Stande Adams vor und nach dem Falle; von der Erlösung der Menschen durch Christum; von der Rechtfertigung des Sünders; von der Liebe und guten Werken; von dem Vertrauen, das wir zu Gott haben sollen, daß uns unsere Sünden vergeben sind; von der Kirche und ihren richtigen Kennzeichen; von ihrer Gewalt, Macht und Dienern;

nern; von dem Pabste und Bischöffen; von den Sakramenten; von der Messe; von der Gedächtnißfeyer der Todten; von ihrer Fürbitte, und von den Gebeten für die Verstorbenen. —

Der Kaiser schickte diesen Entwurf an den Pabst, der ihn bestätigen sollte, solches aber abschlug; worauf der Kaiser seine Verordnung unter dem Namen des Interim bekannt machen ließ, und sich erklärte, es sey sein Wille, daß alle seine sämmtlichen katholischen Staaten künftig die Gewohnheiten, Satzungen und Vorschriften der allgemeinen Kirche unverbrüchlich halten sollten; und daß diejenigen, welche sich von ihr abgesondert, sich entweder mit ihr wieder vereinigen, oder doch wenigstens dieser Verordnung sich gemäß beweisen, und alle die Entscheidungen der allgemeinen Kirchenversammlung ruhig erwarten sollten. — Die Bekanntmachung dieser Verordnung erfolgte nach Luthers Absterben im Jahre 1548 am 13ten May.

Aber dieses Mittel gefiel weder dem Pabste, noch den Protestanten; und die lutherischen Prediger erklärten sich öffentlich, daß sie solches nicht annehmen würden, weil es das Pabstthum wieder einführete. Einige ließen lieber ihr Amt und Einkünfte fahren, als daß sie es unterschrieben hätten; wie es denn auch der Churfürst

von Sachsen nicht annehmen wollte. Kalvin und andere setzten dem Interim Schriften entgegen. Der Kaiser erklärte sogar die Städte Magdeburg und Kostnitz in die Acht, weil sie es nicht annehmen wollten. — Dieser Widerstand, den das Interim litte, brachte es indessen bald in die Vergessenheit *).

Intoleranz

„Gegen Aufklärung und Denkfreyheit, sagt „Herr Leibarzt Zimmermann, entschuldigt man billig in Teutschland bey vornehmen Damen, die von einer dummen und schiefäugigten Französinn erzogen, erst in den Jahren anfangen, teutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auflegen, und also zuverlässig von allen Fortschritten der Teutschen nichts wissen. — Wie könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand überall hinbringt, und auch wohl überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren heißen solche Damen darum sehr oft: Ueber Menschen und Welt Pasquille schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern

*) S. Maimbourg Hist. Luth.

oder in Büchern gegen ihre Meinung sagt, macht diese sanften Seelen würhig, und jeder Sittenmaler ist in ihren Augen ein Ungeheuer.

„Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen, dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider alles umgekehrt. Unsre teutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu ein Schriftsteller an den Puls fühlt, oder gar in dürren Worten sagt, was ihnen fehlt. —

„Ein teutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Teutscher auf den Einfall gerathen sey, Englische Wochenschriften wochenblattmässig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land beneiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Teutschland gerne, wenn es aus der Ferne kommt. Das mehreste von London passe noch so genau auf unsere großen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freilich dürfe man keinem teutschen Schriftsteller rathen, so bitter die Thorheiten unserer Assembleen und Höfe zu schildern.

„Warum nicht? ein teutscher Schriftsteller kann alles schildern, sobald er nicht Beförde-

rung sucht, sobald er allem Anspruche auf den Beyfall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frey, wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit, die nützlich seyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden, oder gar jemand eines Epigramms wegen für sein Leben lang auf eine Bergfestung zu setzen.

„Teutsche waren klein genug, um den Kaiser „Joseph gegen Preßfreyheit zu warnen, die er aber dennoch großmüthig ertheilte, ohne auf die kleinsinnige Besorgniß (wie Herr v. Sonnenfels sagt) zu hören, daß man sie gegen Ihn selbst mißbrauchen möchte. — Furcht gegen Freyheit durften Teutsche einem Kaiser äussern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit seiner Hand gegen die dreifache Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen seinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. —

„Als Herr von Sonnenfels den Hanswurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Kardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem

diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. — Dieses Wort hielt ich *) im Jahre 1771. da es mir erzählt ward, für eine Prophezeihung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirkt haben im Stillen. Aber, wenn alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Worts wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt, schneller als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

„Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe: daß man nur da keck und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heiße: wer frey darf denken, der denkt gut. In aristokratischen Republiken zumal **), auch in weit freyern Verfassungen, wo aber doch ein einziger Demagoge den Kahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu oft für ein Verbrechen. Dies macht die Seelen feigherzig, also nicht frey. — In Teutschland straft Gottlob fast überall die Justiz; in Republiken zuweilen Vorurtheil, Leidenschaft und Staatsbedürfniß. — In der Schweiz sagt darum der Vater, und zumal die Mutter, dem

*) Es versteht sich, daß hier immer Herr Zimmermann redet.

**) Venedig und Nürnberg z. B.

Sohne jeden Morgen und jeden Abend: „Du mußt dir nicht Feinde machen," — und ich antwortete einst, als ein kleiner Bube, auf diese Klugheitsregel: „Mutter! wißt ihr nicht, daß der ein schlechter Kerl ist, der keine Feinde hat?" — Wie mancher Schweizer steht unter der Macht und dem sehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürsten; der Teutsche steht unter einem. Eben die Menge der Herren zerdrückt manchem Schweizer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Teutschen. Viele Fürsten und Herren Teutschlands, die ich kenne, denken größer, milder, freyer und edler, als mancher mir bekannte aristokratische Regent *).

„Unter dem teutschen Adel, welcher nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnet, findet sich so vieler reiner Natursinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Giebt es dann auch hie und

*) Zwey Berner Landvögte haben im Jahre 1758 über die Schrift vom Nazionalstolze folgendermaßen abgeurtheilt; Erster Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und sprach: Nous voulons de l'obéissance, et non pas de la Science! — Zweiter Landvogt — las das Buch beynahe durch, und sagte: ce Docteur Zimmermann est un homme remuant et dangereux, il faut lui faire mettre bas sa plume! ---

und da noch Unadel von sechszehn Quartieren, so stehen seinen Vorurtheilen doch in Teutschland itzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben, oder zu bedürfen."

Joguis.

Ist die Benennung einer Art Einsiedler unter den Ostindianern. Man sieht sie gemeiniglich unter Bäumen, oder bey ihren Pagoden stehend. Einige von ihnen gehen ganz nackend, halten ihre Aerme kreuzweis über den Kopf, und bleiben in dieser Stellung ihr Leben hindurch. Einige schlafen auf der Erde, den einen Schenkel mehr in die Höhe hebend als den andern, und strecken die Arme über den Kopf. Diese unglücklichen Büßenden verlieren unvermerkt den Gebrauch ihrer Aerme und Schenkel. — Einige sperren sich Lebenslang in einen engen Käfig ein, andere unterhalten Pfaue und andere Vögel für ihren Gott Brama. Es begleiten sie Personen von beyderley Geschlecht, welche sich ihrem Dienste widmen, und ihre willkührlichen Leiden durch Almosen und Erfrischungen zu versüßen bemüht sind.

Baldäus berichtet, Canara, in dem Königreiche Cananor, sey sehr wegen seiner Jo-

guis berühmt, deren Leben die Indianer als die vollkommensten Muster der Frömmigkeit und Heiligkeit betrachteten. Diese Heiligen gehen ganz nackend, und tragen kleine Klocken in den Händen, womit sie die Frommen beyderley Geschlechts zu ihren Andachtsübungen rufen.

Wenn man diesem Schriftsteller Glauben beymessen darf, so betasten die vornehmsten Weiber die Schamtheile dieser Heiligen aus einer andächtigen Absicht, und betrachten ihre Blöße mit einer stoischen Gleichgültigkeit.

Della Valle erzählt, daß die Joguis Offenbarungen vorgäben, welche sie Wirkungen ihrer geistlichen Uebungen, Gebets und Fasten nenneten, und daß sie behaupten, ein geheimer und fleischlicher Umgang mit gewissen weiblichen Dämonen oder Genien mache sie geschickt, das Zukünftige zu erforschen. —

Irene.

Die fürchterlichsten Ungewitter hatten sich über das morgenländische Kaiserthum zusammen gezogen, als diese berühmte Kaiserinn den Thron von Konstantinopel bestieg. Innerlich richtete die Bilderstürmerey die entsetzlichste Unruhe an, welche zween hitzige Kaiser mit einer Wuth, welche ihres gleichen nicht hatte, eingeführt und durch-

durchgesetzt hatten; und die Furcht vor erschrecklichen Leibes- und Lebensstrafen, welche man alle Tage erneuerte, die Unwissenheit, und die Hofnung, sich bey dem Fürsten in Gunst zu setzen, hatte ungemein viele Gemüther verwildert. Drey Patriarchen und eine Menge Bischöffe waren die eifrigsten Beförderer derselben. —

Aeusserlich waren fürchterliche Feinde, welche die besten Provinzen des Reichs wegnahmen. Die Lombarden hatten seit kurzem alles, was noch in Italien übrig war, an sich gerissen; und die Sarazenen griffen im Orient immer weiter um sich, so, daß sie zuweilen sogar bis vor die Thore von Konstantinopel kamen und dem Kaiser Troß boten.

Irene führte den Frieden in die Kirche und Ruhe in den Staat ein. Nach dem Tode des Leo Porphyrogenera wußte diese in der Kunst, die Gemüther zu regieren und sie zu ihren Absichten zu lenken, geschickte Prinzessinn, die Gunst der Großen zu gewinnen. Selbige riefen sie nebst ihrem Sohne Konstantin, der damals neun Jahr alt war, zur Kaiserinn aus, und ersuchten sie, das Ruder des Reichs in ihre Hand zu nehmen *). —

*) Ein Beweis, daß unter der Regierung weiblicher Regenten manche Länder sich besser als unter männlichen

Gleich im Anfange ihrer Regierung war sie darauf bedacht, ihr Ansehen zu befestigen, und legte den Grund zu einer Herrschaft, welche sie, nach ihrer Absicht, weit über die Regierung hinaus zu setzen, und nicht eher als mit dem Tode zu verlassen gedachte; sie zerstreuete glücklich die Meuterey, die einige Senatoren zu Gunsten des Nezephor, Bruders des Leo von Isaurien angezettelt hatten.

Die grausamsten Feinde des Reichs fürchteten sich vor ihr, selbst in dem Innersten ihres Pallastes. Wegen der geschickten Auswahl, die sie in Ansehung derjenigen, denen sie das Kommando ihrer Armeen anvertrauete, zu treffen wußte; und wegen der weisen Befehle, die sie ihnen ertheilete, konnte ihr niemals der Sieg entgehen. —

Elpid, Statthalter von Sizilien, bewegte die ganze Insel bey seiner Ankunft daselbst zum Aufstand.

lichen befunden haben, und daß die Kriegszucht unter ihnen nicht verloren gegangen, beweiset außer unsrer Irene auch noch in neuern Zeiten eine Elisabeth, eine Prinzessinn von Cleve, eine Maria Theresia und Katharina II. um desto mehr muß man sich wundern, daß in Frankreich das weibliche Geschlecht, (welches doch dorten alles zu vermögen scheint) durch das salische Gesetz von der Regierung ausgeschlossen ist.

Aufstand. Irene schickte den General Theodor gegen ihn. Dieser schlug die Aufrührer, zwang sie, sich wieder zum Gehorsam zu bequemen; und nöthigte ihren Anführer, sich in Eil zu den afrikanischen Sarazenen zu begeben. —

Eben diese Völker, welche allemal sehr aufmerksam darauf waren, sich die geringsten unruhigen Veränderungen, welche sich in dem Reiche ereigneten, zu Nutze zu machen, waren in die Länder von Kleinasien eingebrochen, woselbst sie verschiedene Oerter mit Gewalt eingenommen und entsetzliche Verheerungen angerichtet hatten. Irene schickte eine mächtige Armee gegen sie, welche sie aufs Haupt schlug, und den Kalifen Mohadi zwang, um Frieden zu bitten.

So wurden auch die Sklavonier, die bis in Thessalien vorgedrungen waren, durch ihren Feldherrn Staurazius geschlagen und bis in ihre Gränzen verfolgt. — Bey diesem glücklichen Zustande des Reichs ließ sie durch eine ansehnliche Gesandschaft an den größten Monarchen damaliger Zeit, den Kaiser Karl dem Großen, um eine Vermählung ihres Sohnes mit einer von dessen Töchtern anhalten, wodurch sie die Lombardey wieder zu erlangen hoffte. — Beide Parteyen waren auch Anfangs hiezu geneigt, allein die Heyrath zerschlug sich dennoch

nachher aus politischen Absichten der Kaiserinn wieder.

Die Religionsstreitigkeiten im Reich, was den Bilderdienst betraf, wurden von ihr dadurch glücklich beygelegt, daß sie deshalb eine uneingeschränkte Toleranz einführte, und einem jeden die Freyheit gab, die Bilder zu verehren, oder nicht zu verehren. —

Zwar verlor diese berühmte Regentinn einige Jahre nachher durch die traurigen Folgen des Ehrgeizes, welche sie sogar dahin brachten, daß sie ihrem eigenen Sohne die Augen ausstechen ließ, ihren Ruhm, und wurde vom Nizephorus vom Thron gestoßen, wornach sie in der Insel Lesbos ihr Leben in der größten Dürftigkeit endigen mußte. Nichts destoweniger hatte sie sich bis zu diesem unangenehmen Unfalle, in Ansehung ihrer Weisheit, Klugheit und Geschäftigkeit ihrer Regierung, denen berühmtesten Fürsten an die Seite gesetzt. —

Irrthum.

Dieser entsteht aus vielen Ursachen. — Der Weg der Wahrheit ist eine gerade Linie, der Weg des Irrthums eine sie mannichfaltig durchkreuzende, oder ganz abweichende krumme Linie. — Die gewöhnliche Ursache des Irrthums

ist

ist Mangel an deutlichen und vollständigen Begriffen. Man versteht die Worte unrecht, nimmt leere Töne für Begriffe, läßt sich durch mangelhafte oder vermeinte Erfahrungen hintergehen, läugnet etwas, weil man es nicht begreift, oder erfahren hat, behauptet etwas als möglich, weil man nicht einsieht, was demselben widerspricht, glaubt fälschlich Uebereinstimmung oder Widerspruch wahrzunehmen, schiebt dem Mittelbegriffe eines Schlusses zweierley Bedeutungen unter, denkt sich die Mittelsätze einer Schlußfolge nicht deutlich, schließt von dem Besondern aufs Allgemeine, dichtet den Worten eines Schriftstellers einen falschen Sinn an, weil man sein eignes Gedankensystem denselben beylegt, oder die Vorstellungen eines andern Zeitalters und Volkes nach seinen eigenen modelt.

Wie bey den Vorurtheilen sind die Leidenschaften die schlimmsten Verführer zu Irrthümern. Bequemlichkeit, Trägheit, Sinnlichkeit, Wohlleben halten von der Wahrheit ab. —

Nichts ist schwerer, als dem gemeinen Volke seinen Irrthum zu benehmen, wenn er eine blinde Leichtgläubigkeit zum Grunde hat. So viel Unheil indessen der Irrthum auf dem Erdboden angerichtet hat, so giebt es gleichwohl Irrthümer, die gute Folgen haben, und die

Men-

Menschen irren sich oft zu ihrem eigenen Besten. —

Die größten Feldherren und die berühmtesten Gesetzgeber fanden es nicht selten für nothwendig, das Volk unter das Joch der Irrthümer zu beugen, um ihren Triumph zu verewigen. — Theseus — Romulus — Alexander, nannten sich Göttersöhne, und unterwarfen sich auf diese Art ganze Nazionen. — Numa gab sich, sein Volk gesitteter zu machen, für den Liebling einer Göttin aus, auch in noch folgenden Jahrhunderten hatte oft ein Betrüger die Wahrheit besieget, wenn er sich für den Freund und Liebling einer Gottheit angekündigt hatte. — Mohamed ist, nebst andern, ein Beyspiel in den spätern Jahrhunderten. —

Als der berühmte Feldherr Marius nach Aix in Provenze kam, entschloß er sich, den Feinden eine Schlacht zu liefern. Er lagerte sich zwar an einem vortheilhaften Orte, wo aber kein Wasser anzutreffen war. Die Römer murrten darüber. Marius setzte sie mit einem Blick in Erstaunen. — Er hebt die Hand auf, zeigt ihnen bey dem Lager der Teutschen einen Fluß. Er bediente sich aller Mittel, den Muth seiner Soldaten aufzumuntern, und zu unterstützen. Er führte ein Weib mit sich, dir er für eine Vertraute der Götter ausgab. Sie war aus Syrien, einer Gegend,

die

die zu allen Zeiten wegen ihrer Betrüger berühmt war. Marius erzeigte ihr beynahe göttliche Verehrung. Nie opferte er, ohne daß sie zugegen war. Sie wohnte dem Opfer in einem langen Purpurrock, und eine mit Blumenkränzen gezierte Lanze in der Hand habend bey. —

So giebt uns auch die Geschichte des Mädchens v. Orleans, und die vielen vom gemeinen Volke geglaubten falschen Wundergeschichten Stoff genug, um zu beweisen, daß das Volk durch Irrthümer und, welches fast einerley, durch Vorurtheile beherrscht seyn will. —

Italiener.

Die italienische Nazion hat weder das übereilte Wesen der Franzosen, noch das feyerliche Wesen der Spanier an sich, sondern ist von einem gemäßigten Betragen, jedoch etwas feuriger als der Teutsche. Karl V. dessen tiefe Menschenkenntniß sich mit der Vergleichung der Charaktere so gern beschäftigte, sagte oft: daß die Italiener nicht bloß dem Scheine nach, sondern auch in der That klug und bedachtsam wären; dahingegen die Franzosen unter dem Scheine der Thorheit ihre Weisheit verbergen,

und

und die Spanier unter der Maske der Weisheit die größten Fehler begiengen.

Die Italiener sind nichts weniger, als vom Wesentlichen einer guten Lebensart entfernt; sie zeichnen sich aber keinesweges durch das feine und ungezwungene Betragen aus, das eine gute Lebensart so sehr über wahren Werth erhöht. — Eine studierte Auswechselung von Höflichkeit und Ungereimtheit verleidet alle ihre Gesellschaften, und ein steifes Zeremonielvolles Betragen begleitet alle ihre Handlungen. Die gemeinsten Vorfälle, zufällige Zusammenkünfte, flüchtige Besuche, alles hat, wie in China, seine Formalitäten.

Kein Volk scheint die Gravität mehr zu lieben, als die Italiener; daher rührt eben das steife Ansehen, welches so häufig bey ihnen wahrgenommen wird. Ihre Weichlichkeit ist eine natürliche Folge von dem lächerlichen Eigendünkel, der sich noch in eben der Würde glaubt, als ihr Land der Siz der Gelehrsamkeit und aller Künste war; — als der römische Hof den ganzen Occident beherrschte; — eine Folge der Abneigung gegen Arbeit mit einer geistlosen Ergebung in Armuth und Unterwürfigkeit vereiniget. — Ein Verderbniß aller ihrer Fähigkeiten versenkt sie in eine Art von Vergessenheit aller Absichten, wozu sie geschaffen sind. Sie erwachen nur aus ihrer Unthätigkeit, um sich Er-

Ergötzungen zu ergeben, welche der Seele schmeicheln, ohne sie in eine solche Beschäftigung zu setzen, die sie aus ihrer Lethargie erwecken, und ihren Kräften neues Leben geben könnte.

Aus ihrer angebohrnen und politischen Zurückhaltung rührt die Entfremdung her, welche die Italiener so sehr zwischen sich und andern Nazionen zu unterhalten suchen. Sie erstreckt sich auf alles, was eine Verbindung zu befördern scheint, welche die Gränzen einer gleichgültigen Bekanntschaft überschreiten würde, damit nicht ein zu häufiger Umgang eine Art von Vertraulichkeit erzeuge, die sie nicht gern mit Ausländern unterhalten mögen; nicht so wohl aus Stolz, als aus Furcht, daß diese ihre Verschwiegenheit vereiteln möchten. —

Sie spielen lieber die Rolle eines bloßen Cicerone, und unterhalten ihre Gesellschaft mit trockenen Anmerkungen über Alterthümer, als daß sie ihren Umgang interessant machen sollten. Der Stoff der Gespräche ist aus der Gefahr, die man läuft, über Staatssachen zu sprechen, sehr eingeschränkt. —

Die herrschende Leidenschaften ihrer Voräl-tern, Patriotismus, und Durst nach Ehre durch ruhmvolle Thaten sind völlig im neuern Italien erloschen. Sklaverey und Unter-

drückung haben jenen, und Kleinmuth diesen erstickt. — Es ist kein Land in Europa so wenig von der Vaterlandsliebe, von thätigem Bestreben für öffentliches Wohl, von der edlen Begierde nach Ruhm, der unerschöpflichsten Quelle des Heroismus seiner Einwohner, erfüllt, als Italien. — Die kühne Bemühung ihrer Nachbaren jenseits der Alpen erregt keine Anfeurung für die Römer, die unter allen Italienern die unthätigsten und unfähigsten zum Krieg, zum Handel und zu aller Thätigkeit sind. — Ein Kriegsmann ist in allen ihren Gesellschaften der vergessenste Gast; selbst die Schönen, die in jedem andern Theile von Europa eine so vorzügliche Liebe für den Soldatenstand bezeugen, wenden sie hier vom Soldaten gleichgültig weg, und begünstigen dagegen ihre Abbees, welche dort die Seladons machen.

Kurz vor der Epoke der wiederauflebenden Wissenschaften in der Mitte des 15ten Jahrhunderts waren die Italiener durch ihre ausserordentliche Art Krieg zu führen, der Gegenstand eines allgemeinen Gespöttes geworden. Wenn ihre kleinen Fürsten uneins waren, so schickten sie ihre Armeen und Generale aus, die zu einander kamen, und sich freundschaftlich verglichen, wo sich beyde Theile ohne Blutvergießen eine Schlacht liefern könnten.

Die Ueberkunft der Spanier, Franzosen und Teutschen machte diesen friedfertigen Prozeduren ein Ende. Diese Furchtsamkeit, welche sie, so wie in jenen Gefechten, also noch heutiges Tages in öffentlichen Angelegenheiten zeigen, ist daran Schuld, daß sie, ungeachtet der Vortheile, die ihnen die Natur in die Hände gegeben hat, so viele Jahrhunderte ihr Land beständig von Ausländern haben tyranniſiren lassen. —

Juden,

Sagt ein neuer Schriftsteller, haben so lange die gerechtesten Anfoderungen auf unser menschliches, und noch mehr auf unser christliches Mitleid, bis es der unerforschlichen Vorsehung Gottes gefallen wird, sie zu der Erkenntniß der vorleuchtenden christlichen Gottseligkeit, und zu dem strahlenden äusseren Glück zu erheben, welches ihnen die göttliche Schriften des alten und neuen Testaments tröstend versprechen. Bis zu diesem wichtigen Zeitpunkt ist jeder Jude für einen jeden Christen ein Probierstein seiner Gerechtigkeit, Billigkeit, und evangelischen Menschenliebe.

Julian.

Dieser von so vielen Schriftstellern verlästerte Kaiser, der im Jahr 361 den Thron zwar nur für wenige Jahre bestieg, hat uns Reden hinterlassen, die den erleuchtesten Zeiten Ehre bringen würden. Hier ist ein Auszug aus einer derselben. Er enthält das Gemälde der Eigenschaften, die ein Fürst haben soll, wenn er Menschen auf eine würdige Weise beherrschen will; — es ist ein Stück, wo wahre Philosophie und aufgeheiterte Staatskunst mit der Wohlredenheit verbunden den Geist und die Seele dessen, der redet, deutlich schildern.

„Die erste Eigenschaft eines Fürsten, sagt er, „ist die Ehrfurcht gegen die Götter, und die Sorge, den Gottesdienst in seinen Staaten zu beschützen. Nach den Göttern ehrt er seine Eltern, denen er das Leben zu verdanken hat; und wenn sie nicht mehr leben, so ehrt er aus Hochachtung und Dankbarkeit auch noch derselben Asche. — Hat er Geschwister, so liebt er sie, und alle Bande der Natur sind ihm heilig. Fremden gestattet er leicht den Zutritt. Gegen Bittende ist er empfindsam. Er bestrebet sich um den Beyfall rechtschaffener Männer. Gegen alle gerecht, beschäftigt er sich ohne Unterschied allen nützlich zu seyn. Er verachtet Reichthümer, die nur aus Golde bestehen; er hält das für einen sicherern Reichthum, Freunde

zu besitzen, die ohne Verstellung lieben, und die ihm gefällig sind, ohne zu schmeicheln.

Ohngeachtet ihm Heldenmuth angebohren ist, so hasset er doch den Krieg; wenn aber ein Zufall, oder die Laster der Menschen einen anfangen, so weis er zu kämpfen. Seine Lebhaftigkeit gleichet seiner Stärke; und er giebt nicht nach, bis die Feinde besiegt sind. Aber mit dem Siege erscheinen zugleich Milde und Sanftmuth. Er hält es für ein Verbrechen, einem Menschen das Leben zu nehmen, der sich auf Gnade ergeben will. — In dem Gefechte will er an Gefahr und an Arbeit den größten Antheil haben; nach einem glücklichen Erfolge theilet er die Früchte seiner Gefahren und seiner Wunden unter alle aus. Er liebt den Bürger, wie den Soldaten; er siehet die Bürgerschaft als eine Heerde an, deren Hirt er ist, und die Soldaten als stolze und zugleich gehorsame Geschöpfe, deren Pflicht ist, die Gefahren zu entfernen. Sie sollen also weder Räuber, noch Feinde der Heerde seyn, die sie schützen sollen. Wenn der Fürst ihre Tapferkeit prüfet, so hält er sie dennoch im Zaum. Er läßt sie weder durch Weichlichkeit, noch durch all zu langen Schlaf verzärteln; sonst hätten ja die, so andre beschützen sollten, selbst Vertheidiger nöthig, auch läßt er sie in Frechheit gegen ihre Befehls-

haber nicht auffahren, denn die Kriegszuche versichert ihm die Siege.

Er verhärtet seine Truppen durch strenges Arbeiten, aber dadurch führt er sie weder durch Ermahnungen noch durch Strafen; Sein Beyspiel dient zum Gesetze. Durch Verachtung der Weichlichkeit und des Geizes, durch Entfernung von Wollüsten, durch Enthaltsamkeit des Schlafes und durch eine beständige Thätigkeit glaubt er sich berechtiget, über andere zu herrschen. Denn in der That, wozu dient ein Fürst, dessen Leben ein beständiger Schlaf ist?

Den Staat vertheidiget er von aussen, und in dem Innern macht er ihn glücklich. Er unterdrücket Aufruhre, er verabscheuet den Pracht und den schändlichen Geitz, der die Quelle vieler Laster ist; — verletzet ein Bürger ein Gesetz, so wird er es eben so geschwind bemerken, als wenn im Kriege der Feind sich einer seiner Schanzen bemächtigt hätte.

Als Gesetzgeber ist er der Vertheidiger derselben, wenn es je nöthig ist. So wenig als er gestatten wird, daß ein Sklave sich zu seinen Kindern geselle, so wenig wird er zugeben, daß zu seinen nützlichen und heiligen Gesetzen ein unnützes oder schädliches beygefüget werde. —

Umsonst werden Verwandte, Freunde und Nachbaren von ihm fordern, die Gesetze ihren

Vor-

Vortheilen aufzuopfern. Der Staat ist ihm die erste, die angelegenste Familie. — Gesetze zu verletzen wäre in seinen Augen so strafbar, als geweihte Schätze zu rauben.

Stets durch die Billigkeit geleitet belohnt er den Tugendhaften, und den Lasterhaften trachtet er zurecht zu weisen. Unter den Strafwürdigen giebt es zu Zeiten noch einige, die sich mit der Tugend und den Gesetzen wieder zu versöhnen fähig sind; der Fürst kann hierüber urtheilen; es giebt hingegen andere, von denen sich nichts Gutes mehr hoffen läßt, diese verurtheilt das Gesetz, damit sie nicht aufs neue Uebels thun können; doch wird der Fürst immer ausweichen, sie selbst zur Strafe zu verfällen, denn niemals soll durch den Mund des Fürsten ein Todesurtheil ausgesprochen werden.

Wenn je die Sicherheit des Staats erheischet, Gesetze zu machen, um das Laster zu bestrafen, so wird er doch nie zugeben, daß die Strafen ein Merkmal der Grausamkeit mit sich führen: oder sonst etwas, das die Würde des Menschen erniedrige. Er soll auch hierin das höchste Wesen nachahmen, dessen Diener er ist. Gott erschaffet nur Gutes. Niemals hat dieses gerechte, dieses wohlthätige höchste Wesen etwas übels geschaffen.

So wie Gott Geister unter sich hat, die seinen Willen in der ganzen Welt ausführen,

so hat auch jeder Fürst Beamte unter sich, welche seinen Staaten vorstehen. — Er sehe nur darauf, daß jeder den Platz erhalte, der mit seinem Charakter übereinstimmt. — Die Militärstellen den Tapfersten — die Staatsbedienungen Männern, deren Gerechtigkeitsliebe mit der Menschenliebe verbunden ist; die ersten Stellen des Reichs giebt er denen, welche beyde, und welche obige Eigenschaften besitzen, Tugend mit der Stärke und der Thätigkeit des Charakters vereinigen; nur ist die Auswahl gefährlich; schlaue Boßheit weiß zu betrügen, und von allem Uebel, das sie anrichtet, ist das am gefährlichsten, daß sie sich unter dem Schein der Tugend verbirgt, und also den Unwissenden hintergeht, der nichts recht sieht, oder den Unbedachtsamen überraschet, der sich nicht Zeit nimmt, um sich zu sehen. Der weise Fürst wird trachten, allen diesen Gefahren sorgfältig auszuweichen.

Dieses betrift also die Gesetze und die Magistratspersonen. Nach diesen wird der Fürst seine Aufmerksamkeit auf die gemeine Bürgerschaft richten. Unter ihm werden die Einwohner der Städte glücklich, ohne Ausgelassenheit sich an den Ueberfluß zu gewöhnen. Der Landmann wird durch den Feldbau die Nothwendigkeiten des Lebens demjenigen Stande verschaffen, der seine Staaten mit den Waffen beschüz-

zet.

zet. Alle werden vor innwendigen und auswärtigen Feinden sicher in dauerhaftem Frieden ihre Tage zubringen. Sie werden ihren gütigen Fürsten, dem sie so viele Glückseligkeiten zu verdanken haben, verehren; sie werden den Göttern danken, und den Segen des Himmels auf ihn erflehen.

Die Götter erhören gewiß die Bitten des Volks, denn sie entstehen weder aus Schmeicheley, noch aus Lügen. Wahrheit hat sie ihnen auf die Lippen gegeben. Sie überschütten auch den Fürsten in allem, was sie den Menschen zu ihrem Glücke gewähren können. — Hat er einmal seinen Lebenslauf vollendet, so rufen sie ihn zu sich in die himmlischen Wohnungen. — Sein Geist schwingt sich dahin; sein Ruhm aber bleibt auf Erden unvergeßlich."

Dieser Fürst war bald auf christliche, bald auf heidnische Schulweise erzogen worden, nach der Religion der unterschiedlichen Hofmeister, die man ihm zuordnete. Man hat aber, soviel man dafür hält, noch nie erweisen können, daß er dem Christenthum zu einer Zeit angehangen haben sollte, darinnen er sich, ohne Besorgniß einer Gefahr für die heidnische Religion, erklären durfte. Man kann auch nicht läugnen, daß, sobald er freye Hand erhielt, eine Wahl unter beyden zu treffen, er die heidnische, als die Religion seiner Vorfahren, erwählte.

Man nenne ihn aber einen Heiden, einen Abtrünnigen, oder gebe ihm sonst einen schimpflichen Beynamen, den ihm die Clerisey beyzulegen nur immer beliebet haben mag, so muß man doch, wenn man unpartheyisch und nach der Wahrheit der Geschichtsbeschreibung von ihm sprechen will, zugestehen, daß er ein tapferer und tugendsamer Fürst gewesen, voller Verstand und Menschenliebe, der an Mäßigung und Weisheit alle seine christlichen Vorfahren übertroffen hat.

In seinem Sendschreiben entdeckt man den Charakter eines wahren Vaters des Vaterlandes und seines Volks. Dasjenige, welches ich mir die Freyheit nehme hier einzurücken, ist allein geschickt, uns einen richtigen Begriff von seiner Toleranz zu machen, und den wahren Grund alles Grolles, den die Clerisey wider ihn gelegt hat, vor Augen zu legen.

Julian an die zu Bostra *).

„Ich hätte mir einbilden sollen, daß die Führer der galiläischen Gemeinden müßten geglaubt haben, daß sie mir mehr Dank, als meinem Vorgänger in der Reichsregierung schuldig wären. Denn wie oft ist es unter seinem Regi-

ment

*) Es ist das 52ste seiner Sendschreiben.

ment geschehen, daß sehr viele unter ihnen Verbannung, Verfolgung und Gefängniß haben ausstehen müssen. Eine große Anzahl von ihnen, welche sie in ihrer Religion Ketzer nennen, haben über die Klinge springen müssen, daß Samosata, Zizika und viele andere Städte von Paphlagonien, Bithinien und Galatien von Grund aus verwüstet worden sind. Seit der Zeit ich das Reichsruder führe, hat man auf eine ganz entgegengesetzte Art verfahren. Die Verbanneten sind zurückberufen; die Verwiesenen wieder in den rechtmäßigen Besitz ihrer Güter gestellet worden. Zum größten Unglück geriethen diese Leute in eine solche ausschweifende unsinnige Wuth, daß, da man ihnen die klägliche Freyheit entzog, gegen einander die größte Tyranney zu verüben, und ihre eigenen Mitbrüder sowohl, als die Glieder der alten Kirche zu verfolgen, sie von Raserey strotzen, auch Himmel und Erde bewegen, damit sie Gelegenheit finden möchten, Aufrührung und Empörung anzurichten. So großen Abscheu tragen sie gegen unsere Gesetze und Verordnungen, welche nichts als Menschenliebe und Toleranz enthalten. Indessen bleiben wir noch fest auf unserer Meinung, und sind entschlossen, durchaus nicht zuzugeben, daß ein einziger von ihnen wider seinen Willen zu unsern Altären gezwungen werden solle. Was das Volk selbst betrift, so scheinet mir, daß es durch

die-

diejenigen zum Aufruhr und Meuterey angereizet wird, die man Kirchendiener nennet, welche anjezt dadurch zur Verzweiflung gebracht sind, daß man ihrer unziemenden Gewalt richtige Schranken gesetzt hat. Sie können keine Obrigkeit, keine Richter einsetzen, von den Vermächtnissen der Unterthanen keine Verfügung mehr nach Gefallen treffen, die nächsten Anverwandten vervortheilen, den Besitz fremder Güter an sich ziehen, und solche unter scheinbarem Vorwand verschlingen. Dieser Ursachen wegen nun finde ich vor nöthig, durch gegenwärtige Satzung die Leute dieser Religion zu bedeuten, daß sie Friede und Ruhe halten, keine Rottirung um ihre Kirchendiener herum anstellen sollen, der Obrigkeit Hohn zu sprechen, welche durch diesen Pöbel beschimpfet und in Gefahr gesetzet worden ist, gesteiniget zu werden. Jedennoch soll ihnen unverwehret bleiben, ihre gewöhnlichen Versammlungen zu halten, und um ihre Führer herum den Gottesdienst abzuwarten, ihre Lehren anzuhören, und das Gebet nach ihren unter ihnen gewöhnlichen Gebräuchen zu verrichten. Würde man aber suchen sie zum Aufstand zu reizen, sollen sie sich wohl hüten, solchem Einblasen Gehör zu geben, vielmehr aber wissen, daß sie in Gefahr gerathen werden, wenn ihren Lehrern diese Mittel Aufruhr und Meuterey anzuzetteln, gelingen würden. Haltet Ruhe und Friede, widersetze sich nicht einer

dem

dem andern mit Pochen und Beschimpfungen; und lästert euch nicht unter einander. Ihr, von dem Volk, welches durch die neue Religion verführt ist, habet Acht auf euer Betragen; Ihr Glieder der alten Kirche aber, die durch unsere Vorfahren gestiftet ist, thut euren Nachbarn und Mitbürgern nichts zu leide, welche mehr durch eine phantastische Entzückung, als durch vorsetzliche Bosheit in Irrthum verstrickt worden sind.

Menschen müssen durch Vernunftschlüsse und durch Stärke der Beweisgründe, nicht aber durch Schläge, Beschimpfungen und Gewaltthaten zur Erkenntniß der Wahrheit und Ueberzeugung des Irrthums gebracht werden. Dannenhero befehle ich hiermit von neuem allen eifrigen Nachfolgern der wahren Religion, daß sie das galiläische Volk auf keinerley Weise beschimpfen, belästigen, oder beleidigen sollen.“

Dieses sind Gedanken und Meynungen eines Kaisers, den die Klerisey zum erschrecklichsten Ungeheuer macht, dessen gnädiges Bezeigen selbst den Lästerungen der Eiferer hat Nahrung geben müssen, welche vorgeben, daß er durch sein gnädiges Betragen und durch seine unbegränzte Duldung der Kirche weit größern Schaden, als durch die grausamste Verfolgung zugezogen haben soll. Dieser Fürst behauptete

bey

bey seinen großen Gaben der Staatsklugheit den Charakter eines vollkommen redlichen Mannes. Indessen bemühete er sich dennoch umsonst, die Clerisey zu beugen, die nicht aufhörte, so lange Rotten wider ihn zu machen, bis er endlich, wie man behauptet, zum großen Vergnügen der Orthodoxen von einem christlichen Soldaten unter seinem Kriegsheer im Feldzuge gegen die Parther meuchelmörderisch getödtet ward.

Jung,

Ein englischer Kapitain, ward bey einem Gefechte in Kanada gefangen. Er hatte den Feind mit gar zu vieler Hitze verfolgt; und da er sich an einen morastigen Ort retirirt hatte, so konnte er den Händen seiner Feinde nicht entgehen. Sein Bedienter sahe, daß die Wilden auf ihn zudrangen, und lief aus aller Macht, ihm beyzustehen; aber man verhinderte ihn daran; weil es unmöglich war, ihm zu helfen, und weil man alle Vermuthung hatte, daß die Wilden ihn umbringen würden, wenn sie auch seinen Herrn in Betracht seines Ranges verschont hätten.

Die Wilden plünderten den Kapitain gänzlich, und ließen ihm nichts mehr übrig als seine Bein-

Beinkleider. Sie schleppten ihn schon an einen abgelegenen Ort, um ihn zu tödten, als ein französischer Grenadier ihm zur Hülfe herbey eilte. Nicht anders, als mit der größten Mühe und durch harte Drohungen konnte er sie von ihrem grausamen Vorhaben abhalten. Sobald der Kapitain sich außer Gefahr befand, bot er dem Grenadier seine Börse an, in welcher zehn Guineen befindlich waren. Der Grenadier schlug dieses Geschenk großmüthig aus, und schätzte sich glücklich, daß er einen seinen Mann, ob er gleich sein Feind war, von einem so grausamen Tode, zu dem die Wilden ihn bestimmten, errettet hatte. Man führte den Kapitain hierauf zu dem französischen General Larrey. Da er ihm die Umstände seiner Gefangennehmung und das Betragen des Grenadiers berichtet hatte, bat er ihn innständigst, Befehl zu geben, daß dem Grenadier die zehn Guineen zugestellt würden. Er weigerte sich lange Zeit, sie anzunehmen, und behauptete, daß er daran nichts mehr, als seine Pflicht gethan hätte. Er nahm sie endlich, um dem General nicht ungehorsam zu seyn, nach langer Weigerung an.

Junggesellen,

So wie junge Ehemänner, sollten sich warnen lassen, sich bey der Wahl ihrer Geschenke, die sie ihren Bräuten und Frauen machen, wohl in Acht zu nehmen, daß sie gerade das nicht schenken oder anzuschaffen suchen, so sehr es auch die Geliebte zu wünschen scheint, was in der Folge schaden kann. — Man weiß die nachtheiligen Folgen, die es hat, wenn allzugefällige Eltern dem naschhaften Sohne mit Zuckergebackenen, oder die Tochter, welche den Putz liebt, mit neuen Kleidern belohnen. — Gleich gefährlich ists, wenn der Bräutigam sich um den Titel bewirbt, ohne den seine Braut ihm die Hand nicht geben will. — Oder, wenn der Ehemann sich bereden läßt, der Frau die goldene Uhr endlich zu kaufen, die sie schon lange sich wünschte, weil sie eine andere Frau von gleichem Range mit diesem zweideutigen Zierathe in allen Gesellschaften vor sich sehen muß.

Die Befriedigung der ersten eingebildeten Bedürfniß zieht immer eine neue Bedürfniß nach sich. — Die Uhr schickte sich zu dem halb abgetragenen Kleide von Atlaß nicht recht. Nun muß ein neues Kleid angeschaft werden — allein es gehören auch goldene Armbänder u. d. gl. hinzu, — die Granaten sind jezt zum übrigen Putze zu schlecht; es gehört eine ächte Perlenschnur

lenschnur dazu; — diese und jene Frau hat einen für jede Jahrszeit passenden Anzug, meine Garderobe muß auch mehr Abwechslung haben, und ehe der Mann sichs versieht, stellt ihm die Frau an einen Abgrund von Bedürfnissen, in welchen ihn hinab zu sehen schwindelt.

Juno und Jupiter.

Juno war, nach der Fabellehre, die Tochter des Saturn und der Rhea, und Schwester und Gemahlinn Jupiters. Sie war die Göttinn der Ehre und des Reichthums, und wurde von zwölf Nymphen bedient, deren vornehmste die Iris war. Diese Eheleute lebten nicht gut mit einander und hatten einen immerwährenden Zank. Juno kam oft in Streit mit dem Jupiter, und dieser schlug sie und gieng öfters übel mit ihr um *). Einsmals hieng er sie an eine goldene Kette zwischen dem Himmel und der Erde, und band noch an einen jeden Fuß derselben einen Ambos. Der Hang, den Jupiter

zu

*) Die Heiden dichteten also ihrem ersten Gotte Dinge an, die bey den sterblichen Menschen zu verabscheuen sind; und hatten also am Jupiter ein gar schlechtes Vorbild zur Nachahmung.

zu vielen andern Schönen hatte, erweckte ihre Eifersucht und ihren Haß. —

Von allen Gottheiten der Heiden hatte keine so eine allgemeine Verehrung, als die Juno, doch wurde sie vorzüglich zu Argos, Samos und Karthago verehrt. — Gemeiniglich wird sie als eine majestätische Dame vorgestellt, mit einem Szepter in der Hand und einer Krone auf dem Haupt. Zu ihrer Seite einen Pfau *).

Jupiter, der größte und vornehmste unter den heidnischen Göttern, war ebenfalls der Sohn des Saturns und der Rhea. Die Fabel sagt, daß er bey seiner Geburt von seinem Vater verschlungen worden wäre, wenn ihm die Mutter nicht sogleich einen Stein zum Verschlingen gegeben hätte. — Saturn begieng diese Handlung bey allen seinen Kindern, weil ihm der Himmel und die Erde weissagten, daß er von einem seiner Kinder aus dem Reich werde vertrieben werden.

Rhea, um das Kind, mit welchem sie schwanger gieng, zu retten, flüchtete sich nach Kreta, wo sie in einer Höle niederkam; da sie alsdann das Kind den Cureten und den Nym-

phen

*) Ein kein allzugutes Sinnbild einer Frau, denn der Pfau hat die Eigenschaft, daß er aufgeblasen und stolz, dabey aber eine schlechte Stimme und Füße hat.

phen Melissen übergab, welche es erzogen. — Nachdem das Kind erwachsen war, jagte es seinen Vater durch Hülfe seiner Brüder vom Thron, mit welchem es das Reich der Welt theilte; er gab dasjenige des Meers dem Neptun, die Hölle dem Pluto, und für seinen Theil nahm er den Himmel. Er mußte einen langen Krieg mit den Titanen seinen Onkeln führen; und noch einen größern mit den Riesen, welchen er auch glücklich zu Ende brachte. —

Er verheyrathete sich siebenmal, und zwar nach einander mit der Meris, Themis, Eurinomä, Ceres, Mnemosine, Latona und Juno. — Er hatte noch eine viel größere Anzahl von Kebsweibern, und die Eine und Andere bekamen viel Kinder, welche fast alle zu Halbgöttern gemacht wurden. — Er hatte von der Leda den Kastor und Pollux. Von der Europa den Minos und Rhadamant. Von der Calliste den Arkas. Von der Niolea den Pelagus. Von der Lardane den Sarpedon und Argus. Von der Alkmene den Herkules. Von der Anthione den Amphion und Zethus. Von der Danae den Perseus. Von der Jodame den Deukalion. Von der Carne den Britomarte. Von der Schytinide die Megara. Von der Prothogenia die Ethilie und Memphis. Von der Toredia den Arcesilas. Von der

Ora den Cölax. Von der Cyrne die Cyrne. Von der Elektre den Dardanus. Von der Thalia die Palices. Von der Haramantis den Hiarbas, die Phile und den Pitumnus. Von der Ceres die Proserpina. Von der Mnemosine die neun Musen und den Merkur. Von der Semele den Bachus. Von der Dione die Venus. Von der Meris die Minerva. Von der Latone den Apollo und die Diana. Von der Hyrbis den Pan, und von der Juno den Mars und Vulkan. —

Man nannte den Jupiter den Herrn der Götter und Menschen. Seine Verehrung war immer die vorzüglichste und allergemeinste. Die Art, wie man ihn gemeiniglich vorstellte, war in der Gestalt eines majestätischen Mannes mit einem schönen Bart, auf einem Thron sitzend, in der rechten Hand den Blitz haltend, und in der linken einen Szepter; zu seinen Füßen saß ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Die fürtreflichen Beynamen des Jupiters waren: höchster und bester, Vater, Herr der Könige u. s. w.

Irora.

So heist ein Götze der Ostindier. Sein Haupt ist mit langen und schönen Haaren gezie-

ret;

ret; das Gesicht ist weiß und glänzend; er hat drey Augen, und trägt an der Stirne einen halben Mond. Die Braminen versichern uns, daß Jrora unendlich sey, und sagen, um solches zu erläutern, Brama sey, aus Begierde, das Haupt des Jrora zu sehen, aus dem Himmel geflogen, aber seine Bemühung sey fruchtlos gewesen; und an der andern Seite habe Vistnou, der Gott der Verwandlungen, seine Fußtapfen entdecken wollen, und sich in ein Schwein, das mit seinem Rüssel ein großes Loch in die Erde gewühlet, verwandelt; aber mit eben so schlechtem Erfolge. Der Körper des Jrora soll so ungeheuer dick seyn, daß die Schlange Baltegu, welche sieben Welten umschlingt, nicht lang genug ist, um ihm zu einem Armbande zu dienen.

Er steht auf einem Piedestal und hat sechzehn Aerme deren jeder etwas trägt. Einer hält Feuer, der andere Münzen, der dritte eine Trommel, der vierte ein Seil, der fünfte ein Paar Köpfe, der sechste einen Stab, der siebende ein Rad, und der achte eine Schlange; einer hält ein Herz, einer eine Geige, einer eine Glocke, einer eine porzellainene Trinkschale, ein anderer eine Kette, ein anderer den Kopf eines Braminen, einer einen Dreizack, und ein anderer eine Axt.

Seine Schultern bedecket eine Elephantenhaut, und er ist mit Schlangen umgeben. An seinem Halsbande hängt eine kleine Glocke. — Alles dieses ist bildlich. Seine sechzehn Hände zeigen seine große Macht an; die sich um ihn windenden Schlangen weisen auf die Umwälzung der Zeiten, und die Glocke ist ein Merkmal seiner Wachsamkeit. Die Braminen erzählen: Er habe zwo Gemahlinnen, wovon eine beständig um ihn wäre und sich in seinen Haaren verstecke; aber die andere sterbe alle Jahre, werde aber wieder lebendig. — Genug von heidnischen Thorheiten! —

R.

K.

Kanzelreden.

Durch diese können sich die Prediger als Männer zeigen, die der wahren und wärmsten Verehrung würdig sind. Als öffentliche Lehrer der Moral können sie unter dem Schutze und mit Hülfe der Religion durch das göttliche Wort wirklich die herrschendsten Mißbräuche bekämpfen, und mit der Erklärung der Grundsätze des Evangeliums das göttliche Gebot der Menschenliebe, mit einem treffenden Angriff auf alle die Blutschreyenden Betrügereyen, in seinem weitesten Umfange verständlich machen.

Jedes Laster, sagt Mercier, von dem größesten bis zu dem kleinsten stammt vom Geize und der Herzenshärtigkeit. Die Prediger könnten ihrem Tribunale alle politischen Schandthaten, welche das Unglück des Volks verursachen, unterwerfen. Nichts könnte diese Sprache des Herzens aufhalten. Die nackte, ungeschminkte Wahrheit hat eine durchdringende Kraft.

Unter diesem Gesichtspunkte sollten, könnten die Prediger, ohne das Ministerium zu beleidigen, dem Volke heilsam seyn. Daß sie doch alle heilige, allgemein ausgestreute Ideen zusammen faßten! Es sind alle der Menschheit heilsame Gedanken in dem Evangelium, das nichts als Liebe und Wohlthätigkeit empfiehlt, enthalten; die Philosophie unserer Zeiten ist nichts, als ein Zweig des Christenthums. Einige haben diese edle Pflicht schon im Anblick der Monarchen erfüllt! und welcher erhabene Beruf, die Seufzer, die ein König nicht hören kann, und die großen Gedanken, die man seiner königlichen Würde entziehen will, bis zu seinen Ohren hinzubringen!

Wie edel und erhaben ist ein Kanzelredner, der dem herrschenden Elende Trost gewähren, mit dem apostolischen Tone zu dem Volke sprechen, und das göttliche Wort, so wie es in der erhabenen Moral des Buches, welches es in sich faßt, ausgedrückt ist, ansbreiten darf! Dies ist der Augenblick, in welchem die Würde des Predigerstandes in ihrem ganzen Glanze erscheint! zu überreden, zu überzeugen, zu trösten, alle Schätze der erhabensten, und, den Menschen Liebe zum Frieden und zur Wohlthätigkeit einzuflößen, fähigsten Moral vor Augen zu legen, welcher ehrwürdige Beruf!

Was aber jene Schöngeister betrift, die nur nach Pfründen rennen, und schöne Redensarten zusammen tragen, aus dem Schatze eines andern einige rednerische Bruchstücke und Wendungen heraus stehlen, und nichts an das leidende Volk sagen; — was diese Wahnsinnige betrift, die nichts als grobe Dummheiten gegen die Philosophen auf der Kanzel ausspeyen; weder etwas zu lesen, noch zu verstehen, noch zu beurtheilen wissen; die sich von der Vernunft geschieden haben, und das Kanzeltalent in das Talent zu schimpfen umschaffen, diese sind zu beklagen, daß sie einen so erhabenen Beruf entheiligen, es nicht fühlen, welches seine wahre Kraft, welches die Herrschaft sey, die sie sich über die Menschen zueignen könnten, wenn sie es verstünden, mit dem Menschen über seine wahren Vortheile zu reden. —

Man erzählt, daß ein Exjesuit, mit Namen Beauregard, der das Heftige liebte, das Erhabene seiner Kunst damit zu erreichen glaubte, daß er in seinem lächerlichen wahnsinnigen Eifer ausrief: „Man beschuldiget uns der Intoleranz. Gut, weiß man es aber nicht, daß die Liebe ihre wüthende, und der Eifer seine rachsüchtigen Gefühle hat“? — Ein andermal fieng er seine Predigt damit an: „Komm, Kirchendiener, ziehe den Vorhang zu, bedecke

das Heilige — — ich will von Philosophen reden"! — In der That lustig! —

Ein anderer Prediger von dem Schlage hielt in einer Vorstadt von Paris, oder in einem elenden Dorfe eine Predigt gegen den Luxus *). „Meine Brüder! sagte er, indem er sich an die zerlumpte Versammlung wandte, das sinnliche eurer Tafel, diese ausgekünstelten Speisen, diese wohllüstigen Leckerbissen, die eure erschlafften, von Ergötzungen ermüdeten Sinne wieder anreizen sollen." — — Und das predigte er armen Unglücklichen vor, die am Sonntage nichts als Brod, Speck, und mit Wasser

*) So hörte ich in einer Stadt in der Pfarrkirche zur heil. Fastenzeit von einem der Kapläne eine Predigt gegen die Freygeister, der zu seinem Texte wählte: Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! — wo doch keine 20 Personen in der Kirche waren, die verstanden hätten, was eigentlich ein Freygeist ist. Oder meynte er vielleicht alle diejenigen darunter, die alle in der Religion eingeschlichene Mißbräuche lächerlich finden — die sagen aber nicht in ihrem Herzen: es ist kein Gott! sie sind vielmehr größere Verehrer desselben. Angemeßener der Zeit und der Kanzel war der Vortrag eines Exjesuiten, der das Laster des Afterredens und Nächstenverläumdung in seiner häßlichsten Gestalt vorstellte. Die ganze Versammlung begriff ihn, und — vielleicht — besserten sich einige zum größten Verdienst für den Redner. —

Wasser und Salz abgekochten Kohl essen. Aber was machts? Eben diese nemliche Predigt, die er sich mit Mühe und Schweiß einmemorirt hat, hält er einige Tage drauf in dem reichen Quartiere der Finanz. — Das Volk schläft während der Predigt ein, das für seine Beredsamkeit und Kenntnisse wenig gestimmt ist. — Ladet diesen Verächter der Leckerbissen zu euren Tafeln ein, er wird sichs gewiß nicht minder, als ihr, wohlschmecken lassen.

Kandon.

Ist eines der geheimen Glaubensbücher der Braminen. Aus diesem kann man ersehen, daß die abergläubigen Gebräuche des leichtgläubigen und schwärmerischen indischen Volkes sehr weit von der Philosophie ihrer Braminen, oder Priester, entfernt sind, deren Moral sehr rein ist. Dieses Glaubensbekenntniß lautet, so wie es in dem Kandon befindlich ist, folgendergestalt:

„Das höchste Wesen, welches wir Schiwen, andere aber Wischenu nennen, ist das einige, welches wir für den Allmächtigen erkennen. Dieses ist der Grund der fünf Elemente, und aller Handlungen und Bewegungen,

gen, worauf das Leben und die Zeit beruht. Es vermischet sich mit unseren Seelen, und giebt ihnen das Daseyn, so daß das Wesen der Seele, und ihre Erkenntniß nichts anders als Gott selbst ist. Er hat alles erschaffen, erhält alles durch seine Güte, und wird am Ende alles zerstöhren. —

Er ist der Gott der Götter, der allmächtige Gott, der einige Herr; die Wedams, Yagämons, Schastrons und Puranons bestätigen ihn. Alle untern Gottheiten sind weiter nichts als Geschöpfe; er hat die ganze Welt mehrmals zerstöhrt, und wieder von neuem erschaffen. Er ist ein unendliches Wesen, welches einem Lichte gleichet; er verbreitet sich überall, er ist ewig, er ist von niemand geboren, er ist alles, und wird zu allen Zeiten seyn. Nur er allein kennet sich, allen übrigen ist er unbegreiflich. Die Götter selbst begreifen sein Wesen nicht, und seine höchste Substanz ist es, welche der Sonne und dem Monde ihr Licht ertheilet. Dieser Gott allein schuf die Welt durch seine hervorbringende Macht, und zerstöhret alles durch seine zerstöhrende Macht, daher er es ist, der unter dem Namen der drey Götter, welche Trimurti genannt werden, vorgestellet wird.

Er allein hat die Götter, Menschen und Thiere erschaffen, seine Güte zu offenbaren.

Bald

Bald scheinet er weder Empfindung, noch einige merkliche Eigenschaften zu haben; bald aber befindet er sich gleich einem Feuer in dem Holze, und in den Steinen, in dem Wasser und in der Luft; Gott ist in dem Innern aller Dinge gegenwärtig. Seine Weisheit, seine Macht und seine Entschlüsse sind wie ein ungeheueres und unbegränztes Meer, welches niemand überschiffen, noch ergründen kann. Ob er gleich keines Körpers fähig ist, es sey nun eine große Masse, oder ein kleiner Sonnenstaub, so nimmt er doch zuweilen eine Gestalt an, damit seine in Finsterniß verhüllte Geschöpfe das Licht genießen mögen. Der menschlichen Gestalten, welche er angenommen hat, ungeachtet, ist er doch weder des Vergnügens noch der Schmerzen fähig, sondern ist seinem Wesen nach von allen Veränderungen frey.

Es ist kein anderer Gott, als er, niemand kann die Täuschungen, welche er in der Welt verbreitet, entwickeln noch auflösen; er erfüllet alles mit seiner Unendlichkeit; er ist der Anfang aller Dinge, ohne selbst einen Anfang zu haben.

Gott, welcher unendlich kleiner, als ein Sonnenstaub ist, ist zugleich unendlich größer als die ganze Welt. Dieser unabhängige und freye Gott, dieser Gott, welcher alles zugleich ist, war von jeher allein, ohne Eigenschaft,

ohne

ohne Handlung, ohne Beschaffenheit vorhanden, ohne an Ort und Zeit gebunden zu seyn, daher er unbeweglich ist.

Dieses einige und einfache Wesen hat nicht die geringste wirkliche Verbindung mit der Materie, so wie die von dem Wasser zurück geworfenen Strahlen des Mondes sich mit dem Wasser zu bewegen scheinen, ohne daß die geringste wirkliche Verbindung zwischen dem Wasser und Monde vorhanden ist. Eben so verhält sich auch dieses Wesen, gegen alles, was Materie oder Eigenschaft, Leidenschaft oder Wirkung ist. Eben diese Art der Verbindung gleicht ferner den Träumen, worinn man nicht vorhandene Dinge als vorhanden siehet und fühlet.

Gott offenbaret sich in vielen Körpern, und in vielen Seelen, so wie die Sonne, welche gleichfalls einig ist, ihr Bild vielen Wassergefäßen eindrückt. Auf seinen Befehl bläset der Wind, leuchtet die Sonne, wärmet das Feuer und fällt der Regen. — Endlich ist er die Vollkommenheit, der Anfang, das Ende und der Ruhm seiner Anbeter.

Was die Götter betrift, welche wir vervielfältiget haben, und welche wir unter so vielerley Bildern verehren, so hat man ihnen diese Gestalten bloß um der Unwissenden und schwachen Gemüther willen gegeben, deren grobe

Reli-

Religion etwas körperliches und sinnliches haben mußte. Sie würden die Güte und Größe des höchsten Wesens ohne so viele Bilder, welche dessen Eigenschaften vorstellen, und woraus man so zu sagen so viele verschiedene Götter gemacht hat, nicht haben begreifen können.

Diejenigen hingegen, welche diesen Gott begreifen können, haben keine Götzen nöthig, denn die Bilder, welche wir verehren, sind eigentlich nur Aehnlichkeiten seines Wesens, besonders, da er mehrmals in der Welt erschienen ist, und dabey gewisse Gestalten angenommen hat, welche wir zum Andenken seiner Erscheinungen und des uns dadurch verschaften Guten noch jetzt verehren.

Wir glauben auch, daß die Gewächse und Thiere eben sowohl eine Seele haben, als wir; daher man Achtung für alle lebendige Geschöpfe haben muß, und ein großes Verbrechen begehen würde, wenn man sie opfern wollte.

Wir verehren auch die Heiligkeit verschiedener Oerter und Flüsse, weil Gott versprochen hat, diejenigen seiner Gnade theilhaftig zu machen, welche sie bewohnen.

Der Unterschied, welchen wir unter den Stämmen und Geschlechtern machen, gründet sich auf ihren Ursprung. Wir betrachten die Braminen als den ersten und vornehmsten

Stamm,

Stamm, weil sie aus dem Gesichte des Brama entsprungen sind; die Schatrier sind der zweite Stamm, weil sie aus seinen Schultern entstanden sind; die Waßier der dritte, weil sie aus seinem Bauche erschaffen sind, und die Schutres machen den vierten aus, weil sie ihren Ursprung aus seinen Füßen haben. — Vielleicht sind diese Arten des Ursprunges nur sinnbildliche Vorstellungen der Wahrheit; allein, wir halten sie einmal für wahr und wirklich.

Dies ist unser Glaube. Er ist nicht vollkommen, weil wir keine bessere Art, Gott zu gefallen, wissen; allein seine große und überschwengliche Barmherzigkeit ersetzet die Mängel unserer Verehrung. Wir wissen blos, daß wir Gott fürchten und ihm dienen müssen; darinn kommen wir alle überein.

Obgleich unsere Sekten verschieden sind, so gestehen und bekennen wir doch einstimmig, daß diejenigen, welche Gutes thun, nach ihren guten Werken werden belohnt werden, und daß diejenigen, welche Böses thun, nach ihren bösen Handlungen werden gestraft werden. — Gottes Güte hebt seine Gerechtigkeit nicht auf, und seine Gerechtigkeit hindert seine Güte nicht; allein das Geheimniß seiner Rathschlüsse ist unerforschlich. Wer kann die Tiefe seiner Urtheile ergründen? Wir beten seine Unbegreiflichkeit an." — —

Kapuziner.

Niemanden wird unbekannt seyn, daß der Orden der Kapuziner bloß von einer Kapuzen-Reform *) seinen Ursprung hatte, wessenthalben sich Ludwig von Fossombrone und Matheus von Bassi von den Franziskanern trennten, und deshalb von der Herzoginn von Camerino geschützt wurden, die ihnen auch vom Pabst Klemens VII. eine Bulle zu Bestätigung ihres neuen Ordens durch Empfehlungsschreiben zu Wege brachte.

Das folgende aber wird nicht einem jeden bekannt seyn. — Sobald nemlich die Reform der Kapuziner ihre ordentliche Einrichtung erhalten hatte, so machte man für sie unter Aufsicht des ersten Generalvikars, des Matheus von Bassi, eigene Vorschriften, wodurch sich diese Reform auszeichnen sollte. Sie sind im Jahr 1529 verfertiget. Ihr Hauptinhalt ist folgender:

I. Man

*) Bey Gelegenheit, da die ersten vier mindern Brüder mit ihren neuen spizigen Kapuzen öffentlich erschienen, riefen ihnen die Kinder, als sie sie sahen, nach: Capucino! Capucino! — und man fand diese Benennung so gut angebracht, daß sie von der Zeit an den Namen Kapuziner behalten haben, den ihnen auch Paul III. durch eine Bulle von 1536 bestätigte.

I. Man soll nach der alten Gewohnheit des Ordens alle Tage nur eine Messe im Konvente lesen: diese heißt die Konventualmesse. Ihr sollen alle Priester beywohnen. Daher soll der Superior keinen Priester nöthigen, eine besondere Messe zu halten, es sey denn an einem der allerhöchsten Feyertage, oder in einem Falle der Noth. Liest man bisweilen aus Liebe eine Messe für jemanden; so ist es nicht erlaubt, dafür eine Vergeltung zu nehmen, auch nicht unter dem Vorwande der Almosen. Das hohe Amt soll ohne Noten und Gesang gehalten werden: Die Horä zur Mitternacht, nach dem alten Gebrauche des Ordens und die übrigen Tagzeiten zu den gewöhnlichen Stunden.

II. Das Gebet in Gedanken, oder das stille Gebet, soll man alle Tage thun. Zwo Stunden täglich sind dazu festgesetzt, die eine des Morgens vor der Terzie, und die andere des Abends nach der Vesper. Nie ist es erlaubt, diese Uebung zu versäumen, es sey unter welchem Vorwande es wolle.

III. Das Stillschweigen soll von der Komplete bis zur Konventualmesse, und nach dem Waschen des Tischgeräthes bis auf den Abend beobachtet werden. Wer das Stillschweigen bricht, muß es im ganzen Konvent beichten, und erhält zur Büßung seiner Sündenschuld die Geißel.

IV.

IV. Das ordentlich gewöhnliche Geißeln, welches, der Regel nach, des Morgens nach der Frühmette geschehen soll, kann auf eine andere Stunde des Tages verschoben werden. In kalten Ländern geschieht es im Winter nach der Komplete.

V. In den Konstituzionen ist es verboten, Fleisch, Eyer und Käse zu betteln. Doch wenn man solches von freyen Stücken anbietet, so darf es der Kapuziner nehmen. An jedem Tage soll man auch nicht mehr erbetteln, als man auf den Tag nöthig hat. Ueberhaupt soll man nur auf drey, höchstens auf sieben Tage Vorrath an Lebensmitteln niederlegen. Besonders wird ein Vorrath an Wein sowohl den Superioren, als den Religiösen untersagt. Es soll sich kein Weinfaß in dem Keller eines Kapuzinerklosters sehen lassen. Der Kapuziner muß immer mäßig leben. Ausser der Suppe soll man nur einerley Fleisch zu Tische bringen, und an Fasttagen statt des Fleisches etwa einen Salat. Wenn ein Bruder auch ausser den Fasttagen sich des Fleisches und des Weins enthalten will, so darf ihn der Superior nicht daran verhindern. Man kann fasten, so viel man Lust hat, mehr als in der Regel befohlen ist, wenn man glaubt, daß man seinem Körper dadurch nicht schade.

VI. In Ansehung der Kleidung dringet die Regel auf Armuth. Der Rock soll nur bis mitten an die Beine gehen, und der Mantel blos über die Arme. Die Stricke müssen grob, dick, ungearbeitet seyn, und einfache Knoten haben. Der Habit darf nur 12 Spannen weit seyn, aufs höchste, wenn der Kapuziner dick ist, 13; der Rock aber soll nicht mehr als 7 Spannen in der Weite haben. Die Ermeln, sowohl am Habit, als am Rocke (tunica) sollen so enge seyn, daß man nur eben die Arme durchbringen kann *). Man muß sich vorsehen, daß man nicht einmal die unrechte Kleidung ergreift. Denn ein Bruder darf sich nicht unterstehen, etwas von dem zu gebrauchen, was einem andern gehört. Wer es thut, muß im Refektorio vor der Gemeine seine Sünden bekennen, erhält darauf von dem Pater Guardian einen derben Verweis, und muß zur Pönitenz bey Wasser und Brod fasten.

VII. Die Regel befiehlt ferner, daß die Brüder allezeit barfuß gehen sollen, doch erlaubt sie

*) Alles im ächten Geist des seraphischen Patriarchen! Diesem konnten seine geistlichen Söhne nicht arm genug einhergehen. — Im zweiten Kapitel seiner Regel für die Minoriten sagt er: „Alle Brüder sollen schlechte grobe Kleider tragen, und wenn sie dieselben flicken wollen, so geschehe es mit Sackleinen oder Lumpen. Das bringt Seegen vom Herrn!“

sie denen, welche es schlechterdings nicht aushalten können, Socken und Sohlen. Nie soll es ihnen verstattet seyn, ihre Reisen zu Pferde zu thun; sie sollen gehen, oder aufs höchste sich eines Esels bedienen. Doch der ehrwürdige Pater General ist von diesem Gesetze ausgenommen. Er thut die Reisen zur Visitazion auf einem Maulesel, angethan mit hölzernen Stiefeln, welche mit Heu und Stroh ausgestopft sind, und begleitet von 40 bis 50 ehrwürdigen Vätern, die ihm zu Fuße folgen. — Die Brüder dürfen auf ihren Reisen nur ein Buch, nebst ihrem Brevier mit sich führen, und an Kleidung nicht mehr, als zwo Hosen *) und zween Röcke, um einmal wechseln zu können, wenn es nöthig ist. Auch sollen sie keinen Huth, keine Tasche **) und keine Bouteille mit sich führen.

VIII. Um die Armuth im Orden desto besser zu erhalten, verweisen die Konstituzionen aus dem Kapuzinerorden alle Prokuratoren und Syndikos. Ein Kapuziner soll Jesum für sei-

*) Mutandes, eine Art von leinenen Unterhosen, die bey den Franziskanern vorzüglich üblich sind.

**) Hieraus sieht man, daß das, was man von zwölf Taschen der Kapuziner erzählt, die sie entweder zum Andenken der zwölf Apostel, oder den zwölf ersten Schülern des heil. Franziskus zu Ehren tragen sollen, ohne Zweifel ein Märchen ist. —

nen Prokurator, die Maria für seine Prokuratorin, und den heiligen Vater Franziskus für deren Substituten halten.

IX. Es wird weiter geboten, kein Kloster unter einer andern Bedingung zum Geschenk anzunehmen, als daß man verspreche, es wieder zu verlassen, sobald es der, welcher es geschenkt hat, verlanget. In den Klöstern muß alles dem Geiste der Demuth und Armuth gemäß seyn. Sie sollen von Gaßenkoth oder Leimen und Weidenholze aufgeführt werden, oder aufs höchste mit Erde und Steinen, wo es an Weidenholze mangelt. Die Zellen sollen schlecht, niedrig und enge seyn, und mehr den Gräbern der Todten, oder den Gefängnissen der armen Sünder, als bequemen Wohnhäusern ähnlich sehen. Man darf keine Zelle zuschliessen. In jedem Kloster sollen nach dieser Regel nicht mehr als 6 oder 7 Mönche wohnen; es müßte besondere Größe haben, wenn es die Regel erlaubte, daß darinn 10 oder 12 bey einander leben dürften. Alle Meubles und andere Geräthe müssen so aussehen, daß sie sogleich die heilige Armuth verrathen, auch selbst die Kirchengeräthe. Die Kelche sollen zinnern, und die Altardecken wollen seyn.

X. Weil die Regel viel Strenge fordert, so will sie noch, man solle keinen in den Orden aufnehmen, dessen Gestalt eine zu zarte Jugend ver-

verräth. Die jungen Religiösen, so wohl Layen als Geistliche, werden ein Jahrlang dem Novizenmeister unterworfen; dieser Zuchtmeister, oder der Pater Guardian muß ihnen erst Erlaubniß geben, wenn sie auch nur in die Zelle eines Novizen gehen wollen; ohne ihn darf auch kein Novize in die Zelle eines jungen Religiosen, oder eines andern Novizen gehen. Wer wider dies Gebot handelt, muß vor dem Superior seine Sünde bekennen, und sie dann durch ein Fasten bey Wasser und Brod büßen.

XI. In Ansehung der Regimentsform verordnet die Regel, die Generalvikaren, Provinzialen und Kustoden auf dem Kapitel zu wählen. Dies Kapitel hat auch die Macht, sie abzusetzen, wenn sie ihr Amt schlecht verwalten. Alle 3 Jahre soll man einen Generalvikar wählen; die Provinzialen und Guardianen aber alle Jahre. — —

In wie weit die heutigen Kapuziner von diesen Konstitutionen ihres ersten Generals abgewichen, ist eine bekannte Sache, und folglich der Mühe nicht werth, einen Kommentar hierüber zu machen. —

Man war auch zur Zeit der Stiftung dieser Kapuziner nicht unter einander einig, ob sie sich bloß mit Händearbeit, oder auch zugleich mit dem Studieren abgeben sollten. — Lud-

wig von Foßombrone behauptete das erstere, und Ochin war für das letztere. Die Folge lehrte, daß der letztere dennoch etwas durchgedrungen, und die vom Ludwig vorgeschlagene heilige Unwissenheit nur einem Theile der dümmern Brüder aufbehalten wurde. Sie legten sich aufs predigen, und man hat in neuern Zeiten einige sehr gute Redner unter ihnen gefunden. Dem ungeachtet aber schmecken die Predigten der meisten unter ihnen sehr nach schwärmerischer Schwermuth. — Ein Kapuziner aus B = =, z. E. welcher im Jahr 1765 in der Schloßkirche zu O = = am Charfreytage predigte, glaubte die Liebe des Heilands gegen die Sünder nicht überzeugender beweisen zu können, als wenn er die leiblichen Martern, so derselbe gelitten, ohne Maaß und Gränzen vergrößerte. Er versicherte endlich seine Zuhörer, daß man aus dem ganzen Land 6000 Henkersknechte zusammen verschrieben hätte, die den Erlöser der Welt hätten geißeln und peitschen müssen; daher wäre es denn gekommen, daß er, die kleinen Striemen und Wunden ungerechnet, 6666 große und tiefe Löcher in seinem Leibe gehabt, und daraus so viel Blut vergossen hätte, daß die 6000 Henkersknechte sämtlich bis an den Gürtel im Blut gestanden; u. s. w. —

„Unser Heiland muß sehr vollblütig gewesen seyn, sagte ein Ketzer im Herausgehen, — wenn dieser Mann die Wahrheit predigt.“

Die

Die Predigten und Schriften eines P. Rochem, der auf ein Haar wußte, wie die Quaalen der Hölle und des Fegfeuers beschaffen waren, zeugen nicht minder von dem schwarzen Blute eines — gewöhnlichen — Kapuziners. — —

Karl Anton.

So heist der jetzige Kronprinz von Spanien, insgemein der Prinz von Asturien genannt. — Ist ein Herr, der schon jezt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht. —

„Wenn alle Prinzen, sagt ein reisender Engländer von ihm, ihre Zeit so glücklich anwenden, als dieser Thronerbe von Spanien, so sehen die Länder von Europa den glücklichsten Zeiten entgegen.“ Hier ist eine Probe von der Art, wie er seine tägliche Laufbahn verrichtet:

Er steht im Winter um fünf, und im Sommer um vier Uhr auf, und liest Schriften über politische Regierung, Ackerbau, Manufakturen, Handel, Stärke der Staaten, Einkünfte derselben u. s. f. von den verschiednen Ländern in Europa, womit er täglich drey Stunden zubringt. Dabey liest er mit der Feder in der Hand, und macht sich weitläuftige Auszüge in seinen Handbüchern, um damit seinem Gedächt-

niß zu Hülfe zu kommen. So wie er Gelegenheit findet, sich über manche Punkte Erläuterung zu verschaffen, schämt er sich nicht, Fragen an diejenigen zu thun, die ihn von alle dem näher zu unterrichten im Stande sind. — Da er die genannte Art zu lesen schon seit einigen Jahren fortgesetzt hat, so giebt ihm das unzählige Fragen an die Hand, die er besonders den fremden Gesandten täglich in Absicht ihrer verschiedenen Länder thut.

Wenn die Lesezeit vorbey ist, frühstückt der Prinz, wobey er jederzeit einige Gelehrte und erfahrne Männer bey sich hat. Zwischen dem Frühstück und der Mittagstafel bringt er seine Zeit ausser dem Pallaste zu, indem er entweder aufs Land reitet und sein Regiment in Augenschein nimmt, eine Meyerey oder eine Manufaktur besucht, oder sich nach Dingen umsieht, die nicht bis zu ihm hinkommen können. Auch besucht er Leute, die ihm Unterricht ertheilen können; bey diesem Unterricht ist ihm der Stand und Rang des Lehrers gleichviel, wenn der wißbegierige Lehrling nur was Gutes lernt.

Zu Mittage hat er sechs Schüsseln, wozu Leute von allerhand Ständen gebeten werden. Männer, die sonst in ihrem Leben sich vielleicht einander nie berühren: Grandes und Handwerker, Ritter des goldenen Vließes und Pächter

sitzen

sitzen da an einer Tafel. Nie aber wird ein modischer Herr mit leerem Kopfe zugelassen.

Des Abends vergnügt sich dieser vortrefliche Prinz in Gesellschaft mit allerley Ergötzungen, besonders mit Musik; hängt aber, sobald ein Umstand seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde auffordert, sogleich der Geschäftigkeit nach.

Jedes Jahr macht er eine Reise in eine der Provinzen seines künftigen Reichs. Hier übersieht er alles mit der genauesten Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und schreibt jede Bemerkung eben so sorgfältig nieder.

Wer die Lebensart dieses Prinzen beobachtet, hält sich im voraus versichert, daß er einer der größten Könige werden werde, die je den spanischen Thron bestiegen haben. Und so würde dann auch dieses Land, in dessen tausend Kerkern so manche blutige Thräne geweint wird — wo Priester des Fanatismus so manches Schaf des allgemeinen Hirten würgen — wo die religiöse Unwissenheit noch über so manchem Unglück brütet — auch dieses Land würde dann ein Tempel der Tugend, und also der Wohnplatz der Glückseligkeit. —

Karl Borromäo (d. H.)

Ist, wie bewußt, der Schutzpatron von Mayland. — Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, sagt ein neuer protestantischer Schriftsteller, so ist es gewiß dieser Heilige, der ausser seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. — Seine Reichthümer setzten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von 22 Jahren Erzbischof, und starb 46 Jahr alt.

Dieser Todesfall erfüllte ganz Mayland mit Verzweiflung. Der Ruf des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dies bewog den römischen Hof, diesmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Kanonisazion eines Heiligen erst nach 50 Jahren geschehen kann. Sie geschah diesmal nach 30 Jahren, die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch, und genoß eines Vergnügens, das noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nemlich ihren Sohn in allen Kirchen

verehrt,

verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Karl I.

Der unglücklichste König, der je über England herrschte. Man weiß, wie barbarisch er von seinen eignen Unterthanen behandelt, und gar hingerichtet wurde. — In Ansehung seines Leichnams hat man eine sonderbare Anekdote, die von den besten Geschichtforschern für wahr gehalten, aber der Klugheit und Nazionalehre halber verschwiegen wird.

Der Leichnam wurde nemlich Anfangs in der Kapelle zu Windsor begraben, wo der Tradizion zufolge noch jezt seine Gebeine befindlich sind, und zwar in einer Gruft des Chors, dessen Stelle niemand jezt weiß, oder wissen will; ein Umstand, der etwas bedenklich, und ein Argument mehr für das folgende ist.

Royalisten, heist es, transportirten heimlich den königlichen Leichnam von Windsor nach Westmünster; da nun nach der Thronbesteigung Karls II. Kromwells Leichnam ausgegraben, geschleift, und an den Galgen gehangen werden sollte, so grub man aus Irrthum, oder aus Bosheit des Königs Leichnam aus, und nahm mit diesem die vorgeschriebene

Zere-

Zeremonie vor. Als nachher in Gegenwart vieler Menschen der Kopf vom Körper getrennt wurde, um auf einen Pfahl gesteckt zu werden, wurde man mit Erstaunen gewahr, daß er vorher schon abgesondert gewesen, und nur blos an den Untertheil des Halses genähet war *).

Die englische Sittengeschichte der vorigen Jahrhunderte beweist überhaupt, daß fantasievolle Entwürfe und deren Vollziehung schon lange dieser Insel gemein waren. In dem bürgerlichen Kriege, der unter diesem unglücklichen Könige Karl I. so seltene Szenen veranlaßte, da die Hofnung der Royalisten schon zu sinken anfieng, wurde die Bildsäule dieses Königs von Bronze, die in London errichtet war, öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Ein Messerschmidt gründete hierauf eine Spekulazion, und erstand sie für einen sehr geringen Preis. Nun zeigte er an, daß er diese Bildsäule schmelzen, und davon Messerhefte machen würde.

In kurzer Zeit wurden auch in seinem Laden eine erstaunliche Menge Messer und Gabel mit metallnen Heften zum Verkauf ausgelegt, die seine Anzeige zu bestätigen schienen. Jedermann lief nun zu diesem Messerschmidt, Leute von allen Fakzionen drängten sich zu, um Messer zu kaufen, die Theile eines so interessanten Denk-

*) Siehe von Archenholz England und Italien I. Th.

Denkmals waren; die Königlichgesinnten, um ein theures, ihre Gegner um ein unwürdiges, und die wahren Republikaner, um ein sonderbares Andenken aufzubewahren.

Der Messerschmidt nutzte diesen Enthusiasmus, und verdoppelte seine Preise bey dem ungeheuren Absatz, der ihn in wenig Monaten zu einem reichen Manne machte. —

Das Ganze war jedoch ein Betrug. Die Bildsäule war nicht geschmolzen, sondern vergraben worden, und da Karl II. auf den Thron kam, wurde sie hervorgezogen und dem Könige übergeben, der sie auf einem neuen Postament bey Whitehall an dem nemlichen Orte errichten ließ, wo sie zuvor gestanden hatte.

Hier sieht man sie noch, und zwar auf dem volkreichsten Platze des westlichen Londons, nahe an der Stelle, wo 1649. diese große Justizhandlung geschah. — Die Zierde des Postaments ist ein schönes Sinnbild: eine große Dornenkrone, die von zween Genien mit wehmuthsvollem Ausdruck getragen wird. —

Mit dieser Bildsäule wurde ein Spanier auf eine sonderbare Weise bekannt. — Es war in jenem großen Kriege (1756), der in so vieler Rücksicht der ausserordentlichste der neuern Zeit ist. — Die englische Armee unter dem General Braddock war in Amerika von den

Fran-

Franzosen geschlagen, Minorka war verloren gegangen, und Admiral Byng hingerichtet worden. Das Volk war natürlich über diese Unfälle wüthend. —

In dieser Disposizion sahe der Pöbel bey Whitehall einen Spanier, der ganz auszeichnend französisch gekleidet war, und den man daher für einen Franzosen hielt. Er war nur wenig Tage zuvor in London angekommen, und sprach kein Wort englisch; folglich konnte er sich nicht erklären, und dem ihn umringenden Volke den Irrthum benehmen.

Man berathschlagte: was man mit ihm thun wollte; endlich schlägt einer vor, ihn oben auf das Pferd der Bildsäule Karls I. zu setzen. Es ward eine Leiter geholt, auf welcher der Spanier zu seinem Bestimmungsorte heranklettern mußte. Hier sollte er gleichsam zum Ziel der Kothwürfe dienen, die man ihm zugedacht hatte; zu seinem Glück aber fährt ein Staatsminister diesen Augenblick vorbey, der freylich zu ohnmächtig war, ihn zu beschützen, allein dennoch die Ursache dieses Tumults gern wissen wollte. —

Er nähert sich dem Pazienten, redet ihn französisch an, und erfährt den Irrthum des Pöbels. — Nunmehr wandte er sich an diese Antigallier, und stellte ihnen mit allem Glimpf

das

das Ungerechte ihres Betragens gegen einen Mann vor, der zu einer Nazion gehörte, mit der England in Friede und Freundschaft lebte.

Der ganze Haufen bezeugte sogleich seine Reue. Man holte den Spanier von seinem unbequemen Posten mit vieler Höflichkeit herunter; der Minister nahm ihn zu sich in den Wagen und fuhr mit ihm zum spanischen Gesandten, den er im Namen des englischen Volks wegen des vorgefallenen um Verzeihung bat. —

Karl der Dicke.

Wie das Schicksal oft mit Kronen spielt, gleichsam als obs nur Drottelmützen wären! — Karln, Ludwigs des Teutschen Sohne, warf es nacheinander die Kronen von Teutschland, Italien und Frankreich zu, und er sahe das ganze Reich wieder unter sich vereinigt, wie es Karl der Große gehabt hatte, einige spanische Provinzen ausgenommen.

Demungeachtet trat dieser mächtigste Fürst seiner Zeit den nordischen Seeräubern nicht nur Friesland, sondern auch Neustrien, die heutige Normandie, ab, und verrieth dadurch, wie wenig er fähig war, sich mit der Regierung eines so großen Reichs zu befassen.

Als er nun vollends seine Gemahlinn Richardis aus Eifersucht gegen einen Bischof verstieß, sie aber durch die damals übliche Feuerprobe bewies, daß sie, ungeachtet des zehnjährigen Ehestandes mit Karln, noch von keinem Manne berührt sey, fiel der Kaiser in eine solche Verachtung, daß nicht nur die Ostfranken, Thüringer und Sachsen ihm den Gehorsam aufkündigten, sondern er auch des ganzen Reichs entsetzt wurde. —

Jtzt gerieth der ehemalige Kaiser von Teutschland und König von Frankreich und Jtalien in solches Elend, daß er Hungers gestorben wäre, wenn nicht Ludbert, Erzbischof von Mainz, ihm Dach und Fach gegeben hätte.

Doch befreyte ihn der Tod bald von einem Kostgänger, (im Jahr 888 den 16ten Jenner) der das Gnadenbrod der Kirche essen mußte. Richardis aber begab sich ins Elsaß, und stiftete das Kloster Andlau bey Barr.

Karl der Große.

Ein Fürst, eben so ausgezeichnet durch seine körperlichen Eigenschaften, als durch Muth, Glück, und eine für seine Zeit ausserordentliche Gelehrsamkeit. Man vergißt bey den glänzen-

den

den Thaten des Sohnes, daß sein Vater Pipin den rechtmäßigen König von Frankreich vom Throne gestoßen, und sich darauf gesetzt hatte. Karl macht in der Geschichte dadurch Epoche, daß unter ihm das alte römische Reich gleichsam wieder hergestellt wurde, indem er sich von dem damaligen Pabste Leo dem 3ten im Jahr 800 zu Rom zum römischen Augustus oder Kaiser ausrufen ließ.

Seine vornehmsten Kriegsthaten sind die Eroberungen des Longobardischen Reichs in dem obern Italien, und die Unterjochung der Sachsen, die damals an der Weser wohnten. —

Die christliche Religion hat er besonders, wiewohl mit zu vieler Gewaltthätigkeit in dem nordlichen Teutschland ausgebreitet, denn der Götzendienst wurde, wie ein erhabener Schriftsteller sich ausdrückt, in ganzen Strömen von Menschenblut ersäufet; und in Ansehung der Wissenschaften verbreitete sich einige Helle unter ihm in seinem Reiche, die unter seinen unruhigen und schwachen Nachfolgern sich wieder verlor.

Man bedauert immer noch, daß er die Sammlung teutscher Bardenlieder, die er gemacht hatte, auf seinem Todbette zu verkaufen, und das Geld davon den Armen auszutheilen befahl. — Ein starker Zug von dem Genie sei-

nes Zeitalters! Die Stiftung fast aller Bißthümer in Westphalen, und der Universität zu Paris ist auch sein Werk. — Er starb im Jahr 814 im 72sten Jahre seines Alters. —

Indessen erregt Karl der Große bey alle diesem, wenn er in Vergleichung mit Alexander dem Großen genommen wird, keine zu vortheilhafte Idee von sich. —

Seine herrlichen Siege, seine Talente und seine patriotischen Gesinnungen bedeckten zwar seine Fehler, und sein Jahrhundert nannte ihn den Großen, welches die Nachkommenschaft auch nicht widerrufen hat. — Aber vergleichen wir ihn mit obigem mazedonischen Helden!

Einer wie der andere kannten den Werth der Wissenschaften, und dieses hatten sie mit einander gemein. — Ausser diesen sind sie merklich von einander unterschieden.

Karl zeigte mehr Weisheit in Rathschlägen und in der Ausführung; Alexander mehr Seelengröße, Unerschrockenheit und Kühnheit.

Der Erste griff ein Land mit seiner ganzen Macht an, der Zweyte durchwanderte mit einer Handvoll Soldaten die ganze Erde, und überwand sie. — Dieser hier, von der einzigen Liebe zum Ruhme geleitet, verachtet den Thron und das Leben, und seufzet nur nach der Ehre

des

des Siegs, um seinem Feinde zu zeigen, was er ist. Jener, von seinem Ehrgeize angetrieben, erweitert die Gränzen seines Reichs nur, um sich hernach dem Vergnügen zu befehlen überlassen zu können.

Karl, politischer als großmüthig, läßt seine Gefangenen niederhauen, und ruft seine Feinde nicht eher nach Hof, als da er verzweifelt hatte, sie überwinden zu können. — Alexander im Gegentheil, als er den Darius im Staube liegen sah, vergoß Thränen bey seinem Körper, dem er das Leben nicht mehr einhauchen konnte; er gab dem Porus die Krone nicht wieder, als nachdem er ihn unter seine übrigen Sklaven hätte verstoßen können.

Wenn man endlich die Lebensumstände dieser berühmten Leute genau erwäget, so wird man sehen, daß der eine gemacht war, die Erde in Erstaunen zu setzen, der andere, sie zu beherrschen; der eine ist in der ganzen Welt, der andere nur auf unserer Halbkugel berühmt. —

Karl XII. (König v. Schweden.)

Man weiß, daß dieser Nordische Alexander denen protestantischen Schlesiern ihre ihnen von den Katholiken abgenommenen Kirchen von Kaiser Joseph dem Ersten wieder zuwege

brachte; die Art, wie solches zugegangen, ist wenigen bekannt. Nordberg giebt diese merkwürdige Begebenheit in seinen Anmerkungen zur Geschichte dieses Königs auf folgende Art an:

„Der König Karl hatte bey seinen kriegerischen Unternehmungen mit dem römischen Kaiser stets eine gute Freundschaft zu unterhalten gesucht. Allein bey dem Aufenthalte des Königs in Sachsen, gaben verschiedene Ursachen Gelegenheit zu einigen Mißhelligkeiten mit dem Kaiser Joseph. Unter andern forderte Karl, daß eine beträchtliche Anzahl von Russen, die aus Sachsen geflüchtet und in kaiserliche Dienste angenommen waren, nach dem Innhalte des Altranstädtischen Friedens, ausgeliefert werden sollten.

Indessen, daß hierüber gehandelt wird, entflohen selbige nach Polen. Dies empfand der schwedische König sehr übel, und verlangte deswegen eine Genugthuung. Der Kaiser verstand sich dazu, und schickte in der Absicht den Grafen Wratislaw nach Altranstädt. Karl aber entsagte den Anerbietungen des Kaisers großmüthig, und verlangte nur für die Evangelischen in Schlesien die entrißnen Kirchen wieder.

Dieses hängt nach allen seinen Umständen so zusammen:

Den

Den Tag, nachdem dieser kaiserliche Bevollmächtigte das Schreiben seines Herrn in der Kanzley bey dem Grafen Piper abgegeben hatte, kam der König dahin. Er erkundigte sich sogleich, ob etwas neues da wäre. Hierauf antwortete der Minister: „Ja, Eure Majestät, viel Neues und viel Gutes. Der Graf Wratislaw ist angekommen, und hat von dem Kaiser gar wichtige Anerbietungen zu einem Vergleiche mitgebracht.“

Der Brief ward vorgelesen. Nach dessen Endigung fragte der König: „Was deucht Euch davon, Piper?“ Der Graf erklärte sich: „Die Vorschläge sind so groß, daß, wenn Eure Majestät mit Ihrer ganzen Armee in des Kaisers Landen stünden, man keine wichtigere fordern könnte.“ — Eben diese Meinung äußerte auch der Staatssekretär Hermelin.

Hierauf fieng der König an, auf einem Sandwege, der in dem Sale gemacht war, und von einer Ecke zur andern lief, hin und her zu gehen. Man merkte dabey, daß er sich in tiefen Gedanken befand.

Nach einer halben Stunde redete der Graf den König an: „Ist es Eurer Majestät gnädigster Befehl, daß ich eine Antwort auf das Schreiben des Kaisers aufsetze und anzeige, daß Eure Majestät damit vergnügt wären, und die

alte Freundschaft unverbrüchlich halten wollten?“ Hierauf ließ sich der König vernehmen: „Ich muß erst selbst den Brief des Kaisers durchlesen;“ dabey setzte er sich zum Tische hin. Endlich kam er auf die Anerbietungen, welche der Kaiser zu einer Genugthuung für den freyen Durchzug der Russen durch die kaiserlichen Erblande vorschlug. Es bestanden aber selbige hierin:

Fürs erste: Der Zwist, der wegen Bremen so lange gewähret hat, und schon im Jahr 1700 hätte abgethan seyn müssen, soll entschieden seyn, und Bremen dem Könige in Schweden ohne Einrede zugehören.

Hierüber machte der König ein Kreuz, und sagte dabey: „In dieser Sache wollen wir schon zurecht kommen, ohne daß die Frage, von der jezt eigentlich die Rede ist, berühret werde.“

Fürs andere: Die Schuldforderung, welche Oesterreich seit den Zeiten Gustav Adolfs an Schweden hat, soll gänzlich abgethan und getilgt seyn. —

Das strich der König gleichfalls über zwerch mit den Worten durch: „Selbiges ist eine Schuld, die vor meiner Zeit gemacht worden, und auch nach mir stehen bleiben kann.“

Fürs dritte: Es will der Kaiser den Schweden das sogenannte Land Hadeln, welches

ches an Bremen und Verden gränzet, zuerkennen. —

Dies erfuhr ein ähnliches Schicksal, und ließ sich der König dabey heraus: „Ich habe Gottlob auch ohne diesen Flecken Land genug. —

Fürs vierte: Wenn Seine Majestät eine billige Summe Geldes verlangen, so will der Kaiser selbige sogleich auszahlen. —

Auch hierüber ward ein Kreuz gezogen; wobey der König ausrief: Memini me Alexandrum, non mercatorem. —

In dem Augenblicke standen Seine Majestät vom Tische auf und fragten: „Was deucht euch nun?“ — Der Graf Piper und Hermelin befanden sich in einem solchen Erstaunen, daß sie kaum sprechen konnten. Endlich redete der Graf den König an: „Gnädigster Herr! ich beklage ganz Schweden und uns, die wir Eurer Majestät folgen. Denn ich sehe zum voraus, daß Sie sich noch mehr Feinde zuziehen wollen. Alle Anerbietungen zu einem Vergleiche auszuschlagen, und das kaiserliche Schreiben kreuzweise zu durchstreichen, ist schon so gut, als ihm den Krieg ankündigen.“ Der König erwiederte: „Ich saß in Gedanken, da ich die Queerzüge machte, allein es ist einmal geschehen. — Was ist jezt zu thun?“ Hierauf

fieng er wieder an, auf die vorige Art im Zimmer auf und ab zu gehen.

Nach einer Viertelstunde blieb er, mit seinem gewöhnlichen majestätischen Ansehen, mitten im Gemache stehen. Das Gefäß vom Degen setzte er unter den Elbogen, und das Ohrband bey dem Fuße. Zugleich ertheilte er dem Grafen diesen Befehl: „Setzt eine freundschaftliche Antwort an den Kaiser auf, und erwähnet darinn, daß wir sein Schreiben erhalten, und mit völliger Zufriedenheit alle die Anerbietungen vernommen hätten, welche der Kaiser sich gefallen lassen, uns zur Wiederherstellung des alten Vertrauens zu ertheilen. Wir wären auch auf unserer Seite gänzlich geneigt dazu. Allein wir hätten jetzt unsere Ursachen, warum wir den Kaiser nicht in Ansehung der Bedingungen beschwerlich fallen wollten, welche von ihm vorgeschlagen worden. Wir verlangten nur allein: daß die evangelischen Kirchen in Schlesien, welche eine Zeit nach der andern unsern Glaubensgenossen entzogen, und von den römischen Geistlichen in Besitz genommen worden, zurück gegeben würden; und daß die Verfassung ihres öffentlichen Gottesdienstes wieder in den Stand gesetzt werden möchte, in welchem er nach dem Schlusse des westphälischen Friedens seyn sollte.“

Bey dieser Erklärung faßten der Graf und Hermelin wieder einen Muth, da sie hörten, daß der König allen andern Vortheilen entsagte, um den bedrängten Schlesiern desto wichtigere auszuwirken. — Wer die Geschichte dieses nordischen Helden gelesen hat; wird wissen, daß Karl XII. überhaupt das Sonderbare liebte, und daß Ruhmsucht und Ehrgeiz die einzigen Quellen waren, aus denen alles Sonderbare, das dieser Monarch vornahm, entsprang; und so wird man sich auch über diesen sonderbaren Einfall, eignen Vortheilen zu entsagen, und was anderes ruhmwürdiges dagegen zu thun, das ihm im Grunde zwar nichts angieng, aber doch bey der Nachwelt Bewunderung erregen mußte, nicht wundern.

Karlsruhe.

Ist, wie bekannt, die Residenz des Markgrafen von Baden, und liegt mitten im Walde. Folgende Anekdote macht diesen Ort besonders merkwürdig.

Ein durchreisender Kavalier äusserte vor ohngefähr 40 Jahren seine Befremdung darüber, daß das Schloß von Holz, und nicht wenigstens von Backsteinen erbauet wäre. „Ich wollte nichts, als ein Obdach haben, antwor-

tete der Fürst, und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen."

Möchte jeder Fürst bey Erbauung prächtiger Palläste und Gartenhäuser eben so edel denken, wie dieser biedere Markgraf!

Karmeliter.

Ein jeder weiß, daß die Karmeliter einen der vier Bettelorden ausmachen. — Sie begehen die Thorheit zu behaupten, daß ihr Orden schon im alten Testament vorhanden war, und vom Propheten Elias gestiftet worden, der auch, ihrer Aussage nach, ihr Erster, und der Prophet Elisa ihr zweiter General gewesen *).

Die Kirchengeschichte hingegen räumt ihnen nur ein 5 bis 6hundertjähriges Alter ein. Sie lehrt, daß Almerich, Patriarch von Antiochien, und päbstlicher Legat im Orient, bey der Bereisung des Berges Karmel im Jahr 1160 einige Einsiedler, die an diesem Berge umher wohnten, und nach ihrer Sitte lebten, in eine Gesellschaft zusammenbrachte, und ihnen

*) Mit welcher Schriftstelle sie dieses beweisen wollen, muß man ihren Auslegern überlassen.

nen einen abendländischen Vorsteher, Namens Barthold, gab; daß diese vorher keinen Orden ausmachten, sondern als Einsiedler hie und da am Berge Karmel wohnten.

Diese Gesellschaft bekam auch nicht eher die Gestalt eines förmlichen Ordens, als unter P. Honorius III. welcher vor ungefähr 500 Jahren die Regeln bestätigte, die ihnen Albert *), Patriarch von Jerusalem, gegeben hatte.

Die Karmeliter haben sich hernach bis nach Europa ausgebreitet, wo sie wegen ihrer Neigung zum Wohlleben berüchtigt sind, und daher das Sprüchwort: Karmeliter in der Küche — entstanden ist.

Es giebt zwo Gattungen Karmeliter, nämlich die beschuhten Karmeliter, auch Konventualen genannt, und die unbeschuhten, oder Barfüßer. Beyde Gattungen nimmt man gern zu Gewissensräthen, und von den Letztern sagt man, daß sie den Layen treflich den Beutel fegen können, alles im Namen des Herrn.

Katha-

*) Dieser war aus dem Kirchsprengel von Amiens gebürtig, und ein Urenkel des berufenen Petrus Eremita, des ersten Urhebers der so blutigen Kreuzzüge. —

Katharina I.

Schon oft ist die Anmerkung gemacht worden, daß die Geschichte mancher merkwürdigen Personen mehr Roman, als wahre Begebenheit, zu seyn scheint, und bey niemanden trift dieses mehr zu, als bey Katharinen, die in einer Strohhütte geboren wurde, und zuletzt Beherrscherinn über 300,000 Quadratmeilen ward!

Sie war zu Runghen, einem kleinen Dorfe in Liefland im Jahr 1688 von sehr armen Aeltern, die bloße Bauern, oder Vasallen waren, geboren. Ihre Eltern, die, da sie noch sehr jung war, starben, verließen sie in großer Armuth, daher der Schulmeister sie aus Mitleiden zu sich in sein Haus nahm, und sie schreiben lehrte.

Als Doktor Glak, ein Geistlicher aus Marienburg, sie daselbst sahe, und erfuhr, daß es eine arme Waise sey, die er bloß aus Mitleiden in sein Haus genommen habe, so nahm er sie, theils den Schulmeister von einer Last zu befreyen, die er nicht wohl zu tragen im Stande war, theils weil ihm die kleine Waise gefiel, mit sich nach Hause, ob er gleich selbst eine zahlreiche Familie hatte.

Hier hatte sie bessere Gesellschaft, und mehr Gelegenheit etwas zu lernen, und ihr Betragen war so, daß sie sich bey dem Doktor, seiner

ner Frau und Kindern zugleich beliebt machte. — Ihre anhaltende, fleißige und sorgfältige Aufmerksamkeit auf alle ihre häußliche Angelegenheiten erwarb ihr bey dem Doktor und dessen Frau eine solche Gunst, daß sie zwischen ihr und ihren Kindern keinen Unterschied machten.

Sie bezeigte auch hernach allezeit ihre Erkenntlichkeit mit der größten Dankbarkeit, indem sie alle diejenigen reichlich versorgte, die nur einigermaßen mit dem Doktor verwandt waren. Sie vergaß sogar ihren ersten Wohlthäter den Schulmeister in Kunghen nicht.

In diesem glücklichen Zustande wuchs sie auf; als ein liefländischer Sergeant, in schwedischen Diensten, sich heftig in sie verliebte, und da sie ihn gleichfalls liebte, so war sie es zufrieden, ihn zu heyrathen, wenn es anders mit des Doktors Bewilligung geschehen könnte, der, nachdem er des Mannes Charakter untersucht hatte, und nichts darwider einzuwenden fand, dieselbe ohne Anstand gab. Der Hochzeittag wurde bestimmt, und kam auch würklich, als der Sergeant an eben demselben Morgen plötzlich Befehl erhielt, mit seinem Detaschement nach Riga zu marschiren, wodurch er denn verhindert wurde, seine geliebte Braut zu erhalten *).

Kurz

*) Andere sagen, der Bräutigam sey bey Stürmung der Stadt am Tage der Hochzeit auf dem Walle erschos-

Kurz darauf kam der General Bauer mit einer russischen Armee vor Marienburg, und nahm sie 1702 mit Sturm ein, bey welcher Gelegenheit auch Katharina gefangen genommen, nnd wegen ihrer Schönheit und seltenem Verstande von bemeldtem General in sein Haus zu Vorstehung seiner Wirthschaft aufgenommen wurde.

In diesem Hause sah sie der Fürst Menzikof, der sie sich sogleich beym ersten Anblick vom General Bauer zu eben dergleichen Wirthschaftsdiensten ausbat, weil sie deshalb vom General sehr gelobt wurde. Bey diesem Fürsten blieb sie bis ins Jahr 1704, als der Czaar, der einmal bey diesem Fürsten speiste, sie ungefähr zu sehen bekam, und mit ihr sprach. Sie machte einen noch stärkern Eindruck auf diesen Monarchen, der sie sich auch von seinem Günstlinge ausbat, und nicht nur von ihrer Schönheit, sondern auch ihrem Verstande so eingenommen wurde, daß er sich in der Stille mit ihr trauen ließ! —

Nun begleitete sie ihren kaiserlichen Gemahl auf seinen Feldzügen, und rettete ihn am Flusse Pruth 1711 durch ihre Gegenwart des Geistes

erschossen, uud Katharina von den Russen aus einem Ofen, wohin sie sich versteckt, hervorgezogen worden.

Geistes aus der fatalesten Lage von der Welt. Perer ist dankbar, und erklärt sie öffentlich für seine Gemahlinn. — Im Jahr 1725 erhält sie durch die Künste Menzikofs das Zepter über alle Reussen, das sie aber nur 2 Jahr führt, und stirbt — wahrscheinlich an Gift — wenigstens ganz unvermuthet.

Der einzige Flecken Katharinens ist die Härte, mit der sie Peters erster Gemahlinn, der Eudoxia, begegnete, und die Ränke, die sie gegen den jungen Czarewitsch spielte, um die Thronfolge ihren Kindern zu verschaffen — Allein wäre sie Mensch gewesen, wenn sie das Glück nicht hingerissen hätte? und mußte sie nicht gewissermaßen auf ihre eigene Sicherheit bedacht seyn? —

Keuschheit.

Was die Tapferkeit für die Männer ist (sagt ein französischer Autor) das ist die Keuschheit für die Weiber. — Sie siegen durch diese Tugend über alles, was sie umgiebt, und erhalten zur Belohnung ihres Siegs die allgemeine Hochachtung. Die Belohnung ist so schön für eine erhabene Seele, daß man schwache und furchtsame Personen, mit einem heroischen Muthe bewafnet, sich der größten Gefahr

aussetzen gesehen hat, um ihre beleidigte Ehre zu rächen. —

An welchem Orte auf der Welt ist diese erhabene Tugend höher geschätzt worden, als auf der Insel Scyus: Man wußte (wenn man dem Plutarch glauben kann) seit 700 Jahren kein Beyspiel, daß eine Frau ihrem Mann ein einzigesmal untreu geworden wäre, oder daß eine Jungfrau ihre Ehre verlohren habe. —

Ein Fremder fragte einen Spartaner, was für eine Strafe man einem Manne in seinem Lande anthäte, der sich eines Ehebruchs schuldig gemacht habe? „Man verurtheilt ihn, antwortete der Spartaner, einen Ochsen zu liefern, der von dem Gipfel des Berges Taigetta aus dem Flusse Eurotas säuft.“ — „Ey, erwiederte der Fremde, und wie ist es möglich, einen Ochsen von dieser Größe zu finden?“ — Es wäre nicht so schwer, antwortete der Spartaner, als einen Ehebrecher zu Sparta anzutreffen. —

Die Dichter und Mahler haben beyde die Keuschheit der Lukrezia, der Gemahlinn Tarquinius Kollatinus verewigt. Diese tugendhafte Frau wollte die Schande der Schwächung vom Prinzen Sextus nicht überleben, und erstach sich selbst in Beyseyn ihrer Verwandten; welche auch ihren Tod rächten, und ihre Könige auf immer verjagten.

Man hat mit Recht folgende lakonische und vielsagende Antwort einer Lazedämonierinn bewundert: Ein athenienſiſches Frauenzimmer fragte ſie mit einer Art von Verachtung: was ſie denn ihrem Manne für Schätze zugebracht habe? — Die Keuſchheit! war ihre ganze Antwort. —

K i n d e r.

Das erſte Jahr ihres Lebens bringen die Kinder überhaupt in einem Stande der Unthätigkeit zu, ohne auf etwas zu achten, als auf Reinlichkeit und Hunger. Beydes zeigen ſie durch Schreien an. Ihre beſtändige Neigung zum Schlaf leiſtet ihnen die weſentlichſten Dienſte, indem er ſie vor unzähligen Beſchädigungen ſicher ſtellt, denen ſie bey größerer Lebhaftigkeit würden ausgeſetzt ſeyn. Und dies iſt nicht ſein einziger Vortheil; die erſtaunende Geſchwindigkeit, mit der ſie in dieſer Zeit wachſen, zeigt es klar, das die Natur vermittelſt des Schlafs ihre völlige Freyheit behält, ihr Werk zu vollenden, und die unvollſtändige Organiſazion ihres Körpers vollſtändiger zu machen.

Im zweiten Jahre fangen die Augen an, einige Vernunft zu verrathen, und man findet darinn nicht mehr das unempfindliche Anſtarren,

das man zuvor daran wahrnahm. Sie werden itzt auf alles aufmerksam, und kaum werden ihre Glieder stärker, so zeigen sie auch schon ein Verlangen, sie brauchen zu wollen. In diesem Alter fangen sie an, Töne nachzuahmen, und die Aeltern sind im Stande, um ihre Kinder zu belustigen, ihnen unverständliche Wörter vorzuradebrechen, welche sie lange behalten, und ungern fahren lassen.

Im dritten Jahre schreiten die Kinder von Nachahmnng der Worte zu Nachahmungen der Handlungen fort. Haben sie einen Reuter zu Pferde gesehen, so nehmen sie einen Steken zwischen die Beine, und galloppiren in der Stube herum. — Sehen sie ein Gebäude aufrichten, so kommen sie nach Hause, und bauen sich mit unendlicher Mühe ein Haus von Karten. Diese Nachahmungslust ist in vielen Dingen unschuldig, in andern aber nicht, und dann muß man ihr Einhalt thun.

Im vierten Jahre wird den Kindern der Zwang sehr zuwider; ihre Einbildungen sind lebhaft; und ihre Vorstellungen folgen schnell hinter einander. Thut man, was sie wollen, nicht den Augenblick ihnen zu gefallen, so empfinden sie bey diesem Fehlschlagen, daran sie noch nicht gewöhnt sind, das heftigste Mißvergnügen; bemühen sich auch nicht, die Bewegungen ihrer Seele zu bändigen, denn sie wis-

sen

sen noch nichts von Verstellung. Es ist etwas sehr wichtiges, daß Eltern wegen dieser Ungeduld ihrer Kinder nicht unbillige Besorgnisse haben, und sie als ein Zeichen eines herrschsüchtigen, hartnäckigen und ungestümen Gemüths betrachten.

Unsere Kleinen haben ihre Bekümmernisse und Wünsche so gut, als Erwachsene, und so geringfügig sie auch seyn mögen, so kommen sie ihnen eben so wichtig, wo nicht noch wichtiger vor, als uns die unsrigen. So wie sie ihre gegenwärtige Beschwerden ertragen, werden sie auch andere in ihrem zukünftigen Leben dulden; denn die Gewohnheit wird ihnen alsdann eine andere Natur seyn; und wie sie diese ertragen sollen, das liegt gänzlich an uns. Dem zufolge ist dies das Alter, wo die Eltern ihr Ansehen feststellen, und die Kinder gewöhnt werden müssen, schlechterdings jedem Befehl Gehorsam zu leisten *). Nur daß man nicht

*) Sehr oft ist auch die Strafe bey Kindern sehr nothwendig, besonders wenn sie halsstarrig sind. Kasimir IV. König von Pohlen, sagte zu seiner Gemalinn, welche sich bey ihm über die Schärfe des Dlugos, der Hofmeister bey dem jungen Prinzen war, beklagte, folgende Worte: „Keine Musik klingt mir in meinen Ohren so angenehm, als das Weinen meiner Kinder, wenn sie von ihrem Hofmeister gestraft werden.“

zu viel von ihnen fordere, oder zu strenge gegen sie sey! Ihr Gehorchen muß der Gehorsam eines Unterthans, nicht eines Sklaven seyn. Rousseau redet hievon in seinem sonst zweydeutigen Emil ganz vernünftig, wenn er sagt: „Laß das Kind zeitig an seinem stolzen Kamm das harte Joch fühlen, das die Natur dem Menschen auflegt, das schwere Joch der Nothwendigkeit, unter welchem sich endliche Geschöpfe beugen müssen. Verbietet ihm nicht, etwas zu thun, das es nicht thun sollte, aber haltet es davon ab, ohne ihm den Grund oder Ursache zu sagen. Gesteht ihr ihm etwas zu, so bewilligt es ihm auf seine erste Bitte, ohne Bekümmern oder Drohen, sonderlich, ohne Bedingungen dabey vorzuschreiben. Bewilligt mit Vergnügen, und versaget mit Widerwillen; aber ich sage es noch einmal, eure Versagungen müssen unwiderruflich seyn; habt ihr einmal etwas abgeschlagen, so laßt euch nicht erbitten, es hernach doch zuzugestehen; euer einmal ausgesprochenes Nein! muß eine eherne Mauer seyn, die das Kind nie nieder zu reissen unternehmen wird, wenn es einigemal seine Kräfte vergebens dagegen erschöpft, und keine Eindrücke gemacht hat.“ —

Wie sehr ist das gewöhnliche Betragen der Eltern diesen Lehren entgegen gesetzt! Statt Gehorsam zu erwarten, dünkt es ihnen gut, ihren

ihren Kindern, so lange sie im Stande der Kindheit bleiben, zu gehorsamen, und deren eigenliebigen Willen sich zum Gesetz zu machen. —

Im fünften Jahre fangen die Kinder an, forschbegierig zu werden, und insbesondere wollen sie wissen, warum die Eltern ihnen dies oder jenes empfehlen? kann man ihnen diese Erklärung auf schickliche Art geben, so muß sie ihnen nie verweigert werden; denn es ist eine äusserst wichtige Sache den Kindern vollkommen begreiflich zu machen, daß die Befehle der Eltern nicht aus finsterm, mürrischem und strengem Gemüthe herkommen, sondern Wirkungen einer reifen Ueberlegung sind, und daß dabey auf nichts, als ihre eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit gesehen werde. — Wenn man zuerst anfängt, sein väter- und mütterliches Ansehn fest zu setzen, so müssen die Kinder lernen, dem Willen ihrer Eltern schlechthin zu gehorchen, denn sie sind alsdann noch unfähig, zu begreifen, was zu ihrer unmittelbaren Erhaltung dienlich, oder nicht dienlich ist. Wenn sie aber nun in den Stand kommen, einzusehen, was für Ursachen ihre Eltern haben, in diesem oder jenem Stücke von ihnen Gehorsam zu verlangen; so müssen sie ihnen auch bekannt gemacht werden; denn auf diese Weise werden diejenigen, die vorher gefürchtet wurden, itzt geliebt werden. Und es ist be-

kannt genug, daß ein Ansehn, welches auf Furcht gebauet ist, nur auf schwachem Grunde ruhe, der durch unzählige Zufälle erschüttert werden kann; dagegen aber, wenn es auf Liebe gebauet wird, unauflößlich fest wird.

Wenn man den ersten Entwickelungen des menschlichen Geistes nachspührt, so wird man deutlich eine sonderbare Neigung zur Nachahmung wahrnehmen. Dieser Nachahmungsgeist ist das Mittel, wodurch man ihnen Unterricht beybringen muß. Kinder sind genauere Beobachter aller Handlungen, als man gemeiniglich glaubt; und ich schreibe diesem Umstande größtentheils die Rauhigkeit zu, die man in ihrem Betragen wahrnimmt. Sie sind zu sehr an den Umgang mit dem Hausgesinde gewöhnt, und wenn Eltern bloß ihre Kinder um sich zu Zeugen haben, so sind sie gar zu geneigt, solche als gar keine Zeugen anzusehen, und setzen vor ihnen alle Zeremonien unter einander an die Seite. Da aber itzund die Kinder eine erstaunende Schnelligkeit des Wahrnehmens an den Tag legen, so muß man sich in ihrer Gegenwart nicht gar zu viele Freyheiten verstatten.

Im sechsten Jahre ist es den Kindern gewöhnlich, eine starke Neigung zu zeigen, für Mann und Frau gehalten zu werden; und nunmehro muß man vorzügliche Sorge tragen, daß

die Gewohnheiten, die sie itzt annehmen, ihnen vortheilhaft werden.

Im siebenden Jahre können sie ihre Mutterspracbe mit Verstande lesen und sprechen lernen. Zu jenem Ende kann man sich einige Alphabete von elfenbeinernen Buchstaben anschaffen, die auf eine schwarze Tafel gelegt werden; wodurch das Kind einen genauen Begriff von ihren Gestalten bekommt, und die noch vorgeschriebenen oder gedruckten Buchstaben den Vortheil voraus haben, daß sie nicht blos vors Gesicht, sondern auch durchs Gefühl können erkannt werden.

Man kann diese Buchstaben nach ihrer gehörigen Ordnung in eine lange und schmale Schachtel legen, wo für jeden Buchstaben eine eigne Abtheilung ist. Jede von diesen Abtheilungen muß vorne mit dem Buchstaben bezeichnet werden, der darinnen ist, und in jeglicher dieser Abtheilungen muß noch eine kleine Abtheilung für die großen oder kleinen, deutschen oder lateinischen Buchstaben seyn. Dies alles wird mehr das Ansehen eines Spielzeugs, als eines Werkzeugs der Erkenntniß haben; aus welchem Umstande, wenn man die große Liebe, die Kinder zu allen künstlichen Werkzeugen haben, und ihre starke Begierde und feste Entschlossenheit, deren Nutzen und Gebrauch zu entdecken, dazu nimmt, vernünftiger Weise geschlossen werden

kann, daß die Kinder auf diese Art weit eher und leichter werden lesen lernen, als aus irgend einem zu dieser Absicht verfertigten Buche. Das Kind muß lernen aus dieser Sammlung elfenbeinerner Buchstaben diejenigen auslesen, mit welchem es die Wörter zusammen setzen kann, die am häufigsten im gemeinen Umgange vorkommen. Von Worten kann es zu Redensarten und Sprüchen, dann zum Gebet des Herrn, zum Glauben und zehn Geboten fortschreiten: und dabey muß ihm alles aufs deutlichste und verständlichste erklärt werden. Ist es an alles das so gewöhnt, daß es im Stande ist, mit ziemlicher Behendigkeit dies alles zusammen zu setzen, so hat es auch unvermerkt die Kunst zu lesen gelernt. Alsdann, und nicht eher, kann man ihm auf eine schickliche Weise ein Buch vorlegen.

Im achten Jahre ist das Kind schon so weit gekommen, daß es kann schreiben lernen; denn aufs Lesen folgt nichts natürlicher, als Schreiben, und so kann es nach und nach zu den höhern Geschäften des Lebens immer tüchtiger gemacht werden. —

Man soll ein Kind ein Kind seyn, und keine Stufe überspringen lassen, die Ordnung der Natur nicht verkehren wollen. Niemals kann daraus etwas Gutes entstehen. Ein Kind mit der Weisheit eines Sokrates gleicht einem

Amor, mit den Muskeln des Herkules. Es ist, so lange es lebt, ein unnatürlich Ding. Als Jüngling wird es ein Greis seyn; als Mann gleich einer abgeschiedenen Seele auf dieser Erde umher gehen, und zu keiner Zeit die Freuden des Lebens in der Fülle, die uns armen Sterblichen die Natur vergönnet, genießen können. —

Kindermord.

Das Wörtchen Schande ist unstreitig eines von den wichtigen Ursachen, wodurch der Kindermord entsteht. — Man verhindert diese schreckliche Handlung dadurch, wenn man diese, die Zärtlichkeit des unglücklichen Mädchens erschütternde Schande vor der Welt abzuwenden sucht. —

Man lege nicht nur gute, wohleingerichtete Findelhäuser an, schaffe die abentheuerlichen Zeremonien, wo sie noch herrschen sollten, die Kirchenbuße und die Konsistorialpredigten ab, — man bestrafe die Mädchen nicht, weil sie ohnehin schon mit ihrer Leibesfrucht, dieselbe zu gebähren und zu erziehen, gestraft genug sind; man weise den schwangern Mädchen sichere Oerter an, wo sie unbemerkt sich von ihrer Bürde entledigen können, und nicht genöthigt sind, ein

gewisses Kostgeld dafür zu bezahlen, — man erziehe die aus verbotener Liebe erzeugten Kinder auf Kosten des Staats, erlaube ihnen Handwerker und alles das zu lernen, wozu solche ihr Genie treibt, man schließe sie von keinen Ehrenstellen aus, und verachte sie nicht wegen ihrer Geburt — sondern befehle auch, daß das Mädchen, welches verbotene Liebe gekostet, und die Welt mit einem Kinde beschenkt hat, sich in allen Gesellschaften (nach ihrem Stand versteht sich,) ohne daß man es deswegen ansieht, zeigen kann. — —

Man denke sich ein unschuldiges Mädchen, welches die Wege der Wollüste noch nicht kennt. Es wird mit jungen Herren bekannt. Sein Herz empfindet für einen mehr als Freundschaft; der junge Herr merkt es, und so entsteht die Freundschaft; diese erzeuget die Vertraulichkeit, Küssen, Küssen, Liebe, und Liebe — Kinder. — Das Mädchen verbirgt so lange als möglich, ihre verbotene Frucht — endlich wird sie sichtbar. Ihre Eltern oder andere Anverwandte merken die Veränderung ihres Standes. — Itzt ist Feuer in allen Ecken. Man überhäuft das unschuldige Mädchen mit den bittersten Vorwürfen, nennt sie täglich die schlechtdenkendste Seele — die größte Hure — — als ob ein Mädchen von der Gattung schon die größte Hure wäre. — Anstatt die Sache in

der

der Güte beyzulegen, machen sie sie ärger. Sie wird in der Stadt bekannt. — Ein neuer Stoff für die prezieusen Damen, die fleißig in Gesellschaften gehen, und sich über die Fehltritte ihrer Nebenmenschen lustig machen. Nun geht es über das Mädchen los; ein Jeder und Jede findet einen Fehler, und das Urtheil ist endlich: man muß nicht mehr mit ihr umgehen, und wenn sie ja so frech und unverschämt seyn sollte, in die Gesellschaft zu kommen, so muß man sie stehen lassen, nichts mit ihr reden, und ihr mit der größten Verachtung begegnen. — —

Nun denke man sich ein solches Mädchen! Verspottet, verachtet, mit Vorwürfen überhäuft, von jedem verlassen. — Durch eine solche Begegnung müssen natürlicher Weise die schrecklichsten Folgen entstehen. Und wer ist Schuld? wenn man über diese Sache etwas genau nachdenkt, so ruht auf den Eltern und Anverwandten eine noch weit größere Schuld. Würden sie gütiger, menschenfreundlicher, nachsichtiger mit ihrer Tochter oder Nichte umgegangen, die Verweise gegen sie nicht pöbelhaft, sondern zärtlich rührend seyn, würden sie das Vergehen, das doch ohne Widerspruch aus Schwäche, und nicht aus Bosheit herrührt, nach ihren Kräften zudecken, es nach Beschaffenheit verbessern, und nicht den Funken so lange anblasen, bis daß er zum Feuer wird — so würde

de auf beyden Theilen mehr Ehre heraus kommen.

Auch Armuth ist ein Gegenstand, der zu Zeiten den Kindermord veranlaßt; doch ist Schande das hauptsächlichste, so am meisten zu dem Kindermord beyträgt, und so lange man dieser nicht steuert, so ist alle Mühe vergebens. —

Kingsbench,

Ist ein Gefängniß in London, von dem uns Herr von Archenholz in seiner Beschreibung von England die ausserordentlichste Zeichnung von der Welt macht. —

Man stelle sich eine Mauer vor, die einen großen Erdbezirk umschließt. Innerhalb derselben sind eine Menge Wohnhäuser aller Arten für die Gefangenen; ein Garten zum spazieren; ein Platz zum Ballspiel; ein anderer zum Kegelspiel; Wein-, Bier- und Kaffeehäuser, Kramladen u. s. w.

Alle diejenigen inhaftirten Handwerksleute, deren Gewerbe keinen großen Raum oder Maschinen erfordern, setzen hier ihre Arbeiten fort, und hängen Schilder vor ihren Wohnungen auf. So sieht man Schneider, Schuster, Perukenmacher u. s. w. die nicht allein für ihre

Mitgefangenen, sondern auch für Auswärtige arbeiten, und alle Hände voll zu thun haben. Diese Leute nehmen gewöhnlich ihre Familien zu sich, und leben recht ruhig. Die Anzahl dieser freyen Personen übersteigt mehrentheils die Menge der Gefangenen selbst, so daß hier bisweilen zwey bis dreytausend Personen leben.

Blos der Eingang des Gebäudes ist wohl verwahrt, innerhalb desselben aber herrscht auch nicht der geringste Zwang; keine eiserne Gitter, keine Riegel, keine Schlösser, und keine Kerkermeister, kurz, nichts das einem Gefängniß ähnlich sieht. Da kein Zimmer verschlossen ist, so können sich die Gefangenen ganze Nächte durch vergnügen. Es werden daher auch Bälle und Konzerte daselbst gegeben, ja Freymaurerlogen daselbst gehalten, wie denn auch Wilkes 1769 in der Kingsbench zum Freymaurer aufgenommen wurde.

Der Eingang des Gebäudes ist von Morgens 7 Uhr an bis des Abends um 9 Uhr offen, so daß ein jeder Nichtgefangener nach Gefallen ohne alle Anfrage aus und eingehen kann. Zu Wilkes Zeiten war der Zugang täglich mit Equipagen berennt, die ab- und zufuhren.

Oft begeben sich Personen hieher, die in Gefahr sind, arretirt zu werden, und halten sich so lange bey ihren gefangenen Freunden auf, bis

sie

sie sich mit ihren Gläubigern verglichen, oder sonst ihre Maßregeln genommen haben. —

Das Innere des Gefängnisses ist für den Bailif ein Heiligthum, das er nicht betreten darf. Der Eingangssaal allein ist für ihn und die Thürsteher bestimmt. Hier liefert er seinen Gefangnen ab. Wehe ihm aber, wenn er die innere Stelle übertritt! — Vor einigen Jahren wagte es jedoch einer von diesen Elenden, und zwar verkleidet, um wo möglich eine Wittwe nahe an den Eingang zu locken, und sie sodann zu arretiren. Sie hatte sich hieher zu ihrem Bruder geflüchtet, um den Verfolgungen eines hartnäckigen Gläubigers zu entgehen, der sie durchaus habhaft werden wollte. Dem Bailif war eine große Belohnung versprochen, wenn es ihm glücken würde. Er machte daher den Versuch, wurde aber schon beym Eintritte erkannt. Sogleich wurde ihm der Rückweg abgeschnitten, und durch ein Losungswort das Signal gegeben, womit die Gegenwart eines Ruhestöhrers bezeichnet wird. — Man stürzte aus allen Wohnungen heraus, umringte den Unglücklichen, und untersuchte die Veranlassung seiner Kühnheit. Der Arrestbrief, den er bey sich hatte, und den man fand, bewies sein Vorhaben hinreichend. Da keine Entschuldigung gültig war, bat er um Gnade, diese konnte ihm aber aus Rücksicht künftiger Ruhe nicht wohl

ertheilt

ertheilt werden. Man schlug die sonderbarsten Bestrafungsmittel vor, und that endlich den Ausspruch, daß er den auf Pergament geschriebenen Arrestbrief fressen sollte. Dieses geschah auch, man schnitt das Pergament in kleine Stücke, und würgte sie ihm die Kehle herunter. —

Es sind hier Zimmer, die einem Pallast Ehre machen könnten, und gewöhnlich von reichen Leuten bewohnt werden, die dafür theuer bezahlen; denn nichts ist alltäglicher, als reiche, ja sehr reiche Leute hier im Schuldgefängnisse zu sehen, wo sie nach Gefallen bleiben, und sich sodann mit ihren Gläubigern vergleichen. — Während ihres kurzen Hierseyns geben sie den andern Gefangnen große Mittags- und Abendmahlzeiten, die ganz den Assembleen in der Stadt ähnlich sind. Man sieht wohlgekleidete Personen beyderley Geschlechts in schön möblirten Zimmern, Spieltische und reichlich besetzte Tafeln. Jedermann beträgt sich mit Anstand, und nichts, gar nichts veranlaßt die entfernteste Erinnerung, daß man sich in einem Gefängniß befindet.

Da niemand mit ganz leeren Taschen nach diesem Gefängniß kommt, weil es vermöge der Habeas Korpus-Akte mit Kosten verbunden ist, und man ohne Geld lieber nach dem Gefängniß der Marechelsea geht, so muß der

Bewohner dieses Orts bey seiner Ankunft den Anfang damit machen, ein Zimmer oder mehrere von einem andern Gefangnen zu miethen, der es darauf sogleich räumt, und zu einem andern zieht. Der geringste Preis eines Zimmers ist wöchentlich eine halbe Guinee, wofür der arme Gefangene ganz ordentlich leben kann. Will, oder kann der neue Ankömmling dieses nicht bezahlen, so muß er sich gefallen lassen, mit mehrern in einem Zimmer schlecht zu logiren, bis nach seiner Tour bey einem längern Aufenthalt ihm ein Zimmer allein zufällt, das er sodann für sich behalten, oder wieder vermiethen kann. Man macht ordentliche Anschlagzettel, um die Straße und die Nummer dieser zu vermiethenden Zimmer kund zu machen; desgleichen wenn öffentliche Aukzionen gehalten werden sollen, oder sonst etwas ausserordentliches zu sehen und zu verkaufen ist.

Ein schönes Kaffeehaus, dessen Fenster nach dem reizenden St. Georgsfelde die Aussicht haben, ist mit allen Zeitungen und Journälen versehen. Man trift beständig gute Gesellschaft darinn an, oft von sehr respektablen Personen, die durch Unglücksfälle zurückgesetzt worden sind. In diesem Kaffeehause schrieb der berühmte Prediger Horne sehr gründliche Bemerkungen über die englische Regierung und Gesetzgebung; — Wilkes, dieser in Teutschland so sehr verkannte

Mann,

Mann, machte hier den Entwurf zu seinem künftigen Glück, und führte ihn nachher mit Muth und Klugheit glücklich aus. — Rodney lebte hier wenige Monate vorher, ehe er das Kriegstheater betrat, und durch seine Thaten die Bewunderung von Europa auf sich zog.

Gewisse Distrikte in der Nachbarschaft der Kingsbench und der Fleet werden die Rules genannt, die einen Bezirk von ungefähr zwey englischen Meilen in sich begreifen. Innerhalb diesen Rules kann der Gefangene nicht allein spazieren gehen, sondern auch ganz und gar wohnen, wenn er einen Bürgen hat, der für ihn gutsagt, nicht seine Schulden zu bezahlen, sondern blos, daß der Schuldner nicht entweichen werde. Hiezu gehört eine genaue Kenntniß seiner Lage, und ein gewisses Zutrauen, das man bey den Engländern häufiger, als bey allen andern Nazionen findet. Der Bürge giebt seine Verschreibung, im Entweichungsfall alles zu bezahlen, an den Marschall der Kingsbench *), der für jeden Gefangnen mit seinem Vermögen

*) Die Einkünfte eines Marschalls der Kingsbench sind an 3000 Pfund Sterling, seine Bemühungen aber dafür sehr geringe, weil er nichts mit dem Innern des Gefängnisses zu thun hat; allein seine Bürgschaft ist sehr groß, da er bey den Entweichungen der Gefangnen Selbstschuldner wird.

haften muß. Uebertritt er die Rules, so setzt er sich in Gefahr, von neuem arretirt zu werden, und alles Zutrauen zu verlieren.

So sehr alles dieses die Kingsbench von allen Gefängnissen der Erde auszeichnet, so merkwürdig ist zugleich dessen innere republikanische Verfassung. Der Marschall hat, wie bereits gesagt, nicht das Geringste innerhalb der Mauern zu befehlen; auch betritt er höchst selten das Innere eines Gebäudes, das doch ihm selbst anvertrauet ist. Ein jeder Gefangener beyderley Geschlechts ist Mitglied dieser Republik, und genießt mit allen andern gleiche Rechte. Man wählt einen Ausschuß und einen Vorsitzer, die sich wöchentlich einmal versammeln, um alles Nöthige zu reguliren. Man schlichtet Streitigkeiten, macht Polizeyverordnungen, hört Klagen an, und fällt Dekrete, kurz, man handelt ganz wie in einem Freystaate. Ein Jeder hat das Recht, den Versammlungen beyzuwohnen, und darinn öffentlich zu reden. Diejenigen, die nicht mit Rednertalenten versehen sind, und Klagen anzubringen haben, worunter vorzüglich das Frauenzimmer gehört, suchen sich jemand aus, der diesen Dienst für sie übernimmt.

Diese dem Anscheine nach lächerliche Farce ist die ernsthafteste Sache von der Welt durch ihre Folgen. In keinem monarchischen Staat

von Europa werden die Gesetze so genau befolgt, wie die Verordnungen dieses kleinen Senats. Man verfährt nach der strengsten Billigkeit mit Anstand und Würde, und vollzieht die Dekrete mit Nachdruck. Ein in Pension stehender englischer Obrister, ein großer Redner und Talentvoller Mann, war vor einigen Jahren beständiger Präsident dieser Versammlungen, die mit der größten Ordnung gehalten wurden.

Bey Schuldsachen, wo ein Gefangener dem andern Geld schuldig ist, und es nicht bezahlen will, wird eine förmliche Klage eingereicht, wobey es sich von selbst versteht, daß die Schuld erst im Gefängniß gemacht seyn muß. Der Beklagte wird zitirt, und muß erscheinen. Eine Widerspenstigkeit würde verursachen, daß man ihn herbey schleppte, wodurch seine Sache gewiß nicht verbessert werden würde. Zwölf geschworne Männer, wie bey den Nazionaltribunälen, fällen nach geschehener Untersuchung über die Schuld ihr Urtheil, und dies ist sodann vollkommen gültig. Bittet sich der Beklagte Termine aus, so werden sie ihm zugestanden; er muß sie aber genau halten, sonst geht zum Besten des Kreditors die Auspfändung vor sich, wenn er Mobilien besitzt, wobey selbst das Bette weggenommen wird. Hat er dergleichen nicht, so werden die Einkünfte seines Zimmers in Beschlag genommen, bis der Kreditor be-

zahlt ist, oder dieser sonst Mittel ausfindet, zu dem Seinigen zu gelangen.

Sogar Kriminalverbrechen geringerer Art, z. B. diebische Entwendung des Eigenthums, gegebene Schläge u. s. w. werden hier nach dem Ausspruch der Richter bestraft. Gewöhnlich wird der Verbrecher mit einem Papier auf der Brust, worauf seine begangene That geschrieben ist, in den Höfen dieses Gebäudes herum geführt, und zwar mit Gepränge, wobey sich ein Ausrufer befindet, der mit lauter Stimme seine Verbrechen anzeigt, und alle Bewohner für diesem Menschen warnt. Ein solcher wird hernach von Jedermann wie ein Verpesteter verabscheuet, und ist dennoch gezwungen, in diesem Zirkel zu leben; daher geschieht es auch selten, und man kann hier mit Wahrheit sagen, daß die Strafen zweckmäßig sind. —

Ob alle diese angeführten sonderbaren Freyheiten durch Gesetze festgesetzt sind, weiß man nicht; wenigstens werden sie von der gesetzgebenden Macht tolerirt, als ein Ersatz der geraubten Freyheit, und in Rücksicht, daß Schuldner nicht Strafe, sondern Mitleiden verdienen, selbst alsdann, wenn sie nicht durch Unglücksfälle, sondern durch Leichtsinn und Mangel an Erfahrung in diese Lage gekommen sind. Allein auch ohne diese Rücksicht handelt die Regierung sehr weißlich. Welche Unordnungen, Prozesse,

Händel

Händel und Ausschweifungen aller Art würden nicht in solchen Gefängnissen unter soviel hundert Personen vorfallen, wenn nicht durch die kluge innere Polizey allem Unwesen gesteuert, und dadurch Harmonie und Ordnung befördert würde? Man müßte denn die Pariser Methode annehmen, und die Schuldner, wie die ärgsten Missethäter behandeln, sie in scheuslichen dunkeln Kerkern auf einander gehäuft einsperren, und ohne Ansehen der Person prügeln, so daß sie von Menschen gepeinigt, vom Hunger gequält, und vom Ungeziefer gefressen, ihr Daseyn verwünschen. Welch ein Kontrast zwischen beyden Nazionen in diesem Stücke! —

Kirche.

Die Versammlungen wahrer Christen, die sich um der Anbetung Gottes wegen in einer Kammer, in einer wüsten Stelle vereinigt hatten, wurden zur Apostelzeit Kirchen genennet: und alle, die an Jesum Christum glaubten, waren sie gleich auf dem ganzen Erdboden zerstreuet, sind für Glieder der allgemeinen Kirche gehalten worden. Da nachher aber das Christenthum Fortgang gewann, und durch die Mächtigen in der Welt beschützt oder auch nur geduldet ward, bauete man viel Häuser, den Gottesdienst darinn zu halten. Nach und nach ge-

wöhnte man sich, solche durch Benahmungen zu unterscheiden, wie man vorher die Versammlungen der Gläubigen von einander unterschiedete.

Das Wort Kirche hat nach den unterschiedenen Gegenständen, wovon es gebraucht wird, auch unterschiedene Bedeutungen. —

Erstens versteht man dadurch die Gemeine der Christen, oder aller derjenigen, welche auf dem Erdboden an Christum glauben, und ihn als den Erlöser der Menschen annehmen: dieses nennen die alten Schriftsteller die katholische oder allgemeine Kirche.

Zweytens, zeiget es jede besondere Versammlung der Christen an, welche zu einer Zeit und an einem Orte zusammen kommen, und nebst ihren Lehrern und Priestern an allen Einsetzungen Jesu Christi Theil nehmen. Hierdurch beschreiben wir die besondern Kirchen einer Stadt, oder eines Orts, und so lesen wir von den besondern Kirchen zu Antiochia, Alexandria, Thessalonich u. d. gl.

Drittens, führen diesen Namen besondere Sekten oder Parteyen der Christen, welche sich durch besondere Lehren und gottesdienstliche Gebräuche von andern unterscheiden. So haben wir die römischen, griechischen, engländischen und mehrere Christen.

Viertens heißt die Gesellschaft der Geistlichen also, wenn sie den Layen entgegen gesetzt wird. Und in diesem Sinne wird die Kirche dem Staate entgegen gesetzt.

Fünftens wird das Wort Kirche von dem Orte gebraucht, wo sich eine Gesellschaft der Christen versammelt, um den Gottesdienst zu verrichten. Wenn das Wort Kirche die Bekenner des Christenthums anzeigt, so ist zu merken, daß die christliche Kirche keine unordentliche Menge Menschen, da keiner von dem andern abhängt, sondern eine wohleingerichtete und ordentliche Gesellschaft sey; daß, obgleich die Glieder, woraus sie besteht, durch alle Länder zerstreuet sind, und in ihrer Sprache, Sitten, und weltlichen Vortheilen einander ungleich sind, so sind sie doch dergestalt mit einander vereiniget, daß sie in so fern ein Ganzes ausmachen, wie fern sie einerley Verhältniß zu einem gemeinschaftlichen Haupte haben, unter einerley Gesetzen leben, und in der Art des Gottesdienstes und der Vorzüge einander gleich kommen.

Mit diesem Begriffe stimmt die Beschreibung Pauli von der christlichen Kirche überein. Er sagt: „Das Haupt ist Christus, und gleichwie ein Leib ist, und hat doch viel Glieder, alle Glieder aber eines Leibes, wiewohl ihrer viel sind, sind sie doch ein Leib, also auch Christus.“

Allein obgleich die Kirche Christi in sehr eigentlichem Verstande als eine Gesellschaft betrachtet werden kann, so ist sie doch keine solche Gesellschaft, welche von dem Staate ganz und gar nicht abhängt, denn gleich wie keine Gesellschaft ohne die Beobachtung gewisser Gesetze und Einrichtungen bestehen kann, so muß auch die christliche Kirche, so bald sie als eine Gesellschaft von Personen, die einerley Religion bekennen, und ausüben, betrachtet wird, durch solche Gesetze, die sich für sie schicken, regiert werden; und daher entspringt in jedem Lande, wo eine christliche Kirche ist, ein Kirchenstaat, oder Einrichtung der kirchlichen Regierung.

Von den verschiedenen Meinungen der Kirchen wollen wir hier nicht reden, es würde uns zu weitläuftig werden, und sie sind auch bekannt genug, allein dieses wollen wir noch hinzu setzen, daß einige einen besondern Vorzug vor andern darinn setzen, wenn sie sich ihres Alterthums rühmen. — Bey dem Anfange des Christenthums rühmten sich die Heyden des Alterthums ihres Götterdiensts, desselben weiten Umfangs, der Siege, so sie durch Beystand ihrer Götter erhalten, und der Wunderwerke, so diese ihnen zum Besten gewirkt hatten. Dieses waren ihrer Meinung nach sichtbarliche Vorzüge, die sie allein genossen, und deutlich zeugten, daß ihre Religion die wahrhafte sey.

Die

Die Kirche des neuen Roms gebrauchte sich, nach einer Dauer von 15 Jahrhunderten, wider die Sekten, die von ihr abgetreten waren, eben dieses Beweises, und bedienet sich dessen noch immer fort, jedoch, wie man einsehen wird, mit weit weniger Rechte, als ihn die Heyden anführten. So viel die Siege betrift, sind kaum ein Sekulum verflossen, da dieser Beweis nicht ungemein vortheilhafter für die Mahomedaner als für die Christen angeführt werden konnte. Was den weiten Umfang der Kirche anlangt, müssen die Katholiken den Türken, beyde aber zusammen den Heyden nachstehen. Nach dem genauesten Ueberschlag, dadurch unsere Erdkguel in 37 gleiche Theile getheilt wird, besitzen alle Christen, von allen Religionspartheyen zusammen sechse, die Mahomedaner sieben, und der ganze Ueberrest ist unter die heidnischen Völker vertheilt. —

Es mag aber die Religion in einem Lande seyn, wie sie wolle, so ist gewiß, daß, je grössers Ansehen eine Kirche besitzet, je mehr thut sich ihre Geistlichkeit darauf zu gute, und allenthalben, wo dieses gewaltige Ansehn ein Uebergewicht erhält, stehen die Laven in Gefahr, in die Sklaverey derselben zu gerathen.

Hievon sieht man die merkwürdigsten Beyspiele in dem Zustande, darinn sich die Kirche

in

in Italien, und insonderheit im päbstlichen Gebiete befindet. Die Priester sind daselbst gebietende Herren, und genießen das Mark vom Lande. Die Kirchen schimmern von Pracht, und unermeßlichen Schätzen, da unterdessen die Layen bettelarm sind, und das gemeine Volk, indem es die fruchtbarsten Fluren der schönsten Himmelsgegend von Europa bewohnet, unter allen christlichen Völkern am allerelendesten, und in Ansehung der Häuser, der Kost, der Kleidung und aller wesentlichen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens, sich schlecht behelfen muß. —

Nothwendig müssen alle Regierungen auf der Welt in eine Art von Kirchenregiment verfallen, so bald der Oberherr sein wahres Interesse verabsäumt, und den Staat nicht genugsam wider die Kühnheit der Kirche verwahrt, oder, wo es an Macht, an Geschicklichkeit, oder standhaften Entschluß fehlet, die Geistlichkeit in der genauesten Unterthänigkeit zu erhalten. —

Diejenigen, welche den Herodot oder Diodor von Sizilien gelesen haben, werden von dieser Wahrheit überzeugt seyn. — Sie finden, daß die egyptische Priesterschaft, welche in den entferntesten Zeiten weit zahlreicher, als in andern Ländern war, den dritten Theil des Lan-

des

des vom ganzen Reiche besaß *), und endlich zu einem so großen Reichthum gelangte, daß sie fast den ganzen Staat verschluckt hat. — Den Magiern, welche die Geistlichkeit bey den Persern ausmachten, gelung es, daß sie die Krone wirklich in eine Priesterkappe verwandelten, und es fehlte nicht um ein Haar, daß sie sich nicht einsmals von dieser weitläuftigen Monarchie völlig Meister gemacht hätten.

In der weiten Strecke des äthiopischen Reichs wuchs das Kirchenregiment so hoch, daß die Priester die vollkommene Gewalt über Tod und Leben der Layen, und der Könige selbst, unrechtmäßiger Weise an sich rissen.

Herrschaft folgt allezeit dem Reichthum und dem weitläuftigen Besitz von Güthern. Man hat solches von je her gesehen, und wird es bis ans Ende der Welt sehen. Moden, Gewohnheiten, können sich verändern, der Grund der menschlichen Natur aber bleibt in allen Landen, in allen Zeitläuften beständig einerley. Man kann in der That dem geschicktesten Verfechter der Geistlichkeit Trotz bieten, daß er uns, von Adam her, das Beyspiel eines einzigen beträchtlichen Volks vorzeigen soll, wo die

*) In unsern Zeiten ists in Portugal, Spanien, Neapel und einigen andern Theilen Italiens nicht viel anders.

die Geistlichkeit so hoch verehrt worden, als sie sich gewünscht, und wo man ihr binnen 50 Jahren freye Hände gelassen hat, sich so hoch zu setzen, als sie es der Religion zum Behuf für nöthig befunden, daß nicht die Kirche den Staat verschlungen, und die Layen in die Sklaverey gerathen sind.

In diesem Stücke ist zwischen Katholiken und Protestanten kein Unterschied. Das strenge und andächtige Genf dient uns gleich beym Anfange der Reformazion in einer zwischen der Kirche und dem Staat mit vieler Hitze und Hartnäckigkeit von beyden Seiten obhandenden Streitigkeit zum Beweis, darinn die Geistlichkeit nach gewaltigem Ringen den Magistrat überwand.

Man weiß mehr als zu wohl, daß in den Landen, darinnen die Protestanten niemals eine Nazionalkirche gehabt haben, die Lehrer aus allen Kräften wider den Pracht und das weltliche Ansehn der Geistlichkeit predigen. — Da unter diesen Predigern oft rechtschaffene Männer zu finden sind, so kann es auch leicht seyn, daß sie auch wirklich so denken, wie sie reden, — allein man darf auch wohl diese wohlmeinende Lehrer herzlich bitten, von der Jungferschaft ihrer Mäßigung nicht allzuviel Rühmens zu machen, ehe und bevor sie von allen Proben recht gewiß sind. — Ein Frauenzimmer kann

von-

von ihrer weisen Vorsichtigkeit fest überzeugt seyn, wenn niemals ein geschickter Verführer einen Angriff gegen sie gewaget; sie würde aber auch sehr unrecht handeln, von der Erhaltung ihrer Ehre groß Wesens zu machen, wenn sie niemals die freye Herrschaft über deren Verlust besessen hätte.

Ist wohl eine Parkey unter den Christen anzutreffen, die ein reineres, einfältigeres, uninteressirteres, und die Menschen zur Mäßigung geschickter anweisendes Evangelium predigen kann, als dasjenige ist, woraus die römische Kirche ihren Ursprung genommen hat? — Gewalt und Schätze haben etwas stark verführerisches an sich. Es sind die gefährlichsten Fallstricke für die Tugend. Der redlichste Mann von den besten Absichten kann nicht die Bürgschaft der Aufführung über sich nehmen, die er in weit andern Umständen beobachten würde, als in denjenigen, darinn die gegenwärtigen seine Tugend für allen Anfall sicher gestellt hat. — —

Kirchengüter.

Es ist eine allgemeine Erblehre der römischen Kirche, daß Kirchengüter und Schätze das Erbtheil der Armen und Nothleidenden sind, daß

daß sie besonders in allgemeinen Nöthen, Bedrängnissen zum Besten des Staats und seiner Glieder müssen verwendet werden. — Keine Erblehre ist, für welche die heiligen Väter so sehr eingenommen sind, und mit einer solchen Wärme eifern, als diese, und keine ist in späteren Zeiten des Christenthums bis auf uns weniger befolgt worden. Würde man den Mehrsten von unsern heutigen Religionsdienern ein Unrecht anthun, wenn man ihnen Geiz, Habsucht und Stolz für die Hauptursache davon angäbe? „Die Kirche, sagt der heil. Ambrosius, hat das Gold nicht, um Schätze zu sammeln, sondern um mitzutheilen, und in der Noth beyzuspringen: Was hilft es, das Aufsparen, was, wenn es todt ist, zu nichts nützet. Wissen wir nicht, wie viel Gold und Silber die Assyrier aus dem Tempel zu Jerusalem davon geschleppt haben. Wie weit besser hätte sie der Priester im Umgange anderer Mittel zum Besten der Nothleidenden verwendet, als daß er sie der Plünderung und Entehrung des gottesräuberischen Feindes überließ *).

Man rufe diese todten Schätze noch zur Zeit zum Leben, verwende sie zur wahren Ehre Gottes und allgemeinen Nutzen des Landes. Wird man sie zu heilsamen und wohlthätigen An-

*) Lib. 2. de offic. c. 28.

Anstalten, z. E. Höfe und Gründe urbar zu machen, Kolonien anzulegen, Ackerbau und Handelschaft blühend zu machen, Feuerassekuranz zu errichten, Landapotheken und geschickte Landärzte und Hebammen auf dem Lande aufzustellen, armen und ehrlichen Mädchen eine Aussteuer mitzutheilen, (ein Mittel, welches zur Erhaltung der Unschuld und Ehrlichkeit viel wirksamer seyn wird, als alle andere Zwangsmittel, welche mehr zur Leitung des Viehes, als des edlen Menschen gehören) und endlich die Nazionalerziehung zu vervollkommen, anwenden, so wird Staat und Religion ungemein dabey gewinnen. —

Kirchenmusik.

Nichts muß den Ohren rechtschaffener Diener des höchsten Wesens unangenehmer klingen, als in den Kirchen die bisher eingeführte Instrumentalmusik, die öfters den Tag zuvor in der Oper gespielt worden *), zu hören. —

Wir

*) So hörte man einmal auf die wohllüstigste Arie aus dem teutschen Singspiele, das Fischermädchen genannt, bey einem Seegen in der Kirche das Tantum ergo Sacramentum anstimmen. Mußte nicht dieses süßklingende Tantum ergo das reizende Fischermädchen, welche diese wollusthauchende Arie

Wie weit angenehmer ist der einfache, so angenehme, und majestätsvolle Choralgesang? welcher im Vergleiche der Instrumentalmusik fast nichts kostet, und dem lieben Gott gewiß gefälliger ist, als eine rauschende und betäubende Instrumentalmusik? — Ist der schöne, einfache Vokalton der Heiligkeit des christlichen Gottesdienstes nicht viel angemessener, als der kirrende, rauschende Ton verschiedener Instrumente? Sollte Gott dieser einfache und natürliche Ton der Menschenstimme nicht angenehmer seyn, als das vielfältige, buntscheckigte und widernatürliche Gekirre der Hörner, Pfeifen und Geigen, Instrumente, die bey allen Tänzen und Volkslustbarkeiten gehört werden? Sollte der Herr nicht mehr wohlgefallen haben an heiligen Gesängen, welche das Volk mit innigster Rührung, und mit dem wärmsten Gefühle von dem Geheimnissen der Religion absingt, als an den unempfindlichen, oder öfters gar zu sinnlich gerührten Herzen und Ohren, bey einer frechen und wollüstigen Opernmusik, welche vorher schon öfters auf öffentlichen Schaubühnen zur Ergötzung des Volks gegeben worden? —

Freilich

abfang, in das Gedächtniß rufen, und etwa nicht die heiligsten Empfindungen rege machen? Man beobachtete auch wirklich einige, die sich vergaßen; sie sumseten dieses liebe Tantum ergo mit, ohne auf den Segen acht zu haben.

Freilich klingt diese Gattung Musik jenen süßen Modeherrchen viel reizender, die nur aus Zeitvertreib und Unterhaltung in die Kirche gehen, und bey Anhörung einer ohrenkitzelnden Operetarie mitsumsen, und die Füße rühren, als wenn sie auf einer Bühne oder Tanzsaale wären. —

Was hat denn endlich die Feldmusik, Trompeten und Pauken, in unsern Tempeln zu thun; eine Musik, welche zu dem Geräusche und fürchterlichen Geklirre der Waffen sich weit besser schicket, als zu unserm Gottesdienste. Man muß warlich recht rauhe Gehörorganen haben, oder von Jugend auf schon daran gewöhnt seyn, wenn dieser gräßliche Schall dieses rauschenden und donnernden Geklirres, wovon öfters die Tempelwände erzittern möchten, die Ohren nicht äusserst beleidigen sollte.

Wie sehr irrt man sich, wenn man der Meinung ist, daß durch dieses rauschende Getöse das menschliche Herz zur innerlichen und eifrigen Andacht angeflammt werde! vielmehr wird es durch dieses lärmende Gekirre von derselben abgezogen, und nicht selten werden dadurch in uns Empfindungen rege gemacht, welche nichts minder als geistlich sind; Empfindungen, welche in unsern Herzen die nemlichen sinnlichen und wohllüstigen Wirkungen hervorbringen, welche nur immer die Theatermusik

in uns erwecken kann: dies ist auch die Ursache, daß men der Kirchenmusik zu gefallen geht, wie der Theatermusik.

Es darf uns also gar nicht befremdend vorkommen, wenn wider diese unmännliche, freche, und wohllüstige Kirchenmusik viele vortrefliche Männer sich ereifern; dergleichen sind ein Kardinal **Bona** de divina Psalm. c. 17. §. 3. — **Wilhelm Lindanus** in Pangelia Evangel. L. 4. c. 78. — B. **Aelfredus** Abt zu **Rhival** in England, ein Zeitgenosse des heil. Bernhards, der die Mißbräuche einer das göttliche Lob befleckenden Kirchenmusik schon zu seiner Zeit mit einer vortreflichen Feder schildert.

Es lohnt der Mühe, diese trefliche Schilderung hieher zu setzen, weil man glauben muß, er habe diese Schilderung nicht für seine Zeit, sondern für unsere Zeiten entworfen. In spec. chart. Lib. I. c. 23. macht er folgende Beschreibung:

„Mein! zu was dienet dieses erschreckliche Instrumentengeheul, welches vielmehr das Gerassel eines Donners, als die Lieblichkeit der natürlichen Stimme ausdrücket? dieser singt tief, jener hoch, einer leis, der andere laut. — Jetzt wird die Stimme angestrengt, nun wird sie gebrochen; itzt wird sie zusammen gezogen, nun mit freierem Schalle ausgedehnet. Bisweilen,

weilen, welches ich mich zu sagen schäme, zwingt man sich, das Wiehern der Pferde nachzuahmen; ein andersmal wird die kräftige Manns-stimme bis zum weibischen Gekirre hinaufgezwängt, nicht selten wird sie auf einmal durch ein künstliches Schlängeln herumgezerrt. Man betrachte einmal so einen Menschen mit offenem Munde; er scheint nicht zu singen, sondern mit zurückgehaltenem Athem auszugeifern, oder durch lächerliche kurze Pausen die Todesangst der Sterbenden nachzuahmen; oder die gewaltsamen Ausbrüche aufgebrachter Menschen. Indessen arbeitet doch immer der Körper mit sehr lächerlichen Gebärden; man krümmet den Mund, drehet die Augen, zucket die Achseln, und die Bewegungen der Finger entsprechen jeder einzelnen Note. Und dies lächerliche Gezeug heißt Religion. — Man glaubt sogar, Gott destomehr zu dienen, je stärker und vollstönender die Musik ist. — Da steht nun das Volk, zittert, staunt, und bewundert die mannigfaltigen Töne der Orgel, das Getöse der Cymbalen, die angenehme Zusammenstimmung der Blasinstrumente; aber es kann auch die weichlichen Wendungen der Sänger, die frechern Abwechslungen der Stimmen nicht ohne Lachen ansehen. — Man muß wirklich den Schluß machen, daß diese Sänger nicht in ein Bethaus, sondern in ein Schauspielhaus, nicht um zu bethen, sondern um gehört und bewundert zu

werden, sich versammeln. Man fürchtet sich nicht vor der göttlichen Majestät, der man sich nur mit tiefster Ehrfurcht nähern soll.“ —

Was daher die heiligen Väter in der Absicht festgesetzet haben, daß es die Menschen zur warmen Andacht erwecke, das wird durch einen Mißbrauch bis zur verbothenen Wollust herabgestimmt. — Liebliche Töne sind auch nie dem wahren Gefühle der Andacht vorzuziehen: nur da, wenn sie mit diesen verknüpft sind, und mit grösserer Macht dazu reizen, kann man sie gelten lassen. Daher muß eine solche Musik so gemässiget, so gesetzt seyn, daß sie uns nicht darum einnehme, weil sie uns Vergnügen verschaffet, sondern weil sie uns viel zu empfinden giebt. — Ich bewundre vielmehr das gesetzte einiger Kirchen, welche, weil sie den Misbrauch einer solchen Religionsübung einsahen, diese Musik gänzlich von der Kirche ausschlossen, wie dieses zu Utrecht, und wie ich höre zu Leiden geschehen ist. — Ich verehre ihr herrliches Unternehmen, vermöge welchem sie allen diesen Wirwarr und Klingklang der Musik verbannet haben. — —

Wird nicht hier, sagt van Espen, die gewöhnte Musikmethode unserer heutigen Tonkünstler ganz lebhaft abgeschildert? Und zwar um desto lebhafter, wie feierlicher und pompöser selbe gehalten wird. Wer nur ein wenig

den

den heutigen Zulauf des Volks betrachtet, es mag selber in die Kirchen der Mönche oder Weltgeistlichen seyn, in welchen man weiß, daß der Gottesdienst musikalisch und mit verschiedenen musikalischen Instrumenten feierlich abgesungen werde, wird nicht bekennen, daß auch die heutigen Wirkungen der Musik ganz treffend von Aelfred abgemalet sind. —

Gewiß waren dieses auch die Ursachen, welche den heil. Karl Bischof zu Mailand, wie in van Espen zu lesen, bewogen, daß er eine Verordnung ergehen ließ, vermöge welcher in allen Kirchen seiner Diöces nur die Orgel, nicht aber Pfeifen, Hörner, Geigen oder andre Instrumente gebraucht werden sollen. Der heil. Karl befiehlt auch, daß man in der Kirche beim heil. Gottesdienste keine profane Lieder und Töne; auch bey den Gesängen keine allzuweiche Stimme oder Triller, noch auch was immer für eine ausgelassene Singart gebrauchen solle. — Die Gesänge und Töne, sagt er, sollen seyn eingezogen und verständlich, welche sich auf das Lob unsers Herrn und Gottes geziemen, damit die Zuhörer zugleich auch, da sie die Worte verstehen, zur Frömmigkeit aufgemuntert werden. Conc. Med. 1 P. 2. c. 51.

Die Instrumentalmusik mit Geigen, Pfeifen und Hörnern ist selbst durch die Canonen

vieler Koncilien verbothen worden *). Und sie wurde erst nach und nach in der Epoche des mittlern Zeitalters, wo die Reinigkeit der Religion und guter Sitten sich immer mehr und mehr verlohren, eingeführet; zu einer Zeit, wo man das Wesentliche der Religion auf die Seite setzte, und verschiedenen Zeremonien und Andächteleien anhieng; zu einer Zeit, in welcher die wahre Andacht des Herzens verschwand, und ein äusserer Pracht und Schimmer, der nur die Sinnen reizet, nicht aber das Herz rühret, einwurzelte. Zu einer Zeit, wo man die steife Meinung hatte, äusserliches Geräusch und Schimmer gefalle Gott mehr als das innere Gefühl und die andächtigen Regungen des Herzens. Zu solchen verdorbenen Zeiten wurde Instrumentalmusik in Kirchen eingeführt! Schon dieses allein soll uns genug seyn, diese lärmende Musik, wo nicht ganz abzuschaffen, doch wenigstens sehr viel zu mässigen und in engere Gränzen zurück zu setzen. —

Aus der Geschichte ist bekannt, daß erst in dem 9ten Jahrhundert der Choralgesang von K. Karl dem Großen in bessere Ordnung und Richtigkeit gebracht worden. Von der Instrumental-

*) Z. E. durch den Synod zu Mecheln. — Durch den Trullanischen Synod und das Mayländischr Konzilium ꝛc.

mentalmusik wußte man in diesen Zeiten noch fast gar nichts. Ducreux sagt hiervon in seiner Kirchengeschichte folgendes:

„Der Kirchengesang ist von den Zeiten des H. Gregors des Großen verbessert worden, obschon er im Grunde allezeit der nemliche war. In Frankreich hat man Melodien vom barbarischen Geschmack hinzugesetzet. Die Sänger der königlichen Kapelle fiengen mit jenen von der St. Peterskirche auf einer Reise Karl des Großen nach Rom einen Streit an. Man behauptete von beyden Seiten den Vorzug zu erhalten in Ansehung des Charakters des Gesanges, und in Ansehung der Vollziehung. Der Fürst fühlte gar wohl, wie weit die edle Einfalt in dieser Gattung dem Gezwungenen vorzuziehen. Er führte in seinem Pallaste eine römische Singschule ein, und begehrte von dem Pabste Lehrer, derselben vorzustehen. Die Subjekte, die aus dieser Schule kamen, unterrichteten andere, die sich in den Provinzen ausbreiteten, und bald hatte man in jeder Kathedralkirche dergleichen Schulen und Meister, die ihnen vorstunden. Hieraus sind die Würden eines Großsängers (Summus Cantor) und Kapiskoln entstanden, die noch in den großen Kirchen benennt werden.“ — —

Se. Majestät, der Kaiser Joseph II. überzeugt von der bessern Wirkung des Choralgesanges,

sanges, haben nun die Instrumentalmusik, als eine mehr zerstreuende, als zur Andacht aufmunternde Musik, gänzlich abgeschaft, und wollen, daß man sich selbiger nur bey besondern Feyerlichkeiten bediene. — —

Klapperschlangen,

Sind Thiere, die von den Amerikanern verehrt werden. Petkaim macht uns hievon folgende Beschreibung:

„Die Klapperschlangen werden wegen der knorplichten und harten Ringe so genannt, die am Ende ihres Schwanzes sind; indem sie einen an dem andern reiben, geben sie einen Ton von sich, wie wenn man ein Spinnrad von weitem hörte. —

Diese Thiere gehen gewöhnlich Paarweise; sie schwimmen über Seen und Flüsse, und alsdann ist es gefährlich, sie anzugreifen, weil sie sich sehr leicht in das Schiff schwingen. Sie können nur in einer zirkelförmigen Lage beißen; wenn ihr Körper gerade ausgestreckt ist, so geht man ohne Gefahr vor sie vorbey.

Nichts destoweniger ist es klüger, dieses nicht zu thun, weil sie sich sehr geschwind krümmen. Sie thun den Menschen nichts zu Leide,

sie

sie müßten denn stark ausgehungert, oder gereizt, oder verwundet werden. Sie gehen manchmal vor schlafenden Menschen vorbey, ohne sie zu verletzen. Sobald sie einen Menschen sehen, setzen sie sich zur Wehre; wenn er ihnen ausweicht, so gehen sie ihren Weg fort. —

Ihre Klappern, die ein großes Getöse machen, wenn die Sonne scheint, machen keines, — wenn es regnet. Dann reisen die Amerikaner selten durch die Wälder. — Sie verehrten vormals diese Schlangen, und wagten es nicht, sie zu tödten, aus Furcht, daß sie dadurch sehr unglücklich werden könnten; und so vermehrten sie sich unter dem Schutze des Aberglaubens. Das einzige bekannte Thier, welches diese Schlangen fürchten, die sie in die Flucht jagt, sie aufsucht, sie verfolget, und bis auf den Kopf verzehrt, ist das Schwein. —

Kleidung.

Diese muß sich für die Himmelsluft, unter der man lebt, schicken. Der Gebrauch hat ohne Zweifel bey diesem Umstande allemal viel Einfluß gehabt, allein kein Gebrauch kann die Natur der Dinge so weit ändern daß eben die Kleidung sich für einen Einwohner von Nova Zembla und dem Eilande Jamaika schicke. Es

ist

ist freylich nicht nöthig, zwischen der Menge Kleider die wir tragen, und dem Grad der Breite unter dem wir leben, ein genaues Verhältniß zu beobachten; allein, demohngeachtet muß man doch sowohl darauf als auch auf die Beschaffenheit des Landes, nachdem selbiges offen und frey liegt, häufigen oder heftigen Sturmwinden ausgesetzt ist u. s. w. seine Aufmerksamkeit richten.

In der Jugend, da das Blut noch hitzig und die Ausdünstung frey ist, hat man weniger nöthig, den Leib mit einer großen Menge Kleider zu bedecken; allein bey Abnahme des Lebens, wenn die Haut hart und die Lebenssäfte kälter werden, muß man mehr Kleider anlegen. Viele Krankheiten entstehen in dem leztern Zeitlauf des Lebens vom Mangel der gehörigen Ausdünstung; man kann ihnen einigermaßen vorbeugen, durch gehörige Vermehrung der Kleider, oder wenn man solche trägt, die die Ausdünstungen durch die Haut besser befördern, dergleichen sind baumwollene, flanellene u. s. w. Kleider.

Wirklich wird itzt Flanell fast von jedem jungen Menschen getragen. Dies ist äusserst unbedachtsam. Solche Gewohnheit macht sie nicht nur schwach und weichlich, sondern der Flanell hat hernach auch alsdann keine Kraft mehr für sie, wenn er ihnen in spätern Lebens-

jahren

jahren nothwendiger wird. Keine junge Person sollte Flanell tragen, wo nicht der Rheumatismus, oder eine andere Krankheit solches nothwendig erfordert.

Der Anzug muß auch nach der Jahrszeit eingerichtet seyn. Eine Kleidung kann für den Sommer warm genug seyn, die es für den Winter nicht ist. Doch ist aber auch bey dieser Veränderung die größte Behutsamkeit nöthig. Man muß weder seine Winterkleider zubald ablegen, noch die Sommerkleider zu lange tragen. In manchen Gegenden fängt der Winter oftmals mit vieler Strenge sehr frühzeitig an, und es ist noch kaltes Wetter, wenn gleich die Sommermonate schon angefangen haben. Eben so wird es der Klugheit gemäß seyn, die Veränderung nicht mit einmal vorzunehmen, sondern nur nach und nach, und wirklich muß die Abwechslung des Anzugs in unsrer Himmelsgegend fast unmerklich seyn, sonderlich bey denen, die schon über den Mittagskreis des Lebens hinaus sind.

Die Kleider werden oftmals schädlich, da sie den Absichten des Stolzes und der Eitelkeit untergeordnet werden. Zu allen Zeiten haben die Menschen den Anzug von dieser Seite betrachtet, und dem zufolge hat sich dessen Zuschnitt und Mode beständig geändert, mit sehr weniger Rücksicht auf Gesundheit, Himmelsstrich, oder Bequemlichkeit.

Man sucht sogar die menschliche Gestalt selbst durch Kleidung zu verbessern, und die es nicht besser wissen, bilden sich ein, daß die Menschen ohne deren Beyhülfe Ungeheuer seyn werden. Alle Versuche von der Art sind äusserst verderblich. Der allernachtheiligste ist der, da man den Magen und die Eingeweide in einen so engen Raum zusammen preßt, als nur möglich ist, um einen feinen Wuchs, wie man es nennt, zuwege zu bringen. Durch diese Gewohnheit wird die Wirksamkeit des Magens und der Gedärme, die Bewegung des Herzens und der Lunge, und fast alle zum Leben nothwendige Verrichtungen verhindert. Daher entstehen Unverdaulichkeiten, Ohnmachten, Uebelkeiten, Husten, Lungensucht u. s. w.

Die Füsse leiden ebenfalls sehr oft unter Pressungen. Wir wollen nicht auszumachen unternehmen, woher es gekommen, daß man angefangen, einen kleinen Fuß für was schönes zu halten; das aber ist gewiß, daß diese Meynung viele Personen lahm gemacht hat. Fast der neunte Theil der Menschen ist mit Leichdornen oder Hüneraugen geplagt; ein Uebel, das selten oder nie durch was anders, als durch enge Schuh verursacht wird. Die Leichdorne sind nicht nur sehr beschwerlich, sondern können auch als eine entfernte Ursache anderer Krankheiten angesehen werden, indem sie das Gehen verhindern.

Wenn

Wenn man sich ankleidet, sollte man gehörige Sorge tragen, daß man sich vor allen fest binden hütet. Wenn man die Schnallen, Strumpfbänder, Halsbinde u. s. w. zu feste zuzieht, so wird dadurch nicht nur die freye Bewegung und Gebrauch derer Glieder und Theile, um die sie gebunden sind, verhindert, sondern auch der Umlauf des Geblütes aufgehalten, welches die gleichmäßige Nahrung und den Wachsthum dieser Theile hindert, und mancherley Krankheiten verursacht. Feste Binden oder Halsgeschmeide und Tücher um den Hals sind äusserst gefährlich. Sie halten das Blut in seinem Laufe aus dem Gehirn auf, wodurch Kopfschmerzen, Schwindel, Schlagflüsse und andere gefährliche Krankheiten oftmals verursacht werden.

Eine Kleidung ist alsdann vollkommen gut, wenn sie leicht und reinlich ist. Nichts ist lächerlicher, als sich zum Sklaven eines schönen Anzuges zu machen. Ein solcher, und es giebt viele solche, wird lieber vom Morgen bis in die Nacht so steif als eine Bildsäule sich halten, als ein einziges Härchen verrücken, oder nur ein Haarnädelchen in andre Ordnung bringen lassen.

Wir wollen nur noch dies einzige in Ansehung der Kleidung hinzusetzen, daß sie nicht nur

dem

dem Himmelsstrich, der Jahrszeit und dem Lebensalter, sondern auch dem Temperament und der Leibesbeschaffenheit gemäß müsse eingerichtet seyn. Starke Leute können Frost oder Hitze besser vertragen als zärtliche, und dürfen dem zufolge nicht so viele Sorgfalt auf ihre Kleidung wenden. Die genaue Menge der Kleider, die jemand bedarf, läßt sich nicht überhaupt und zum voraus bestimmen. Man muß sich darinn blos nach der Erfahrung richten, und ein Jeder ist sich selbst der beste Richter, wie viel Kleider er anziehen muß, um sich warm zu halten.

Klemens IX.

War ein Pabst aus dem Hause Rospiglioši, und geboren zu Pistoja. Er war einer der besten Päbste, und regierte daher zu kurz, denn er war schon 72 Jahr alt, als er gewählet wurde.

Gleich nach seiner Krönung schafte er den Getraidezoll ab, ungeachtet er der päbstlichen Kammer mehr als eine Million eintrug. Auf die dagegen gemachten Vorstellungen seiner Räthe antwortete er: „Was wir haben, ist ungewiß; was aber unsere Unterthanen besitzen, ist gewiß, und allezeit zu finden.“ —

Ein

Ein Grundsatz, der eines Heinrichs IV. würdig ist.

Als wahrer Vater der Kirche gab er sich Mühe, Frieden zwischen Frankreich, Spanien, England und Holland zu stiften, welches ihm 1668 durch den Frieden zu Aachen gelang. — Nur gegen die Türken, die damals Kandia belagerten, war er unversöhnlich, und suchte den Venezianern Hülfe zu schaffen; allein er hatte das Unglück, die Post von Eroberung dieses neuen Troja's noch zu erleben, starb aber bald hernach im Jahr 1669 den 9ten Dezember. —

Die Franziskaner wollten ihm nach seinem Tode Wunder thun lassen, und das Volk, das ihn liebte, war geneigt genug, es zu glauben. Allein der Befehl, daß alle diejenigen, die vor seinem Grabmal kniend gefunden würden, gefangen genommen werden sollten, zerstörte diese Wunderkraft. — —

Klöster *).

„Ihr seyd gefallen, ihr finstern und traurigen Wohnungen des verirrten Eifers, wo der stolze Priester

*) Diese Abhandlung über die Klöster, sind die Gedanken eines unsrer neuesten Philosophen auf der Leipziger Universität, Herrn Prof. Klausings.

Priester und der träge Mönch sich nur von dem Fette des Landes nährten, und wie Würmer aus ihren Zellen krochen, um die giftigen Lehren des Aberglaubens auszubreiten, und die Ruhe der Könige zu stören! — Man sehe nur, wie das reine Licht des Himmels durch das dunkle Glas der gewölbten Fenster abgehalten wird, worauf mit bunten Farben die mönchischen Erzählungen und Legenden gemahlt sind. Eben so sind die niedrigen Zellen, die langen und schmalen Flügel, die dunkeln Kreuzgänge, und die feuchten und verborgenen unterirrdischen Gänge, welche sich unter dem hohlen Boden herum winden, nicht vermögend, dem Gemüthe den rechten Begriff von dem Gott der Wahrheit und Liebe einzuflößen, sondern sie scheinen nur geschickt zu diesen finstern Plätzen der Erde zu gehören, auf welchen die Wohnungen der Grausamkeit errichtet sind. Lebet wohl, ihr ehemaligen Sitze der Unwissenheit und des Aberglaubens! es ist noch genug von euch übrig, um uns an dasjenige zu erinnern, dem wir glücklich entronnen sind, und um die Nachkommenschaft gegen diese schönere Zeit der Freyheit und des reinen Lichts mit steter Dankbarkeit zu beleben." — —

Dies waren auf einige Zeit meine Gedanken bey der Betrachtung der Klöster; allein ich gerieth bald bey der Erinnerung, wie grausam

es

es sey, eines gefallenen Feindes zu spotten, auf ganz andere Vorstellungen. Ich wurde gegen die Klöster zum Mitleiden bewogen; ja, ich fieng gar an zu überlegen, ob man nicht etwas zur Vertheidigung der Klöster und ihrer Stiftungen, wenigstens in den Zeiten der Unwissenheit, wo sie vornemlich blühten, mit Grunde sagen könnte. Es ist wahr, dachte ich nun, sie haben viel Schaden gethan, und den Aberglauben befördert, aber sie haben doch auch den Schimmer eines schwachen Lichts von Erkenntniß mitten durch jene Nacht der Dummheit, welche den westlichen Himmelsstrich bedeckte, auszubreiten gesucht.

Und wo hätte man auch die kostbaren Ueberbleibsel der alten Gelehrsamkeit und die vortreflichen Denkmäler des alten Geschmacks mitten unter den Verwüstungen jener Wildheit und Raubbegierde, welche auf die Zertrümmerung des römischen Reichs folgte, sicherer aufbehalten können, als an diesen geheiligten Orten des Aberglaubens, welche von Barbaren selbst noch verschont wurden? Die häufigen Kriege, und die ausschweifende Grausamkeit, womit sie geführt wurden, ließen weder die Hütte des Landmanns, noch das Schloß des Freyherrn vor der Plünderung befreyt; aber die Kirche und das Kloster blieben gemeiniglich unverletzt. Hier mußten Homer und Aristoteles sich vor der

Wuth der gothischen Unwissenheit verbergen; und die heiligen Bücher der göttlichen Wahrheit wurden in jenen unruhigen Zeiten, wie ein Schatz in der Erde sicher, obgleich ungenutzt aufbehalten. Einige von den Barbarischen Nazionen wurden noch vor ihren Eroberungen, und die meisten bald nach ihrer Festsetzung in den Landen, die sie durchstreiften, bekehret. Daher verschafften diese Gebäude, welche sie nun nach ihrem neuen Glauben verehrten, jenen herrlichen Handschriften einen sichern Aufenthalt, da man sie sonst in jener allgemeinen Wuth gewiß nicht würde verschonet haben. Endlich wurden sie bey der Wiederherstellung der Wissenschaften aus ihren Ruheplätzen wieder hervorgezogen. Eine Handschrift von den Gesezzen des Kaisers Justinianus, welche Europa zuerst einen Begriff von einer vollkommenen Rechtsgelehrsamkeit beybrachten, wurde in einem Kloster zu Amalphi entdeckt. Auf eben diese Weise fand man auch die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer. Und diesen aufbehaltenen Schriften haben wir es zu verdanken, daß wir nicht von neuem anfangen, und jede Kunst von ihrem Ursprunge an mit langsamen und ungewissen Schritten fortsetzen durften. Die Wissenschaften, welche schon erwachsen und stark waren, erwachten aus ihrem Schlummer, sie breiteten ihre Flügel aus,

und

und schwungen sich zu den Höhen einer vollkommnern Erkenntniß.

Die Wissenschaften waren über dieses auch während ihres einsamen Aufenthalts nicht ganz müssig; und wir müssen wenigstens bekennen, daß die geringe Gelehrsamkeit, die noch in der Welt übrig war, sich nur unter den Priestern und Mönchen befand. Die Bücher waren vor der Erfindung des Papiers und der Buchdruckerkunst so theuer, daß wenige Privatpersonen einige davon besaßen. Die einzigen Bibliotheken waren in den Klöstern; und die Mönche wurden oft zum Abschreiben der Bücher gebraucht, welches zwar eine sehr verdrießliche und mühsame, aber damals höchstnöthige Beschäftigung war. Man legte ihnen diese Arbeit bisweilen zur Strafe auf, oder man übergab sie den jüngern Mitgliedern eines Klosters zu ihrer Uebung. Eben so waren die Mönche nach ihren Regeln verbunden, einige gesetzte Stunden des Tages mit Lesen und Studieren zuzubringen; und es wurde niemand ohne eine gehörige Kenntniß zum Abt erwählt. Die Mönche waren die einzigen Geschichtsschreiber; und obgleich ihre Nachrichten mit vielen lügenhaften Erzählungen untermischt und durch Aberglauben verdunkelt sind; so sind sie doch noch besser als gar keine Geschichte, und wir haben ihnen wenigstens die Jahrbücher ihres Landes in einiger

Einkleidung zu danken, ohne welche wir sonst wenig oder nichts davon wissen würden.

Man kann, ausser den bereits angeführten Vortheilen, welche die Klöster in den mittlern Zeiten der Welt verschafft haben, noch verschiedene andere hinzusetzen, welche wenigstens so viel beweisen, daß sie damals nicht ganz unnütz und vergeblich waren.

Die Mönche waren fast die einzigen Lehrer der Jugend. Gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts waren in Europa wenige, oder gar keine Andere Schulen, als die Klöster, und diejenigen Schulen, welche zu den bischöflichen Residenzen gehörten; und ausser den Benediktinern beschäftigte sich fast niemand mit dem Unterrichte der Jugend. Es ist wahr, ihre Erziehung erstreckte sich nicht weiter, als auf die sogenannten sieben freyen Künste; und auch diese wurden nur nach einer sehr trockenen und unbedeutenden Methode vorgetragen. Allein dieses war ein Fehler jenes Zeitalters überhaupt, so daß man es ihnen nicht zur Last legen muß, daß sie nicht gut gelehrt hätten, da es niemand besser wußte. Man würde sehr unbillig handeln, wenn man die Schullehrer jener Zeit, mit den Philosophen eines erleuchteten Zeitalters vergleichen wollte; sobald man sie aber mit ihren Zeitgenossen in Vergleichung stellen will, so

wird

wird man bald finden, daß damals doch ein weit größerer Unterschied zwischen den Gelehrten und den übrigen Haufen einer Nazion war, als es heut zu Tage zu seyn pflegt. Einige von den Gelehrten jener Schulen, welche zu ihren Zeiten mit dem Namen der subtilen, englischen oder seraphischen Lehrer beehrt wurden, haben einen solchen Scharfsinn und Stärke des Geistes gezeigt, daß sie es bey einer bessern Anweisung in der Philosophie ohne Zweifel sehr weit würden gebracht haben; hätten sie nur die Hälfte des Scharfsinns auf Thatsachen und Versuche gewandt, so würden sie wirklich große Männer gewesen seyn. Und demohngeachtet fehlet es auch in den finstern Zeiten nicht an Männern, deren Namen die Liebhaber der Wissenschaften stets mit Vergnügen nennen werden. Ein Alcuin, der Carl den Großen gebildet hat, Wilhelm von Malmsbury, Savanarola, Abälard, Roger Bacon und verschiedene andere werden in der Geschichte der Gelehrten stets wichtige und merkwürdige Männer jener Zeiten bleiben.

Man kann hierbey auch noch die Anmerkung machen, daß, ohngeachtet das Verbots der Mutterspracheu bey dem öffentlichen Gottesdienste für die christliche Kirche höchst nachtheilig war, die Einführung der lateinischen Sprache doch zur Beförderung der Wissenschaf-

ten nützliche Dienste geleistet hat. Da die Geistlichen einmal ihre Religion in eine fremde Sprache eingeschlossen hatten, so mußten sie doch wenigstens Sorge tragen, den Schlüssel dazu nicht zu verlieren. Sie mußten sich deswegen auf die Erlernung der gelehrten Sprachen legen, um welche sie sich ausserdem vielleicht eben so wenig als um das chinesische bekümmert hätten.

Die Mönche waren fast die einzigen Menschen, welche noch eine bequeme Gelegenheit hatten, einige Aufmerksamkeit auf gelehrte Gegenstände zu wenden. Eine gelehrte Erziehung wurde nur bey den Geistlichen für anständig gehalten, und es war beynahe eine Schande für den wilden und kriegerischen Charakter eines Edelmanns, einige Kenntniß von der Litteratur zu haben. Daher konnte ein Mensch, der eine Neigung zum Studieren hatte, und nicht nach dem blutigen Ruhme jener Zeiten strebte, im Kloster eine ruhige und anständige Zuflucht finden; woselbst er sich ohne Vorwurf der Feigheit, oder Gefahr eines Angriffs den Wissenschaften widmen, mit Gelehrten umgehen, und einen freyen Zutritt zu den Bibliotheken und Handschriften haben konnte.

Auf diese Weise nahmen die Musen in Begleitung der Künste ihre Zuflucht in die ruhige Dunkelheit der Klöster; die Bildhauerkunst ver-

verfertigte eine Madonna oder Kruzifix. Die Mahlerey verschönerte ein Mißal mit bunten Farben. Die Beredsamkeit hielt Lobreden auf die Heiligen, und die Geschichte bearbeitete eine Legende. Und demohngeachtet blieben sie immer noch belebt, und waren im Stande, zu einer glücklichern Zeit aus dieser Dunkelheit mit allen ihren natürlichen Reizen in völligem Glanze wieder zu erscheinen.

Allein es waren auch noch andere Absichten, welche diejenigen, die sich dem Klosterleben gewidmet hatten, in der menschlichen Gesellschaft befördern konnten. Sie beschäftigten sich oft mit Bearbeitung ihrer Gärten, oder mit andern mechanischen Arbeiten, so wie die Nonnen noch itzt wegen ihrer feinen und sinnreichen Handarbeiten berühmt sind. Durch die beständige Gemeinschaft der Nazionen zu einer Zeit, da das Reisen gefährlich, und der Handel noch nicht so ausgebreitet war. Ein Mönch konnte mit mehrer Bequemlichkeit als ein jeder anderer reisen, seine Person war sicher, und er traf überall eine anständige Bewirthung an; eben so war die Gemeinschaft mit Rom für die nordischen Nazionen besonders sehr vortheilhaftig, da Italien noch lange der einzige Sitz der Künste und Wissenschaften war, und andere Völker daraus ihre Kenntnisse, Manufakturen, und ihren Geschmack erhielten. So ließ z. E.

Alfred italienische Mönche kommen, als er sein Volk gesitteter machen, und einigen Geschmack an den Wissenschaften unter demselben einführen wollte.

Man muß sich ferner erinnern, daß viele von den Mönchs-Orden liebreiche und wohlthätige Stiftungen waren. So dienten die Ordensbrüder von der Erlösung zur Befreyung der Sklaven von den Türken, der Orden des heil. Antonius zur Wartung und Verpflegung der Armen und Kranken und die Brüder und Schwestern der frommen Schulen zur Erziehung armer Kinder. Diese ersetzten also die Stelle der Hospitäler, und anderer solcher Stiftungen, die man itzt auf dem weitern Grunde der öffentlichen Wohlthätigkeit errichtet hat.

Man bedenke ferner, daß zur Reformazion, welche bey den eingerissenen Mißbräuchen und Irrthümern so nöthig war, einige der berühmtesten Männer aus dem Schoße der Kirche, und so gar aus den Klöstern hervorgekommen sind. Es waren nicht die Layen, welche den Anfang zum Nachdenken machten.

Die Geistlichen waren die ersten, welche die Irrthümer entdeckten, die sie eingeführet hatten.

Es darf sich auch kein Protestant wundern, wenn man es waget zu behaupten, daß die Klö-

ster so gar Schulen einiger erhabenen Tugenden gewesen sind. Die Armuth, Keuschheit, und Entsagung der Welt, hatten gewiß in dem ersten Plane dieser Stiftungen einen großen Einfluß gehabt; und ob man sie gleich wegen der unvermeidlichen Schwachheit der menschlichen Natur nicht allezeit beobachtete, so ist doch so viel gewiß, daß viele einzelne Personen unter ihnen merkwürdige Beyspiele der Selbstverleugnung gewesen sind. Die Liebe zum Klosterleben läßt sich auch leicht aus den besten Grundsätzen des menschlichen Herzens herleiten. Es war zwar die Noth, welche im dritten Jahrhunderte die Christen zuerst antrieb, in den einsamen Gegenden von Thebais sich zu verbergen; allein die Neigung dazu breitete sich bald aus, und viele entfernten sich unter dem Namen der Eremiten von dem Umgange der Menschen, und erwählten die rauhesten Einöden zu ihrem Aufenthalte, und lebten in Höhlen bloß von solchen Wurzeln und Kräutern, welche ihnen der Erdboden um sie herum lieferte. Gegen das vierte Jahrhundert begaben sich viele von diesen Einsiedlern in gemeinschaftliche Wohnungen, und diese vermehrten sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Damals hatte die Wuth der Verfolgung durch eine plötzliche Staatsveränderung aufgehört, und regierende Macht wurde selbst die Beschützerinn der christlichen Religion. Jedoch die vorhergegangne

Beängstigung der menschlichen Gemüther konnte sich nicht gleich nach dem gelegten Sturme beruhigen. Die Christen hatten so lange die Nothwendigkeit erfahren, allen Vergnügungen des Lebens zu entsagen, daß sie es bey einer günstigern Veränderung ihrer Angelegenheiten kaum wagten, den fröhlichern Bewegungen des Herzens Platz zu machen. Sie glaubten, das Leben eines guten Menschen wäre ein beständiges Scheiden des Leibes und der Seele, und weil sie lange die Ruhe und Sicherheit auf der einen Seite, und die Tugend auf der andern gesehen hatten; so war es nicht zu verwundern, daß sie immer noch die Meynung von der Nothwendigkeit freywilliger Leiden hegten, und sich vor der Sklaverey der bösen Lüste und Begierden fürchteten, denen sie mit so vieler Mühe entflohen waren.

Itzt ist es zwar der herrschende Geschmak in der Moral, eine jede Handlung, welche den geringsten Schein der Strenge hat, zu verwerfen, und nur bey den sanftern Tugenden stehen zu bleiben. Allein man muß erwägen, daß die Selbstverläugnung zur Ausübung der Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit, und des Mitleidens eben so nöthig ist, als eine jede andere Pflicht, und daß der Mensch, der seine Begierden, und Leidenschaften nicht zähmen kann, auch nicht im Stande ist, diejenigen Beschwerlich-

lichkeiten zu ertragen, welche mit den wohlthätigen Neigungen verbunden sind. Der Mensch, welcher die Eigenschaft der Selbstregierung besitzt, wird wenig Schwierigkeit in der Ausübung einer jeden andern Pflicht finden; dahingegen derjenige, welcher mit der Eigenschaft nicht begabt ist, auch bey dem sanftesten Gefühl bemerken wird, daß seine Wohlthätigkeit in eine bloße mitleidige Gelassenheit herab sinkt, die weder andere noch ihn selbst glücklich macht. Es wird bisweilen eine edle Hitze und Eifer erfordert, um zu zeigen, wie weit es die menschliche Natur bringen kann. Und ohngeachtet es nun eben nicht zu wünschen ist, daß sich viele von den gemeinen Pflichten und Dienstleistungen ausschließen, und die strengen Regeln des Klosters erwählen, so ist es doch nicht ganz ohne Nutzen, daß einige ihre Tugenden so hoch treiben, und es dient gar sehr zur Ermunterung, wenn man in der Stunde der Versuchung daran denken kann, daß die Liebe zur Ruhe, die Furcht vor den Schmerzen und eine jede andere Leidenschaft, und oft die stärksten Neigungen unserer Natur glücklich sind überwunden worden; und daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die freywillig allen weltlichen Anerbietungen entsaget, und ohne Verbindung mit der Welt gelebt haben. Eben so gereicht es den Wissenschaften zu keiner Schande, daß ein Gelehrter in einer schlechten Kutte

mit

mit einem ledernen Gürtel und barfuß erscheinet. Der Kardinal Ximenes behielt immer noch die strenge Einfalt des Klosters, mitten unter der Pracht und Verschwendung der großen Palläste; und denjenigen, welche es auf diese Weise für anständig halten, in den höchsten Ständen den Schein der Armuth beyzubehalten, kann die Wirklichkeit derselben nicht mehr schrecklich seyn.

Man kann die Stiftungen der Klöster auch noch in einem andern Lichte betrachten. Es ist gewiß nicht unschicklich, denen einen einsamen Aufenthalt zu verschaffen, welche nach der Begehung einiger groben Laster den Wunsch äussern, diejenigen Vergehungen, welche sie zu dem freyen Umgang mit der Welt unwürdig machen, durch eine ungewöhnliche Strenge ihrer Lebensart zu verbessern. Die Reue ist niemals so sicher vor dem Rückfall, als wenn sie auf einmal eine jede vorher gegangene Verbindung abbricht, und sich von allen Gegenständen entfernt, welche die ehemaligen Versuchungen wieder in ihnen erregen könnten. Hingegen in diesen stillen Wohnungen kann die Heiligkeit des Orts und die Neuheit eines jeden Gegenstandes einen großen Einfluß haben, ihre Leidenschaften zu besänftigen, die Stärke der Gewohnheit zu schwächen und eine neue Denkungsart anzunehmen. Eben so ist die Entfernung von der Welt oft der einzige Wunsch

des

des Alters. Mancher Staatsmann oder Held, der des Geräusches der Welt, dem er seine besten Jahre gewidmet hatte, müde ist, hat sich nach einer ruhigen Zelle gesehnet, wo er wie ein Kardinal Wollsey, oder Kaiser Karl der fünfte, seine übrige Lebenstage zubringen, und den Anblick der Thorheiten verliehren konnte, die ihm vorher nur allzu sehr gefesselt hatten.

Was endlich die Nonnenklöster anbetrift, so getraue ich mir zwar nicht die Einsperrung der Schönheit in ein Kloster, und die Einschränkung desjenigen Theils des schönen Geschlechts welches gebildet ist, in zahlreichen Familien zu glänzen, und die menschliche Gesellschaft zu versüßen, auf gleiche Weise zu rechtfertigen; doch können sich vielleicht ebenfalls Fälle ereignen, bey welchen sogar einem Frauenzimmer das Kloster eine erwünschte Zuflucht seyn kann. Ein junges Frauenzimmer, welches durch Unglücksfälle oder Krieg ihre natürlichen Beschützer verlohren hat, mußte in einem barbarischen Zeitalter den Gefahren vornemlich ausgesetzt und hülflos seyn. Ein Kloster verschafte ihr eine Freystatt, wo sie wenigstens sicher, oder wohl gar glücklich seyn konnte. Ueber dieses gab es auch Nonnenorden, die ebenfalls zu liebreichen Dienstleistungen, zur Wartung der Kranken, und zur Erziehung der Kinder gestiftet waren. Diese müssen besonders der

Sanft-

Sanftmuth und dem Mitleiden des schönen Geschlechts angemessen gewesen seyn, und daher rühret es ohne Zweifel noch in katholischen Ländern, daß oft Damen vom höchsten Range, die Hospitäler und Armenhäuser besuchen, und darinnen solche Dienste verrichten, deren sich die protestantischen Damen vielleicht schämen würden. Man kann hiebey ferner bemerken, daß die meisten Frauenzimmer, die den Schleier anlegen, keine Aussichten des Lebens haben. Warum sollte man diesen nicht verstatten, eine Welt zu verlassen, die sie nicht vermisset.

Das Kloster ist für sie ein Schutz wider die Armuth und Verachtung. Die Gleichheit, welche unter diesen vereinigten Schwestern herrscht, die Aehnlichkeit ihres Schicksals, und die Ruhe und Stille, die sie genießen, veranlassen unter ihnen die zärtlichsten Freundschaften. Ihre Unschuld wird durch die Einfalt ihres Lebens sogar vor dem Begriff des Bösen beschützt, und sie können sich mit der Vorstellung einer freywilligen Entsagung des Vergnügens schmeicheln, woran sie allem Ansehn nach bey ihrem fernern Aufenthalte in der Welt wenig Antheil gehabt hätten.

Jedoch bey allem was bishero zum Vortheil des Klosterlebens gesagt worden, haben wir Ursache genug, uns zu freuen, daß der Aberglaube der vorigen Zeiten in Verachtung

gera-

gerathen ist. Das Uebel, welches ehemals bey dem Klosterleben nur auf einige Zeit zurück gehalten wurde, fieng endlich an ganz unheilbar zu werden.

So bald als der helle Tag der Wissenschaften anbrach, so suchten die Mönchsorden seinen Glanz abzuhalten, damit der schwache Schein des Lichts immer noch in ihren Zellen schimmern konnte.

Ihre zunehmenden Laster machten sie mit Recht in der menschlichen Gesellschaft verhaßt, und sie scheinen itzt ihrer gänzlichen Aufhebung sehr nahe zu seyn. Dem ohngeachtet ist nicht zu zweifeln, daß ihr Daseyn für die Welt immer besser gewesen sey, als wenn sie nie vorhanden gewesen wären, und daß derjenige, welcher weis das Böse zum Guten zu lenken, sich ihrer ehemals zu nützlichen Entzwecken bedienet habe. Die Verderbnisse der Christenheit, die sich so viele Jahrhunderte hindurch vermehret hatten, scheinen itzt nach und nach abzunehmen; und vielleicht kann ein künftiger Zeitpunkt unsere Religion in ihrer natürlichen Gestalt und Schönheit wieder herstellen."

Klostergelübde.

Wenn gleich die Gelübden itzt nicht mehr erzwungen werden, so finden doch immer noch in

den Klöstern die Verführungen statt, um die unerfahrne Jugend zu den Klostergelübden hinzulocken. — Hier ist eine besondere, zu Paris 1773 vorgefallene Geschichte:

Ein Vater wollte seine Tochter verheyraten, die er um der ersten Erziehung willen in ein Kloster gethan hatte, und fand den entschlossensten Widerstand. Er erkannte die Eingebungen der unbesonnenen frommen Mädchen, die sie erzogen hatten, mit leichter Mühe. Er erlaubte es nicht, daß sie in das Kloster wieder zurückkehrte, und nahm die Sorge über sich, ihre große Abneigung gegen die Welt zu heilen, und ihr den Geschmack für den Schleyer zu nehmen. Zwey Tage nachher bekam er folgenden Brief:

„Gott, dem alles zugehört, Beherrscher des Erdkreises und aller Geschöpfe, Richter der Lebendigen und der Todten.

„Höre, Gottloser, die Worte deines Gottes. Wenn du sie verachtest, so gebiete ich dem Würgengel, dich noch vor dem Ende des Jahres zu schlagen. Wilst du dein zeitliches Glück der Wohlfarth deiner Seele vorziehen, und deine ehrgeizigen Absichten mit Widerstreben gegen meine Gebote befriedigen? Weist du nicht, daß alle Güter in meiner allmächtigen Hand stehen, und ich sie nach meinem Wohlgefallen

gefallen austheile? Deine Tochter ist mein, ihr Wille und ihr Daseyn gehört mir zu. Bist du nicht zu glücklich, daß ich sie unter meine friedliebenden Bräute einsetze, und darinn einwillige, daß sie meine beleidigte Gerechtigkeit durch ihr Gebet entwafne? Deine Verbrechen haben die größesten Züchtigungen verdient, und noch ist mein Arm aufgehoben. Ihre Unschuld, ihre Thränen sind es, die meine Rache aufgehalten haben; der Ort, den sie bewohnt, ist es, der meinen Zorn gebeuget hat. Wenn du es wagst, dem Gelübde entgegen zu arbeiten, das sie zu mir zieht, so zittre. Mein Arm wird niederfallen, und dich in meinem Grimme zermalmen."

Der Vater sah wohl, daß der liebe Gott so einen Brief gar nicht geschrieben hatte. Er verachtete also den Fanatasten, der ihn geschmiedet hatte, um ihn nicht einmal einer Untersuchung zu würdigen. Er verheyrathete seine Tochter an einen liebenswürdigen Offizier, der ihr den Geschmak für die Einsamkeit zu nehmen wußte. — Der Vater lebt noch, und umarmt in der Freude seines Herzens die Kinder seiner Tochter, die, anstatt eine unfruchtbare so genannte Braut Jesu Christi zu werden, eine fürtrefliche Hausmutter geworden ist.

Kochkunst.

Was soll man von der ausgesuchten, mühsamen und verfeinerten Ausschweifung bey den Tafeln der Reichen sagen, wo man die Kochkunst so weit getrieben hat, daß die Schwelgerey sich selbst untreu geworden ist, und die Dinge geschätzt werden, nicht wie sie dem natürlichen und unverdorbenen Geschmacke gut und angenehm sind, sondern wie sie theuer, erhitzend, selten, ausser der Jahrszeit und köstlich sind; wobey ungeachtet der Mannigfaltigkeit, wonach man strebt, doch ein jedes Ding einerley, und nichts seinen eigenen Geschmak hat. —

Ich bedaure, (sagt Dr. Kadogan in seiner Abhandlung übers Podagra), daß schwelgerische Leute es so wenig einsehen, und sich einbilden, es komme auf die Schüssel oder Brühe, oder die Menge von beyden an; oder daß die Ueberschreitung der natürlichen Sättigung ein wahres Vergnügen geben könne. Allein sie thun dieses, indem sie alle Koch- und Arzneykünste zu Hülfe nehmen, und alle fremde Hülfsmittel der Schwelgerey, und alle reizende Mittel, die man nur in den sauren, salzen, hitzigen Gewürzen und Essenzen von aller Art finden kann, bey den Speisen, und ihre Nerven zu einem kleinen Gefühl zu bringen, und nicht bedenken, daß, jemehr sie gereizt werden, sie

desto härter werden, und eben diese Dinge müssen jetzt noch weit öfterer wiederholet, an Menge vermehrt, und an Güte erhöhet werden, bis sie endlich nicht wissen, wo sie aufhören sollen, und bis ein jedes Gericht, welches sie machen, nur dienet, den Magen zu überladen, das Blut zu erhitzen, alle Haarröhrgen zu verstopfen, und ein hektisches Fieber zu verursachen, welches zwar die Lebensgeister des Abends wieder erweckt, aber am folgenden Morgen die schrecklichen Empfindungen der Unthätigkeit und des Rausches zurück läßt; und wofern die Natur nicht so liebreich wäre, sie in ihrem Laufe durch einen schmerzhaften Anfall von Podagra, oder einer andern schlimmen Krankheit, aufzuhalten, wobey sie noch einige Erholungszeit erlangt; so würden sie bald an das Ende ihrer Laufbahn kommen. — Man hüte sich also vor diesen übeln Wirkungen der übertriebenen und leckerhaften Kochkunst, und bleibe der Natur bey Zurichtung der Speisen mehr getreu. —

Konsul.

Zur Zeit der freyen Republik zu **Rom**, wurden alle Jahre zwey Konsuls erwählt: Ihre Herrschaft dauerte nach den Gesetzen ein Jahr: sie wurden nach Vertreibung der Tarquinier, anstatt der Könige gesetzt, hatten anfangs kö-

nigliche Gewalt, und waren die höchste Obrigkeit. Das Volk schränkte nach und nach ihre Macht ein wenig ein; doch stunden alle andre Obrigkeiten unter ihnen, ausser die Zunftmeister. Sie hatten allein, wenn sie gegenwärtig waren, das Recht des Vortrages im Rathe. Sie hatten über die Provinzen zu befehlen, und zur Zeit des Krieges stund die römische Kriegsmacht unter ihnen; sie nahmen die Gesandten von auswärtigen Königen und alle Briefe, die von Statthaltern u. d. g. an den Rath geschrieben waren, an. Sie konnten das ganze römische Volk zusammen berufen, und neue Gesetze vortragen, welche nach ihren Namen genennt wurden.

König.

„Was ist ein König: (fragte und beantwortet sich selbst, Ludwig der Heilige genannt:) — Er ist der Gesalbte des Herrn, der Schild des Schwachen, die Geißel des Bösewichts, der Schiedsrichter der Meinung, die lebendige Richtschnur der Sitten. Er ist ein Mensch, dessen Pflichten sich so weit, als seine Macht, erstrecken; der Gott von einem ganzen Volke Rechenschaft geben muß, und durch seine Tugenden an den, dem Genie schuldigen Ehrenbezeigungen Theil nimmt; ein Mensch, der sich

durch

durch sein eigenes Glück heiliget, wenn er seine Unterthanen glücklich macht; dessen Handlungen, Beyspiele, dessen Worte, Wohlthaten, dessen Blicke sogar Belohnungen sind; ein Mensch, der nur derowegen über die andern erhoben ist, um die Unglücklichen von weitem zu entdecken; er ist endlich ein verehrungswürdiges Opfer der öffentlichen Glückseligkeit; dem die Vorsicht eine ganze Nazion zur Familie, zu Zeugen der Welt, und alle Jahrhunderte zu Richtern gegeben hat." —

Das würdigste Lob eines Königs ist das, das aus dem Munde eines freyen Mannes geht. „Unglücklich sind Regenten, die über Sklaven herrschen," sagte ein König im Morgenlande, den die Ruhmbegierde entflammte. — Der Lobspruch des Sklaven ist verdächtig; der Unglückliche der ihn regiert, weis niemals, ob er der Hochachtung oder der Verachtung würdig ist. Und welche Quaal für eine edle Seele, in dieser grausamen Ungewißheit zu leben.

Konstables.

Sind Männer, die zum auszeichnenden der englischen Gesetzgebung gehören. — Man macht sich einen sehr unrichtigen Begriff, wenn man sie wie Gerichtsdiener betrachtet. Es sind

durchgehends Bürger von sehr verschiedenem Gewerbe, und alle Hausherrn, die zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung dieses Konstabelamt übernehmen müssen, das so wie alle andere Kirchspielämter zu den Bürgerdiensten gehört, davon sich niemand ausschließen kann, und ohne alle Besoldung übernommen wird. Ein Jahr ist die Dauer dieses Amts, das aber arme Bürger, jedoch gegen Bezahlung, verlängern, um Reichere, welche die Reihe trift, der damit verknüpften Unbequemlichkeiten zu überheben. —

Die Schuldner nehmen sie nicht in Verhaft; hiezu sind eigentliche Gerichtsdiener, die Baillifs heißen, auch dürfen sie ihr Leben nicht wider Strassenräuber wagen, weil dazu besoldete Diebsfänger gebraucht werden. Das Volk siehet diese letztern sowohl als die Baillifs gleichsam für ehrlos an. Indessen begnügt man sich, die Diebsfänger blos zu verachten, die Baillifs aber werden überdem ausserordentlich gehaßt; und wehe ihnen, wenn sie sich bey dem Verhaftnehmen irren, oder sonst nicht gesetzmäßig verfahren! Bemüht sich ein Schuldner, den sie nach dem Gefängniß bringen, zu entwischen, so wird seine Flucht vom Volke erleichtert und befördert. Ganz anders aber verfährt man mit den Konstablen, die man achtet, und sich nicht widersetzt. Ein von ihnen

nen in Verhaft genommener wird wie ein Friedensstöhrer angesehen; und weit entfernt, seiner Flucht behülflich zu seyn, greift vielmehr ein Jeder zu, wes Standes er auch ist, solche zu hemmen. Das Amtszeichen des Konstabels ist ein großer Stab mit dem englischen Wappen bezeichnet. —

Kopernikus (Nikolaus).

Ein berühmter Sterndeuter, Weltweiser und Leibarzt, ward zu Thorn den 19ten Februar 1473 geboren. Um sich immer mehr in den Wissenschaften zu üben, hatte er viele Reisen unternommen, er hielt sich lange in Bologna auf, und zu Rom lehrte er die mathematischen Wissenschaften öffentlich. Da er wiederum in sein Vaterland zurückgekommen, gab ihm der Bischof von Ermeland, Lukas Wazelrod, in seiner Domkirche ein Kanonikat. Dazumal gab Kopernikus sein System heraus, durch welches er behauptete, daß die Erde, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn um die Sonne herumlaufen, und die Erde eine andere Bewegung um ihre Achse habe, der Mond aber mache seinen Lauf um die Erde herum. Er hatte dieses sein System so gut aufgeführet, so genau durch Beobachtungen und Vernunftschlüsse bewiesen, daß man ihm die

Ehre der Erfindung zugestehen mußte. Er starb den 24sten May 1543 im 70sten Jahre seines Alters. Hinterließ einen Traktat de motu octauae Sphaerae, und einen andern de Reuolutionibus. —

K o r a n.

Gewöhnlich genannt Al-Koran, ist die Bibel der Mohamedaner, und in 114 große und ungleiche Abschnitte abgetheilet, die wir Kapitel, die Araber aber Sowar nennen, welches Wort eigentlich eine Reihe, oder Ordnung bedeutet. Diese Kapitel sind in den Handschriften nicht durch Ziffern, sondern durch besondere Titel von der darinn abgehandelten Materie unterschieden. —

Die Schreibart des Korans ist überhaupt fließend und schön, insonderheit in denjenigen Stellen, wo er die prophetische Schreibart und die Ausdrücke der Bibel der Christen nachahmet. Sie ist kurz und oft dunkel, und mit kühnen Figuren nach dem morgenländischen Geschmacke geschmückt, mit blühenden und sinnreichen Ausdrücken belebt, und in manchen Stellen, insonderheit wo die Majestät und die Eigenschaften Gottes beschrieben werden, hoch und prächtig. — Gleich nach dem Titel folgt

bey

bey dem Anfange jedes Kapitels, wenn wir das neunte ausnehmen, folgende feyerliche Formel, so die Mahomedaner Bismillah nennen: Im Namen des allerbarmherzigsten gerechten Gottes.

Die allgemeine Absicht des Korans scheint diese gewesen zu seyn: Es haben die Bekenner der drey verschiedenen damals in dem volkreichen Arabien gewöhnlichen Religionen, die größtentheils unter einander lebten, und ohne Führer irrten, indem die meisten Götzendiener, die übrigen aber Juden und Christen waren, vereinigt, und alle unter den Gehorsam des Mohameds, als des vorgeblichen Propheten und Abgesandten Gottes, vereinigt werden sollten. —

Die wichtige Lehre des Korans ist die Lehre von der Einigkeit Gottes; und Mohamed gab vor, daß die Wiederherstellung dieses Grundsatzes der wahren Religion der Hauptzweck seiner Sendung sey. Er versichert seine Anhänger, daß Gott, so oft das Wesentliche der wahren Religion wäre hintenangesetzt oder verderbt worden, nach seiner Güte die Menschenkinder durch unterschiedene Propheten davor gewarnt habe, und darunter wären Moses und Christus die vorzüglichsten bis auf die Erscheinung Mohameds gewesen, welcher ihr Siegel sey, und nach welchem keiner mehr zu hoffen sey. —

Und

Und um das Volk desto kräftiger zu bewegen, ihm Gehör zu geben, so ward ein großer Theil mit Beyspielen schrecklicher Strafen angefüllt, welche Gott ehemals diejenigen empfinden lassen, die seine Bothen verworfen und gemißhandelt haben.

Unterschiedliche dergleichen Geschichten, oder einige Umstände derselben, sind aus dem alten und neuen Testamente erborgt, viel mehrere aber aus den apokryphischen Büchern und Ueberlieferungen der Juden und Christen der damaligen Zeiten gesammelt.

Der übrige Theil des Korans enthält moralische Gebote und Unterweisungen. — Aber auser diesem allgemeinen Entwurfe des Korans sind viele Stellen in demselben, welche ihren Ursprung besondern zufälligen Begebenheiten zu verdanken haben; denn so oft etwas den angemaßten Propheten in Schwierigkeit und Verwirrung verwickelte, die er nicht überwinden konnte, so nahm er seine Zuflucht zu einer neuen Offenbarung, und er fand, daß dieser Kunstgriff die gehoffte Wirkung hatte.

Mohamed ist unstreitig der wahre und vornehmste Verfasser des Korans; doch ist es höchst wahrscheinlich, daß er sich bey diesem Werke fremder Hülfe nicht wenig bedient hat, wie ihm seine Landsleute vorgeworfen haben;

in-

inzwischen giengen sie in ihren Muthmaßungen über seine Beystände so sehr von einander ab, daß sie ihn nicht überführen konnten.

Die Christen beherrschet die gemeine Meynung, daß ihm hauptsächlich der Nestorianische Mönch Sergius, mit dem sich Mohamed in seinen jungen Jahren unterredet, und der Jude Abdallah-Ebn-Salam, der von einem guten Hause zu Ispahan abstammte, und sich zum Christenthum gewendet, Beystand geleistet haben.

Doch, dem sey, wie ihm wolle; die Mohamedaner läugnen schlechterdings, daß der Koran von ihrem Propheten, oder von jemanden andern vor ihm geschrieben worden; indem ihr gemeiner und orthodoxer Glaube ihm einen göttlichen Ursprung zuschreibt, ja für ewig und unerschaffen hält, und, wie einige sich ausdrücken, als etwas ansieht, das sogar in dem göttlichen Wesen übrig ist; wie sie denn behaupten, daß die erste Abschrift desselben auf einer großen dicken Tafel von Ewigkeit vor dem Throne Gottes gewesen sey; daß eine von dieser Tafel entlehnte, und in ein papiernes Buch geschriebene Abschrift desselben durch den Engel Gabriel in dem Monate Ramadan in den untersten Himmel geschickt worden, und daraus habe ihn Gabriel stückweise, theils zu Mekka, theils zu

Medina

Medina zu unterschiedenen Zeiten binnen drey und zwanzig Jahren, nachdem es die Beschaffenheit der Sache erfordert, offenbaret; wobey er inzwischen ihm, dem Mohamed zu seinem Troste, jährlich einmal ganz gezeiget, welches Exemplar einen seidenen und mit Gold und Edelsteinen aus dem Paradies gestickten Band gehabt haben soll.

Sie sagen: es wären wenig Kapitel vollständig, sondern die meisten stückweise offenbaret, und nach und nach durch des Propheten Amanuensis niedergeschrieben worden. Man hält insgemein die fünf ersten Verse des 69sten Kapitels für dasjenige Stück, so zuerst offenbaret worden. Nachdem die neuoffenbarten Stellen aus dem Munde des Propheten nieder geschrieben waren, so wurden sie seinen Anhängern bekannt gemacht, deren einige sie abschrieben, die meisten aber nur dem Gedächtnisse anvertraueten. Die Urschriften warf man unter einander ohne Bemerkung der Zeitordnung in einen Kasten, und daher kömmt es, daß man die Zeit der Offenbarung vieler Stellen nicht angeben kann.

Abubeker, der Nachfolger Mohameds, ordnete diese vermeynten Offenbarungen, indem er nicht nur diejenigen, die aufgeschrieben waren, sondern auch diejenigen, welche er auswendig gelernt hatte, sammlete; und gab diese vollstän-

ständige Abschrift der Hasfa, Tochter des Omar, und einer Wittwe des Propheten, zur Verwahrung.

In dem 30sten Jahre der Hedschra (Hegira) ließ der Kalif Othman, der die großen Abweichungen der in den unterschiedenen Provinzen des Reichs befindlichen Abschriften des Korans wahrgenommen, sehr viele aus des Abubekers seiner abschreiben; welche in die Provinzen ausgestreuet, und die alten verbrannt und unterdrückt wurden.

Es giebt unterschiedene Hauptausgaben, oder alte Abschriften des Korans; deren sind zwey zu Medina bekannt gemacht und gebraucht worden, die dritte ist zu Mekka, die vierte zu Kufa, die fünfte zu Baßra, die sechste in Syrien, die siebende heißt die gemeine Ausgabe.

Unter diesen Ausgaben besteht die erste aus 6000, die andere und fünfte aus 6214, die dritte aus 6219, die vierte aus 6236, die sechste aus 6226, und die letzte aus 6225 Versen; aber sie sollen einerley Anzahl Worte, nemlich 77,639, und einerley Anzahl Buchstaben, nemlich 323,015 enthalten; denn die Mohamedaner haben, wie die Juden, sogar die Worte und Buchstaben ihres Gesetzes aus Aberglauben gezählet; ja sie haben sich die Mühe

ge-

genommen, auszurechnen, wie vielmal jeder Buchstabe des Alphabets in dem Koran vorkommt.

Es giebt so viele Auslegungen über den Koran, sagt Herbelot, daß man ein großes Buch mit den bloßen Titeln derselben anfüllen könnte. Ben Oschair hat davon eine genugsam ausführliche Geschichte unter der Aufschrift Tarikh, Ben Oschair geliefert. Alle diese Auslegungen heißen Tassir, aber jede derselben hat insgemein einen besondern Titel. In diesem Werke werden viele solche Schriftsteller angezeigt. Bridhavi, Thaalebi, Zamackschari und Bakai sind die vornehmsten: denen man den Hußain Vaez beyfügen kann, welcher den Koran in persischer Sprache sehr gelehrt und zierlich umschrieben, und erläutert hat. Salemi oder Selma hat ihn in seiner Schrift Al-Hakaik durchgehends allegorisch erklärt.

Die Mohamedaner haben solche Hochachtung für den Koran, daß sie sich nicht unterstehen, solchen anzurühren, ohne sich vorher gewaschen, oder auf eine gesetzliche Weise gereinigt zu haben; und um zu verhüten, daß sie solches nicht aus Unachtsamkeit thun mögen, so pflegen sie die Worte: Lasset es nur die Reinen berühren, auf die Schale des Korans, oder an ein daran hängendes Stückchen Pergament zu schreiben. Sie lesen ihn mit grosser

Sorgfalt

Sorgfalt und Ehrerbietung, und halten ihn niemals unter ihrem Gürtel. Sie schwören bey demselben, ziehen ihn bey den wichtigsten Gelegenheiten zu Rathe, nehmen ihn mit in den Krieg, sticken dessen Sprüche in die Fahnen, schmücken ihn mit Gold und Edelgesteinen, und verstatten wissentlich den Besitz desselben keinem, der andere Grundsätze heget. —

Kornely (Mad.)

Diese Frau spielte in England eine sehr merkwürdige Rolle, und man kann von ihr mit Wahrheit sagen, daß sie zum großen englischen Luxus der neuesten Zeit sehr viel beygetragen hat; und noch ausserordentlicher ist es, daß diese Person, die in der Sittengeschichte eines mächtigen Volks Epoche gemacht hat, jezt in Dürftigkeit schmachtet. —

Sie war eine Teutsche von Geburt; kam vor einigen zwanzig Jahren nach London, und zwar in einem Alter, wo ein Frauenzimmer nicht mehr auf Eroberungen rechnen kann; auch hatte ihr die Natur alle äusserlichen Reize dazu versagt, überdem redete sie keine Sprache. Tyroler Teutsch und sehr gebrochenes Französisch war alles, was ihre Zunge zu Markt bringen konnte.

Wer hätte nun wohl glauben sollen, daß eine solche Person fähig seyn würde, bey einer ernsthaften und eigensinnigen Nazion den Ton anzugeben? Sie selbst ließ es sich nie träumen. Ein nothdürftiger Unterhalt war das Ziel ihrer Wünsche. Diesen zu erlangen sah sie kein anderer Mittel, als eine sehr mittelmäßige, oder vielmehr verlorne Stimme dem londner Pöbel zum Besten zu geben.

Sie vereinigte sich daher mit drey andern Spielleuten, und gab sogenannte Konzerte, wofür die Person 1 Schilling *) bezahlte. Sie hatte dabey Zulauf; nun vermehrte sie ihre Spielgesellen und erhöhete den Preis.

Das Glück machte sie bald nachher mit einer vornehmen Dame bekannt, die durch ihre Talente hingerissen wurde; denn, konnte diese Frau gleich weder singen, noch gehörig reden, so besaß sie doch viel Verstand, einen sehr feinen Geschmack, und war unerschöpflich an Erfindungen. Sie machte einen Entwurf, zum Vergnügen des Adels prachtvolle Feste zu geben, dergleichen man nie in Europa für Geld gesehen hätte, und sie hielt Wort. —

Der

*) Ungefähr 7 gute Groschen Leipziger Geld, oder 30 Kreuzer Reichsgeld.

Der Plan wurde genehmigt, und zwölf Damen vom ersten Range nahmen es über sich, bey dieser Unternehmung zu präsidiren. Madame Kornely miethete hiezu ein sehr großes und schönes Haus, und ließ es fürstlich möbliren. Die Vergnügungen in demselben bestanden in Konzerten, Bällen und Maskeraden. Niemand als Subskribenten wurden dazu gelassen, und diese mußten erst von einer der Präsidentinnen eine schriftliche Einwilligung bringen; sodann durften sie aber nicht weniger als zwölf Billets nehmen, die Anfangs nur 6 Guineen *) kosteten, aber endlich bis auf 9 stiegen.

Im ersten Jahre hatte sie schon 2700 Subskribenten. Hiezu kam noch, daß man ihr alle Jahre den Stiftungstag ihres Instituts ganz nach ihrem Gefallen zu feyern erlaubte. Dieses geschah denn vermittelst einer Maskerade, wozu Jedermann ohne Unterschied den Zutritt hatte. Das Billet kostete alsdann zwey Guineen, wofür aber auch um zwey Uhr nach Mitternacht eine herrliche Mahlzeit gegeben wurde. Mehr als einmal sind an einem solchen Tage 8000 Billets verkauft worden.

Keines dieser Feste war dem andern gleich, denn hier zeigte sich das erfindungsreiche Genie

*) Eine Guinee ist ohngefähr 11 Gulden Reichsgeld nach dem 24 Gulden Fuß.

dieser Frau auf eine bewundernswürdige Weise. Man sahe hier illuminirte Säulengänge und Triumphbogen, Säle in Gärten verwandelt, mit Orangerien und Springbrunnen geziert, labyrinthische Blumenbeete, transparente Gemälde und Innschriften, Treppen und Zugänge mit farbigen Lampen und Guirlanden festonartig geschmückt; amphitheatralisch-gestellte Eßtafeln; eine Reihe von Zimmern, deren jedes vollkommen nach dem Kostume eines fremden Volks aufs prächtigste möblirt war; persianisch, indisch, chinesisch u. d. gl.

Bey allem diesen herrschte eine Ordnung, die den Glanz der Feste noch mehr erhöhte. Am Stiftungstage brannten in den Sälen und Zimmern gewöhnlich 9000 Wachskerzen, und auch diese mußten durch mannichfaltige Stellungen und Figuren das Auge ergötzen. Die Fee dieses Zauberpallastes wußte von keinem Geldgeiz, nur Ehrgeiz war ihre Leidenschaft; sie fand sich durch den ausserordentlichen und allgemeinen Beyfall belohnt, den ihr selbst solche Personen in vollem Maaße zollten, die den herrlichsten Festen unsers Welttheils beygewohnt hatten. Anstatt also sich Schätze zu sammeln, hatte sie vielmehr ungeheure Schulden. Wenn sie 10,000 Pfund Sterling bezahlte, so ließ sie dafür 30,000 auf neue Rechnung schreiben. Alles wurde angewandt, die Pracht ihres Hauses

ses zu vermehren, die auch endlich königlich war.

Dieser gränzenlose Aufwand aber hatte für sie die unangenehmsten Folgen. Sie wurde mehr als einmal in Verhaft genommen, und immer wieder von ihren Beschützerinnen befreyt. Doch dieses diente zu nichts, denn ihre Schulden wuchsen, ungeachtet der überaus großen Einnahme, beständig an. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn sie an einen einzigen Mann für gelieferte Wachskerzen 13,000 Pfund Sterling schuldig war. Sie wurde endlich nach der Kingsbench gebracht; ihre Feste dauerten indessen doch fort, und zwar war sie in Begleitung eines Gerichtsdieners bey allen zugegen.

Man denke sich die höchst sonderbare Lage einer Person, die tausend Herzen vergnügt machte, sich an ihren Ergötzlichkeiten labten, allgemeine Bewunderung einsog; allein immer den nächsten Morgen darauf ihren prächtigen Pallast wieder verlassen, und nach dem Gefängniß wandern mußte.

So gieng es eine Weile; da aber durch diese ihre Abwesenheit die Anordnungen bey ihren Lustbarkeiten wegfielen, der Mangel an vielen Dingen die Stelle des Ueberflusses einnahm, und keine Hofnung einer Aenderung vorhanden

war, so hörten diese glänzenden Vergnügungen nach und nach auf. Die Gläubiger theilten sich in das, was da war, das Haus wurde vermiethet, und Madame Kornely kam los. Sie lebt jezt von den Wohlthaten ihrer Beschützer, nachdem sie mehr als zwölf Jahr lang den Engländern Unterricht im Luxus gegeben, und von ihnen die ehrenvolle Benennung: Kaiserinn des Geschmacks erhalten hatte. —

Kosaken.

Diese jezt so berühmten Völker waren anfänglich nichts als eine Bande Räuber, die aus einem wilden barbarischen Volke, meistens Bauern aus den Provinzen in dem polnischen Rußland, Volhinien und Podolien bestand. Nachdem diese ihr Vaterland verlassen hatten, ließen sie sich auf einigen Inseln des Dniepers unter Kiow nieder, und lebten daselbst von Rauben und Plündern. Sie bekamen ihren Namen von ihrer Geschwindigkeit, weil das Wort Koßa in der polnischen Sprache diese Bedeutung hat.

Sie machten sich besonders durch ihre Geschicklichkeit bekannt, durch die vielen kleinen Inseln, die in der Mündung des Dniepers liegen, zu fahren. Ihre Räubereyen wurden

den türkischen Galeeren auf dem schwarzen Meere in kurzem schrecklich, wie sie denn auch für Natolien selbst furchtbar wurden, indem sie nicht allein Trebisond und Sinope plünderten, sondern auch die Vorstädte von Konstantinopel beunruhigten, und mit ihren Gefangnen und dem Raube wieder in ihre Wohnungen zurück giengen.

Der Ruf von ihren Thaten gegen die Türken machte sie bey den Polen so berühmt, daß Stephan Bathori, König von Polen und Fürst in Siebenbürgen, weil er glaubte, daß diese Kosaken der polnischen Krone nicht allein wider die Einfälle der benachbarten krimmischen Tartarn nützlich seyn, sondern auch die polnische Armee, die meistens aus Reuterey bestand, verstärken und fürchterlicher machen könnten, wenn sie durch eine so beträchtliche Anzahl von Fußvolk verstärkt würde, sich entschloß, diese herumschweifenden Soldaten in Zucht und Ordnung zu bringen; welches er auch dadurch bewerkstelligte, daß er ihnen viele Freyheiten ertheilte, und ihnen einen General aus ihrer Mitte gab, welchen sie Hetmann nennen, und der die Gewalt hat, seine Offiziers zu ernennen.

Nachdem er also ein Korps aus ihnen gemacht hatte, gab er ihnen die Stadt Techimerow am Dniester mit allem dazu gehörigen

Lande ein, die sie zu ihrem Hauptsitze, und zur Residenz ihres Hetmanns machten. Dadurch wurde also der große Strich Landes, der sich am Dniester von Bar, Braklaw und Kiow bis an das schwarze Meer erstreckt, ein bevölkertes, mit kleinen und großen Städten angefülltes Land, welches jezt die Ukraine *) genannt wird.

So wie nun dieses Korps der polnischen Krone, indem es ihre Gränzen auf dieser Seite wider die Streifereyen der krimmischen Tartarn deckte, große Dienste that, so ward es auch einige Zeit hernach sehr gefährlich für sie, indem es verschiedenemal die Waffen wider die Republik ergriff, wozu verschiedene große Polen Anlaß gaben, deren Bauern, ihre Vasallen, niemals gezwungen werden konnten, so lange die Kosaken ihre Freyheiten genossen, weil täglich so viele Bauern zu ihnen übergiengen, daher sie die Kosaken dem Könige als gefährlich vorstellten.

Es ward also beschlossen, an einem Orte, der Kudak heißt, auf einer Spitze Land, die der Fluß Swamer macht, wo er in den Dnieper fällt, eine Festung anzulegen, weil dieser Ort

*) Dies Wort bedeutet in der polnischen Sprache Gränzen.

Ort seiner Lage nach bequem war, die Kosaken im Zaum zu halten, indem er nicht weit von dem Orte lag, wo sie sich gemeiniglich versammelten. —

Die Kosaken, die die Absicht der Pohlen merkten, waren nicht Willens, sich den Zaum über den Kopf werfen zu lassen, und nachdem sie 200 Mann, die unter dem Kommando eines Obersten, bis die Festung fertig seyn würde, zurückgelassen worden, geschlagen hatten, brachten sie ein beträchtliches Korps Truppen zusammen, den polnischen General an seinem Vorhaben zu hindern, und von dieser Zeit an gab es beständig Zwistigkeiten und Kriege zwischen den Polen und Kosaken.

Während dieser Unruhen begaben sich viele Kosaken mit ihren Familien an den Fluß Don oder Tanais, und ließen sich zwischen dem Don und der Wolga nieder, wo sie lange Zeit von ihren Räubereyen auf der Wolga lebten.

Nachdem sie im Jahr 1653 von den Polen ziemlich unter das Joch waren gebracht worden, so vereinigten sie sich das folgende Jahr mit den Russen, und nahmen durch ihren Beystand die Städte Smolensko und Wilna weg, so daß man es hauptsächlich der Tapferkeit der Kosaken zu danken hatte, daß die Provinzen Smolensko, Kiow u. s. w. mit dem

russischen Reiche verbunden, und ihm in dem oliviſchen Frieden 1660 bestätigt wurden.

Um diese Zeit begaben sich die Kosaken überhaupt unter russischen Schutz, und werden noch durch die Namen der Ukrainer und Doniſchen Kosaken unterschieden; die erstern dienen meistens zu Fuße, die letztern aber alle zu Pferde.

Die Kosaken sind überhaupt groß, stark, gesetzt und besonders lebhaft; sie sind auch bis zur Verschwendung freygebig, indem sie den Reichthümern keinen großen Werth beylegen, aber große Liebhaber von ihrer Freyheit, die sie als eine schätzbare Sache ansehen. Sie sind verwegen, unermüdet, tapfer, aber große Trunkenbolde und betrügerisch. Ihr Hauptgeschäfte ist Jagen und Fischen, doch legen sie sich auch auf den Ackerbau und die Waffen; ihre Sprache ist ein Dialekt, der russischen und pohlnischen Sprache, aber feiner uud angenehmer, als eine von beyden; sie bekennen sich zu der griechischen Religion, wie sie in Rußland eingeführt ist *). —

---

*) Siehe Bruce Reisen.

Kreuz.

Jesus Christus ist an ein Kreuz geschlagen worden, und daran gestorben. Die Juden und Heiden nahmen daher in den ersten Zeiten Gelegenheit, seine Jünger damit zu beschimpfen, welche sich doch im Gegentheil einen Ruhm daraus machten; immaßen sich doch niemals ein Christ des schimpflichen Todes seines Herrn und Heilandes geschämt hat.

Kurz darauf wurde nach und nach das Kreuz der Christen allgemeines Feldzeichen. Zum Unglück aber liessen sich falsche Priester zu Sinne steigen, die Verehrung, so man gegen das Kreuz erwiese, zu misbrauchen, welches doch ein Denkmal des Leidens unsers Herrn seyn und bleiben sollte, auf dem unsere Hofnungen ruhen, und daraus die Quelle alles unseres Trostes entspringen muß.

Sie wendeten dasselbe zu Heilung der Kranken an, sie trieben die Teufel damit aus, und gebrauchten solches zu allerhand Wunderwerken. Diese Täuscherey schlich sich dergestalt ein, daß endlich alles mit dem Zeichen des Kreuzes erfüllet wurde, Hausrath, Kleider, mußten von der Hand des Mahlers, des Bildhauers und des Stickers damit ausgeziert werden. Viele Geistliche gaben vor, sie besäßen ein Stück von dem Kreuz, an dem unser Heiland gelitten ha-

be; ja man verkaufte davon einen Vorrath, der zu mehr als 6 Kriegsschiffen von der Linie hinlänglich gewesen wäre; und überhaupt wurde das Kreuz der Grund zu vielerley Aberglauben. —

Auf solche Art wurde zwar das Kreuz, als eine an sich unschuldige Sache, sehr gemißbraucht; allein dieses berechtiget dennoch die Protestanten, besonders die Reformirten, nicht, alles was nur diesem Werkzeuge des Todes unsers Heilandes ähnlich sieht, zu verachten, oder zu mißhandeln, so wie man es für eine sehr schlechte Verehrung des Andenkens eines tugendhaften Fürsten ansehen würde, wenn man seine Bildsäulen und Bildnisse, oder alles dasjenige, was uns seine erzeigte Wohlthaten erinnerlich machte, womit er das menschliche Geschlecht beseeliget hat, verachten, mißhandeln, oder zernichten wollte. —

Kreuzzüge.

So werden die Unternehmungen der Christen wider die Ungläubigen, welche auf die Eroberung des heiligen Landes abzielten, genennt; weil die Mitglieder derselben Kreuze auf ihren Kleidern und in ihren Fahnen trugen. Man zählet acht solche heilige Kriege.

Der

Der erste erfolgte 1096 auf Anhalten des griechischen Kaisers und Patriarchens zu Jerusalem. Der Eremite Peter, so das Kreuz predigte, ward zum General des Kriegsheers bestellt. Die Prinzen so sich dabey einfanden waren: Hugo Graf von Vermandois und Philipp, König von Frankreich; Robert Herzog von der Normandie; Robert Graf von Flandern; Raimond Graf von Toulouse und St. Gilles; Gottfried von Bouillon Herzog von Lothringen, nebst seinen Brüdern Balduin und Eustachius, Stephan Graf von Chartres und Blois; Hugo Graf von St. Paul, und eine große Menge anderer Herren. Der Versammlungsort war zu Constantinopel. In diesem Feldzuge eroberte der berühmte Gottfried Nicäa.

Das vereinigte Kriegsheer nahm Jerusalem ein, und Gottfried ward zum König erwählt. Die Christen gewannen die berühmte Schlacht bey Askalon wider den egyptischen Sultan, und dieses war der Beschluß des ersten Kreuzzugs.

Die Anführer des andern Kreuzzugs 1188 waren der Kaiser Konrad III. und Ludwig VII. König von Frankreich. Das Kriegsheer des Kaisers ward entweder von dem Feinde aufgerieben, oder gieng durch die Verrätherey, des griechischen Kaisers Manuels verlohren; und

und das andere Kriegsheer ward durch die Treulosigkeit der Syrischen Christen genöthigt, die Belagerung von Damaskus aufzuheben.

Der dritte Kreuzzug folgte 1188 auf die Einnahme Jerusalems durch den egyptischen Sultan Saladin. Die dabey befindlichen Prinzen waren der Kaiser Friederich Barbarossa, Friedrich Herzog von Schwaben, sein 2ter Sohn, Leopold Herzog von Oesterreich, Berthold Herzog von Mähren, Hermann, Markgraf von Baaden, die Grafen von Nassau, Thüringen, Meissen und Holland; und über 60 andere Reichsfürsten; nebst den Bischöffen von Besanzon, Cambray, Münster, Osnabrück, Meissen, Passau, und unterschiedenen andern. In diesem Feldzug schlug der Kaiser Friederich den Sultan von Ikonium; aber sein Sohn Friedrich, der zu dem Guy Könige von Jerusalem stieß, belagerte Ptolemais vergeblich. Während diesem Vorfall vereinigte sich Philip August, König von Frankreich und Richard II. König von Engeland mit den Kreuzfahrern; wodurch das christliche Kriegsheer auf 300,000 streitbare Soldaten anwuchs; aber die großen Streitigkeiten zwischen den Königen von Frankreich und England machten, daß der erstere das heilige Land verließ und der andere mit dem Saladin Friede machte.

Dem vierten Kreuzzug unternahm der Kaiser Heinrich VI. 1195 nach Saladins Tod. In diesem gewannen die Christen unterschiedene Schlachten gegen die Ungläubigen, eroberten viele Städte, und befanden sich auf der Bahn des Glücks, als der Tod des Kaisers sie nach Teutschland rufte.

Den fünften Kreuzzug veranstaltete Innozentius III. 1198, diejenigen, so solchen unternahmen, machten vergebliche Versuche in Eroberung des heiligen Landes: Denn obwohl Johann de Neule, der die holländische Flotte regierte, bald nach dem Simon von Montfort, Renard von Dampiere und andern zu Ptolomais anlandete; so ward doch, weil die Pest viele aufrieb, und der Ueberrest entweder wieder heimgieng, oder in den kleinen Scharmützeln der christlichen Fürsten umkam, nichts ausgerichtet; daß folglich der Sultan von Aleppo ihr Kriegsheer 1204 leicht schlagen konnte.

Der sechste Kreuzzug nahm 1228 seinen Anfang; in welchem die Christen die Stadt Damiata einnahmen, aber auch wieder verlassen musten. In dem folgenden Jahre schloß der Kaiser Friedrich mit dem Sultan auf 10 Jahre Friede; um 1240 kam Richard Graf von Kornwall und Bruder, Heinrichs III. Königs von England an der Spitze der englischen Kreuzfahrer nach Palästina; aber da er

den Frieden am vortheilhaftesten fand, so gieng er wieder nach Italien zurück, 1224 brachen die Korasanier, so von den Tartarn aus Persien verjagt worden, in Palästina ein, und überwanden die Christen bey Gaza in einer Hauptschlacht.

Den siebenden Kreuzzug führte der heilige Ludwig 1249 an, und eroberte Damiata: aber die unter dem christlichen Kriegsheere eingerissene Krankheiten nöthigten den König zur Rückkehr: auf welcher ihn die Ungläubigen verfolgten, die meisten Soldaten erbärmlich niederhieben, und den Adel gefangen bekamen. Hierauf wurde ein Stillstand auf zehn Jahre errichtet, und der König nebst den Standespersonen losgelassen.

Eben dieser König führete 1270 den achten Kreuzzug an, und bemeisterte sich des Haafens und Schlosses zu Carthago in Afrika; starb aber bald und hinterließ sein Kriegsheer in einem schlechten Zustande. Nachdem bald hierauf der König von Sizilien mit einer guten Flotte anlangte, und sich mit Philip dem Kühnen, Ludwigs Sohn und Nachfolger vereinigte; so verlangte der König von Tunis, der in allen Treffen mit den Christen war geschlagen worden, Frieden, welcher für die Christen vortheilhaftig eingerichtet wurde; worauf beyde Könige in ihre Reiche zurück giengen.

Der

Der englische Prinz Eduard, der nach Tunis kam, da dieser Friedensschluß geschah, segelte mit 300 Engländern und Franzosen nach Ptolomais, und hinderte den Bandokdar an der Belagerung dieses Orts: allein er ward genöthiget wieder zurück zu gehen, und die Krone von England in Besitz zu nehmen, und solchergestalt ward dieser Kreuzzug ohne Beförderung der Einnahme des heiligen Landes geendigt. 1291 eroberte und plünderte der egyptische Sultan Ptolemais und vertrieb die Christen völlig aus Syrien. Seitdem haben die Kreuzzüge aufgehört, obwohl unterschiedene Päbste, insonderheit Nikolaus der IV. 1292 und Klemens V. 1311 die Christen dazu zu reizen sich bemühet haben.

Die Kreuzzüge waren eine Begebenheit, die zur Bereicherung der Kirche viel beytrug; die Menschen wurden von einem solchen Eifer zu Unternehmungen gegen das heilige Land begeistert, daß sie mit Vernachläßigung alles Andenkens ihrer Weiber, Kinder und Güther, sich zu diesem Dienste begaben, alles verkauften und über die See reiseten. Von dieser Unempfindlichkeit blieb so gar das zärtere Geschlecht nicht frey, indem es ohne Bekümmerniß für seine Kinder oder Familie sein Vermögen veräusserte, um diese heilige Kriege zu befördern. Die Päbste erklärten sich in ihren

Breven für die Beschützer aller Kreuzfahrer, und die Kirchen zogen alle aus den Vormundschaften und Vertretungen für Wittwen und Unmündige entstehende Nutzungen. Manchmal wendeten die Päbste die zu dem heiligen Kriege bestimmten Rüstungen zu Unternehmungen an, welche auf die Vermehrung der kirchlichen Einkünfte abzweckten. Hierzu können wir die reichliche Beysteuer des andächtigen Volks rechnen, welches unfähig war, persönlich in diesen Kriegen zu dienen; wie auch die Stiftung der gottesdienstlichen Kriegsorden, deren Absicht war, den Tempel zu Jerusalem zu bewahren, Pilgrimme zu beschützen, und wider die Sarazenen zu fechten, welche alle in sehr kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer erwarben. Endlich wurden die Päbste durch die Kreuzzüge sehr mächtig, denn sie befahlen den Prinzen, sich diesen Unternehmungen zu unterziehen; behielten durch ihre Legaten die oberste Macht ihre Kriegsheere zu regieren in Händen, und waren einigermassen die obersten Gebieter aller Kreuzfahrer. — Dies waren die Früchte von so viel unnütz vergossenem Blute einiger Jahrhunderte! —

Krieg.

Dieser ist zwar der gerade Weg nicht, die Wohlfahrt des Staats zu verschaffen, er ist vielmehr als ein nothwendiges Mittel anzusehen, zu dem man endlich greifen muß, wenn man seine Absichten durch gelindere Wege nicht durchsetzen kann.

Des Kriegs unentbehrliche, aber auch schreckliche Folgen für die Menschheit sind Verheerungen des Landes, und Ströme Bluts, welches vor der Zeit aus den Adern der Bürger fließt. —

Die Eroberungen Alexanders des Grossen machten Mazedonien und Griechenland nicht blühend, sie entblößten beyde Länder vom Volke und Reichthum. — Die großen Kriege Ludwigs XIV. entvölkerten Frankreich ohne Beyspiel; man traf zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen 20 und 40 Jahren kaum eine Mannsperson mehr an. —

Die Schweden empfinden die Wunden heut zu Tage noch, die ihnen Karl XII. durch seine 18 Jahre langen Kriege zugefügt hat. Im letzten siebenjährigen teutschen Kriege sah man in vielen Provinzen Brandenburgs statt Männer, Weibsbilder hinter dem Pfluge hergehen, und nur ein Friedrich konnte durch wohlangebrachte Bevölkerungsmittel seinen Ländern in funf-

zehnjährigen Friedensjahren wieder zu dauerhaften Kräften verhelfen. —

Doch, wenn es die äusserste Nothwendigkeit erheischt, so greift man zu den Waffen, und beschützt den Staatskörper wider alle Macht, man fodert von dem einmal gedemüthigten Feinde die Früchte des Siegs. —

Ich habe mit Fleiße gesagt: „wenn es die äusserste Nothwendigkeit erheischet“, weil man leider sieht, daß die meisten Kriege durch den Stolz der Mächtigen angefacht werden. — Die Fürsten, welche gewöhnlich von Kindheit an gewohnt sind, daß sich alles vor ihnen beuget, bilden sich ein, daß der Staat um ihrentwillen vorhanden ist, und es giebt wenige, denen man jemals gesagt hat, daß sie für den Staat vorhanden sind. Nach diesem Grundsatze glauben sie, daß das Blut der Menschen zur Erreichung ihres vermeinten Ruhms, und zur Besprengung der Lorbeeren, womit sie sich krönen, am besten angewandt werde. — Sie greifen einen Platz an, wobey 30,000 Menschen umkommen müssen, damit sie ihn nur einnehmen können. Allein was hilft den Unterthanen die Einnahme dieser Stadt? Ganz und gar nichts. Ihr König wird zwar dadurch mächtiger; aber werden sie wohl deswegen glücklicher seyn? —

Was half es den Franzosen, daß ihr Monarch dem Könige Wilhelm III. den Krieg ankündigte? Die Engländer wollten keine Stuarts mehr haben. Was für Recht hatte Frankreich sich darein zu mischen? Es ist wahr, Ludwig XIV. wollte die Ehre haben, Jakob II. wieder auf den Thron zu setzen, und dadurch den Titel eines Rächers der Könige zu erlangen. Betrachtet man die Sache ohne Partheylichkeit, so sieht es höchst lächerlich aus, daß ein Fürst einen Theil seiner Unterthanen für einen andern aufopfert, der den Thron, den er durch seine Schuld verlohren hatte, selbst mit so vieler Gleichgültigkeit ansah, daß er nach erhaltener Nachricht von dem zu seinem Nachtheil geschlossenen Frieden ausrufen konnte: „Gottlob! nun werden wir doch wieder schöne englische Pferde bekommen können.“

Wie leicht wäre es euch, ihr Mächtigen Europens! das Ungeheuer des Kriegs auf ewig in Fesseln zu legen! vereiniget euch alle wider den, der die Rechte der Völker verletzt, der, von einem unsinnigen Ehrgeize verblendet, ein Stöhrer des Friedens seyn will; erinnert ihn daran, daß er das Bild der Gottheit auf Erden seyn müsse, wenn er diesen blinden Gehorsam, diese freywillige Aufopferung von so viel tausend Freyheiten der Menschen verdienen will; und fährt er fort, als ein Berauschter seinen

unruhigen Begierden, seiner aufwallenden Hitze, allein Gehör zu geben, verwirft er den Rath der Weisheit, so wendet alle eure Waffen wider ihn, und setzet dem Volke einen andern zum Richter. Gewiß, dies wäre das einzige Mittel, das Projekt des guten Abts St. Pierre zur Wirklichkeit zu bringen. Ein übelschmekkendes Präservatif, aber das Sicherste, für die gefährlichste aller Krankheiten. — —

Kriegslisten.

Zu dem oft nothwendigen Uebel des Kriegs, sind einem kommandirenden General auch die Kriegslisten besonders nothwendig. — Unter den Alten haben nur Frontinus und Polian nus von den Kriegslisten geschrieben. Ersterer aber ist dem letzteren wegen der Methode, die in seinem Werke herrschet, weit vorzuziehen, und daher sehr zu empfehlen. —

Es wird nicht undienlich seyn, die alten und neuern Kriegslisten mit einander zu vergleichen. Hier sind einige Beyspiele:

Als Fabius Maximus besorgte, seine Leute möchten nicht mit dem gehörigen Muthe kämpfen, wenn sie sich in ihren Schiffen auf einen sichern Rückzug verlassen könnten, so ließ er vor der Schlacht alle Schiffe verbrennen.

Wil-

Wilhelm der Eroberer ließ, wie man sagt, seine ganze Flotte in Brand stecken, als er in England ans Land stieg. Ferdinand Kortez, nachdem er in Mexiko angekommen war, und sich von einer Menge Feinde, und mißvergnügten, oder aufrührischen Soldaten umgeben sah, ließ seine Schiffe in Stücken hauen, um seine Leute zu zwingen, daß sie ihm getreu dienen sollten, und sie in die Nothwendigkeit zu versetzen, entweder zu überwinden oder zu sterben.

In der Schlacht, welche Tarquinius den Sabinern lieferte, stritt die Spitze der Armee nicht mit der gehörigen Tapferkeit. Servius Tullius ein noch sehr junger Römer, warf eine Fahne in die ersten Glieder der Feinde; und die Römer schlugen sich mit solcher Tapferkeit darum, daß sie mit der Fahne zugleich den Sieg erhielten. — In der ersten Schlacht bey Freyburg 1644 sah der große Konde' seine Soldaten bestürzt, unbeweglich, und an den Sieg verzweiflend stehen; er warf seinen Kommandostab in die Verschanzungen der Bayern, wodurch er seinen Truppen anzeigte, daß man entweder zu Grunde gehen, oder den Kommandostab erobern müßte. Auf dieses Zeichen drangen sie Haufen weise in die Verschanzungen ein, und überwanden.

Als die Einwohner von Thegea Haufenweise aus der Stadt kamen, ein Fest der Minerva zu feyern, ließ Aristippus der General der Lazedämonier, verschiedene Lastthiere mit Strohsäcken beladen, und durch seine Soldaten, die man für Kaufleute hielt, in die Stadt bringen, ohne daß jemand was übles argwöhnte, bis entlich diese den Lazedämoniern die Thore öfneten. — Mit dieser Begebenheit wollen wir die im Jahr 1702 von den Bayern vorgenommene Ueberrumpelung Ulms vergleichen, und sie aus der von Limiers verfaßten Geschichte Ludwigs XIV. hersetzen.

Als der Churfürst von Bayern entschlossen war, die Stadt Ulm zu überrumpeln, schickte er einen verkleideten Offizier hin; da dieser nun beym Gänsethor, wo die Bauern alle Morgen mit Lebensmitteln hinein giengen, alles wohl ausgekundschaftet hatte, ließ er 40 ausgesuchte Offiziers in Bauern, und Bauerweiber verkleiden, gab ihnen Körbe mit Früchten, Eyer ꝛc. jeder hatte statt der Waffen kleine Pistolen, Bajonetten, und zwo Granaden. Diese kamen zur bestimmten Zeit unerkannt in die Stadt. Das Signal war, daß einer von ihnen beym Hinausgehen den Huth auf eine gewisse Art aufsetzen sollte.

Da alles bereit war, wurden in der Nähe 600 Dragoner in ein kleines Gehölz zum Hinterhalt

terhalt beordert; etwas weiter mußten sich zwey Regimenter von den nemlichen Truppen, nebst 200 Grenadier, und eben so vielen Fusilieren lagern. Herr Peckmann Gardelieutenant des Churfürsten von Bayern, ließ die verkleideten Bauern anrücken. Als sie auf ihren bestimmten Posten kamen, ließ er ein Beil fallen, welches das Signal zum Angrif war; alsogleich bemächtigte man sich der Thorwache, und entwafnete sie. Die in Weiber verkleideten Offiziers bemächtigten sich der Schildwachen, um allen Lärmen zu verhindern. Die Thorwache, welche aus 25 Mann bestund, wurde in das Wachhaus versperrt, und nur einer von ihnen umgebracht, um die andern in Furcht zu erhalten. Zugleich kamen die Offizier die noch in der Stadt waren, zum Thore, und bemächtigten sich eines Thurms wo eine Wache war. Auf das gegebene Zeichen erschienen die im Hinterhalte gelegenen Dragoner mit bewafneter Faust, überstiegen den Wall, eroberten das Arsenal und 5 Basteyen. Die Garnison eilte herzu, allein sie wurde in einem Augenblick zerstreut. Die 18 Bürgerkompagnien jede zu 200 Mann, erschienen alsdenn mit ihren Fahnen, und die Weiber mit allem, was ihnen in die Hände kam, bewafnet, liefen wüthend herzu; allein ohngeachtet alles dessen erhielten die Bayern, da sie von neuen Hülfstruppen unterstützt

wurden, ihre eroberten Posten, worauf die Uebergabe erfolgte.

Nun wollen wir auch noch einige hieher gehörige Anekdoten aus der neuern Geschichte anführen:

Als während der Ligue von Kambray die Kaiserlichen sich im Jahr 1510 der Stadt Verona bemächtigt hatten, riefen die Einwohner ihre alten Herren, die Venetianer zu Hülfe, um die neuen Gebieter, mit denen sie schlecht zufrieden waren, zu verjagen. Die Anstalten wurden verrathen und das ganze Vorhaben mißlung.

Einige Tage darnach fiel die Besatzung auf eine List, um zu erfahren, wer am meisten der Republik Venedig ergeben sey, und um sie als Urheber der Verschwörung zu bestrafen. Ein Trupp von der Besatzung lief des Nachts im Tumult durch die Stadt, schlug den italienischen Marsch und schrie: Es lebe St. Marcus! Verschiedene Einwohner die sich davon hintergehen ließen, stimmten mit Jauchzen ein, und schimpften was sie konnten, auf die Teutschen. Man zeichnete in der Stille alle Häuser an, aus welchen ein solches Geschrey kam; sie wurden mit anbrechendem Tage alle geplündert, und die Besitzer davon mußten sich eben so lösen, als ob sie im Dienste des Feindes zu Gefangenen gemacht worden wären.

Als

Als bey der Belagerung von Nizz im Jahr 1552 der Kommendant sehr in die Enge getrieben war, spielte er dem Kaiser Karl V. geschickt einen Brief in die Hände, der an seinen Herrn den König in Frankreich geschrieben war, worinn er ihm einen falschen Bericht von seinem Zustande gab, und meldete, daß er in keiner Unruhe mehr sey, seitdem der Feind von einer Seite den Angriff gethan, auf welcher die Festungswerke besonders stark wären. Dieser Kunstgriff betrog die Belagerer, daß sie ihre Batterien gegen eine Seite richteten, welche weit stärker war, als die erste. Der Kommendant machte dadurch die Belagerung schwerer, und gewann Zeit, allerhand nöthige Einrichtungen zu machen.

Diese List der Belagerten trug vielleicht eben so viel bey, als ihre Tapferkeit, daß das Vorhaben des Kaisers mißlang. Es wollte dieser Kaiser das folgende Jahr sich deswegen rächen. Die Franziskaner zu Nizz hatten eine allgemeine Ordensversammlung ausgeschrieben; und es wurde dazu ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln vom Lande in die Stadt geschaft. Der Feind bediente sich der Gelegenheit, und ließ unter den mit Bier und Wein gefüllten Fässern verschiedene in die Stadt schaffen, die mit Waffen angefüllt waren. Eine beträchtliche Anzahl teutscher und spanischer Soldaten

daren schlichen sich zugleich im Franziskaner Habit in die Stadt ein. Es wurde ausgesprengt, daß die Besatzung von Thionville, die sehr zahlreich war, sich an einem bestimmten Tag vor Metz würde sehen lassen; und man glaubte, daß die Franzosen nicht ermangeln würden, einen Ausfall auf dieselbe zu thun. Der Entschluß war, in dem Augenblicke die in Franziskaner verkleideten Soldaten, nebst den Einwohnern, die zum Theil gewonnen waren, den Ueberrest der französischen Parthey in der Stadt angreifen zu lassen. Man sollte sich hierauf der Thore bemächtigen, und sie den Kaiserlichen übergeben, die schon in Bereitschaft standen. Der Kommendant aber, ein rüstiger und verschlagener Mann, hatte schon etwas geargwöhnt, und kam endlich hinter das Geheimniß. Er ließ selbst das Zeichen geben, das die Teutschen verabredet hatten, und lockte sie dadurch in eine Schlinge, die sie ihm gelegt hatten. Der ganze aus 4000 Mann bestehende Trupp teutscher Soldaten wurde zu Gefangenen gemacht, getödtet oder zerstreut.

Johann Sigismund, der sich unter den Schutz der Türken begeben hatte, bediente sich im Jahre 1564 folgender sonderbaren List, um die Stadt Jadmar in Ungarn zu überrumpeln. Er schickte starke Heerden Vieh nach der Stadt zu, welche einen so dicken Staub erreg-

ten,

ten, daß die Belagerten nichts sehen konnten. Der Kommendant ließ zwar die Ursache untersuchen, erhielt aber zur Nachricht, daß es Viehheerden wären; er hielt sich also ruhig. Nachdem aber die Heerden wieder zurück getrieben waren, stand unter dem Staube, der die Luft noch verdunkelte, eine Armee da, welche die Stadt von allen Seiten angriff. Das Schrekken war allgemein; die von aussen machten sich ohne Mühe Meister von der Stadt, und nahmen den Kommendanten nebst allen den seinigen gefangen.

Als im Jahr 1573 die Stadt Harlem bedrohet wurde, von den Spaniern eingeschlossen zu werden, hatte sie für ein Mittel gesorgt, wodurch sie Nachricht erhalten konnte, was die andern Städte zu ihrem Besten etwan thäten. Die Einwohner hatten in die konföderirten Städte Tauben geschickt, welche in der ihrigen erzogen waren. So oft man ihnen nun eine Nachricht geben wollte, band man einen von diesen Thieren einen Brief unter die Flügel und ließ es fortfliegen. Die Taube flog allemal auf Harlem zu. Die Bürger und Soldaten in dieser Stadt, da sie auf diese Weise einer baldigen und tapfern Unterstützung versichert wurden, ließen sich zu einem muthigen Widerstand ermuntern.

wie Bauern und Bäuerinnen gekleidet, mit Säcken und Körben mußten nach der Stadt gehen. Sie hatten drey Wägen bey sich, von denen der eine unter dem Thore halten sollte, und zwar so, daß man das Thor nicht wieder zuschließen könnte; auf einem andern Wagen waren Säcke mit Nüssen geladen; man band unter dem Thore einen von diesen Säcken auf, die Nüsse fielen heraus, und die Bürger, welche unter dem Thore Wache hielten, fiengen an aufzulesen, die verkleideten Soldaten machten sich sogleich über sie her, hieben sie nieder oder verjagten sie. Die von aussen versteckten 500 Mann kamen indeß dazu und drangen ein. Sie machten sich ohne Mühe Meister vom Thore, von den Wällen, und endlich von der ganzen Stadt. Man würde indeß heut zu Tage von den Bürgern zu Amiens sehr übel empfangen werden, wenn man sie fragen wollte: Was gelten die Nüsse?

Die Franzosen belagerten im Jahr 1640 Turin, und wurden selbst von den Spaniern in ihrem Lager belagert. Der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt war sehr groß. Ein spanischer Ingenieur kam daher auf den Einfall Kugeln mit Mehl zu füllen, und sie mit doppelter Ladung aus Mörsern über das Lager der Franzosen hinweg in die Stadt zu schießen.

Es unterblieb aber bald wieder, weil die Hülfe, die der Stadt dadurch geschah, nicht einmal so groß war, als der Schade, den sie verursachte.

Die Engländer hatten sich im Jahr 1694 stark gerüstet, um die französischen Seeplätze zu ruiniren. Nachdem sie mit Dieppe fertig waren, giengen sie auf Havre de Grace los. Der Kommendant dieser Festung ließ hin und wieder ausserhalb derselben Holzflöße setzen, und als das Bombardement um 9 Uhr des Abends angieng, einen nach dem andern anzünden. Die Bomben wurden alle dahin gerichtet, wenn es nicht etwan ein unverständiger Kanonier versahe, und eine Kugel in den Platz warf, in welchem kaum 5 oder 6 Häuser beschädigt wurden. Der Admiral Berkley, der sich durch den Schein betrügen ließ, zog den andern Tag wieder ab, in der Meynung, daß er nichts als Ruinen allda zurück lasse, wo man den Tag vorher eine schimmernde Stadt gesehen hatte.

Die französischen Marodeurs hatten sich im Jahr 1702 vor der Eröfnung des Feldzugs zusammen gerottet, in der Absicht, die Schenkenschanz zu überrumpeln, wohin die Einwohner des Landes alle ihre Kostbarkeiten geschafft hatten. Sie theilten sich zu dem Ende in zween Haufen, von denen der eine sich wie Holländer angekleidet hatte. Sie nahmen verschiedene

Die Spanier, als sie im Jahr 1576 aus Mastrich von den Einwohnern vertrieben wurden, blieben annoch Meister von Wyk, einem geringen Theil der Stadt, der durch die Maas von ihr abgesondert wird. Diese Verjagung schrieben sie blos ihrer Nachläßigkeit zu, und waren sogleich darauf bedacht, das verlorne wieder zu erlangen. Es waren nur einige Kanonen im Wege, die man auf die Brücke gepflanzt hatte, welche beyde Theile der Stadt mit einander verband. Um dieser Gefahr nun weniger ausgesetzt zu seyn, kamen sie auf den Einfall, die Weiber von Wyk vor sich her zu schicken. Hinter diesem Wall verborgen kamen sie glücklich auf die Brücke und schossen auf die Bürgerlos, welche, da sie sich nicht vertheidigen konnten, ohne auf ihre Anverwandten, oder wenigstens zu ihrer Parthey gehörigen Weiber zu schießen, und ihren Posten verließen, nach ihren Häusern zurück liefen, und den Spaniern das Feld überließen. Diese wurden dadurch Meister von der Stadt, ohne daß sie einige Gefahr dabey gehabt hatten.

Der Prinz Moritz von Oranien hatte im Jahr 1590 den Vorsatz gefaßt, Breda zu überrumpeln. Dieses Projekt auszuführen, beladete er ein Schiff mit Torf, welchen man in den Niederlanden statt Holz brennet. Unter diesen Torf hatte er 68 Mann Soldaten ver-

steckt,

steckt, welche von einem tapfern Offizier, Namens Heraugiers angeführt werden sollten. Das Schiff wurde visitirt, da es an die Zitadelle kam, man fand nichts als Torf, und erlaubte, ihn auszuladen, weil die Garnison ihn nöthig hatte. Es war auch Zeit, daß dieses geschah, denn das Schiff nahm so viel Wasser ein, daß die Soldaten auf den Grund desselben in Gefahr waren zu ersaufen. Einer von ihnen, der den Husten nicht unterdrücken konnte, und seine Kameraden zu verrathen befürchtete, gab ihnen seinen Degen, und bat, ihm denselben durch den Leib zu stossen. Die Matrosen aber fiengen an, mit den Pumpen zu arbeiten, und ein gewaltiges Geräusch zu machen, daß man von dem Husten nichts hören sollte, bis die Auslader fertig waren, und die Soldaten zum Vorschein kamen. Es stand der Unternehmung nun nichts mehr im Wege, und die Spanier waren überrumpelt. Thuanus.

Porto Carero, ein spanischer General, der mit einer Armee den Liguisten zu Hülfe geschickt war, faßte im Jahr 1597 den Vorsatz, Amiens zu überfallen. Er stellte zu dem Ende in einer finstern Nacht Schildwachen aus, welche alle die anhalten mußten, die auf dem Weg nach Amiens waren. Er selbst näherte sich der Stadt mit 500 Mann, die er in allen Winkeln herum versteckte. Dreyssig andere Spanier,

wie

Wege, paßten es aber so gut ab, daß sie vor dem Kastell auf einander stießen; sie griffen einander zum Scheine mit großer Hitze an; die verkleideten Holländer wichen endlich, einige fielen als todt zur Erde, die übrigen flüchteten nach dem Fort, und baten auf holländisch, daß man ihnen das Leben retten möchte. Man öfnete ihnen das Thor; sie bemeisterten sich desselben, ließen ihre Kameraden herein, und machten eine unsägliche Beute.

Der Zaar Peter I. belagerte im Jahr 1704 Dörpt, eine Stadt in Esthland. Während der Belagerung fieng er einen Brief auf, aus welchem er sahe, daß die Belagerten alle Augenblicke eine Verstärkung erwarteten. Er ließ sogleich 3 bis 4 von seinen Regimentern schwedische Uniform und Fahnen nehmen. Das vermeynte Korps Schweden griff zum Schein die Transcheen der Russen an, welche diese einige Zeit vertheidigten, worauf sie die Flucht ergriffen. Die Besatzung, die von der List nichts merkte, that einen Ausfall, um die Sache vollends zu vollenden. Die Ueberwinder und Ueberwundenen vereinigten sich sodann, fielen auf die aus der Stadt kommenden mit Ungestüm her, die sich darauf gar nicht gefaßt gemacht hatten, und richteten ein großes Blutvergießen unter ihnen an. Die kleine Anzahl von ihnen, die wieder nach der Stadt zurück kam,

war

war nicht stark genug, sie zu vertheidigen, und sahe sich bald genöthigt, zu kapituliren.

Der Herzog von Bourgogne kommandirte die Armee, welche die Belagerung von Lille im Jahr 1708 hintertreiben sollte. Er hatte eine überaus wichtige Nachricht in den Platz zu schicken, zweifelte aber, jemanden zu finden, der den Auftrag übernähme, als sich unvermuthet ein Kapitain, Namens Dübois, dazu erbot. Er war ein vortreflicher Schwimmer, und glaubte durch sieben Kanäle sicher bis in die Stadt zu kommen. Er schwamm auch wirklich durch diese Kanäle unter dem Wasser hin, ohne daß er von der Wache gehört oder gesehen wurde. Sobald er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, nahm er mit den Befehlen des Marschalls de Boufflers, der in der Stadt kommandirte, den Weg auf eben die Weise zurück. Die kühne That dieses Offiziers wurde bald überall kund, und der Prinz Eugen, der die Belagerung kommandirte, hielt sie seinen Offiziers als ein Muster des Muths, des Eifers und der Geschicklichkeit vor.

Der Autor des Pour et Contre erzählt folgenden sonderbaren und grausamen Streich der Politik des Nehemet Almehoi, Königs zu Fez, eines herrschsüchtigen, listigen und heuchlerischen Prinzen.

Er mußte gegen einige benachbarte Völker einen langwierigen Krieg führen, indem sie sich seiner Tyranney nicht unterwerfen wollten. Er erhielt verschiedene Siege über sie; als er aber nachher eine Schlacht verlor, bey welcher er seine Truppen mit einer blinden Wuth in die Gefahr gestürzt hatte, wurden sie so aufgesetzt, daß sie dem Feinde nicht mehr Stand halten wollten. Er bediente sich folgender List, um sie wieder muthig und willig zu machen. Er versammelte ins geheim eine gewisse Anzahl von seinen Offizieren, die ihm am meisten zugethan waren, und versprach ihnen ansehnliche Belohnungen, wenn sie sich auf kurze Zeit in Gräber wollten stecken lassen, als ob sie im Treffen geblieben wären; er wollte ihnen, sagte er, eine hinlängliche Oefnung lassen, um Athem holen zu können, und wenn man aus Aberglauben, den er selbst der Armee beybringen wollte, käme, und sie fragte, so sollten sie antworten, sie hätten das gefunden, was ihnen der König versprochen habe, sie genössen die Belohnung des Märtyrerthums, und alle, die ihnen nachfolgen, tapfer fechten, und im Kriege ihr Leben verlieren würden, sollten gleicher Glückseligkeit theilhaftig werden. Die Sache wurde ausgeführt, wie er sie ausgedacht hatte. Er gesellschaftete seine getreuesten Diener zu den Todten, verschüttete sie mit Erde, ließ ihnen aber ein Luftloch, durch welches sie Athem holen konnten.

Hierauf

Hierauf begab er sich ins Lager, ließ um Mitternacht die Vornehmsten der Armee zusammen kommen. „Ihr seyd, sagte er zu ihnen, Soldaten Gottes, Vertheidiger des Glaubens, und Beschützer der Wahrheit. Machet euch fertig, unsere Feinde zu vertilgen, welche auch Feinde des Höchsten sind, und glaubet, daß ihr nie eine so bequeme Gelegenheit findet werdet, euch ihm gefällig zu machen. Da sich aber unter euch Feige und Unverständige finden können, die meinen Worten nicht glauben wollen, so will ich sie durch ein großes Wunderwerk von der Wahrheit dessen, was ich sage, überzeugen. Begebet euch aufs Schlachtfeld, fraget die von unsern Brüdern, die heute ihr Leben verloren haben, sie werden euch versichern, daß sie der vollkommensten Glückseligkeit geniessen, weil sie ihr Leben in diesem Kriege verloren haben.“ Er führte sie zu gleicher Zeit selbst auf das Schlachtfeld, und rief aus allen Kräften: „O du Versammlung getreuer Märtyrer, thue uns kund, was du von den Wundern des allerhöchsten Gottes gesehen hast.“ Die versteckten Offiziers antworteten: „Wir haben von der Hand des Allmächtigen unaussprechliche Belohnungen erhalten, die kein Lebendiger fassen und verstehen kann.“ Die Anführer der Armee, die über diese Antwort erstaunten, eilten, sie in der Armee bekannt zu machen, und weckten dadurch den Muth in den Herzen aller Soldaten wieder

auf. Während daß dieses im Lager vorgieng, stellte sich der König, als ob er über dieses Wunder in eine Entzückung geriethe; er hielt sich nahe bey den Gräbern auf, und statt der Befreyung, welche seine getreuen Diener erwarteten, stopfte er die Löcher, durch welche sie Athem schöpften, ebenfalls zu, und schickte sie durch diesen barbarischen Streich in die andre Welt, die Belohnung allda zu erhalten, die sie den andern angekündigt hatten.

Kriegswissenschaft.

Der Kardinal Richelieu glaubte, daß die Kriegswissenschaft, die Wissenschaft eines Augenblicks sey, und daß, wenn der Plan einmal bestimmt wäre, der General Herr von allen Operationen seyn müsse, ohne erst Rathschläge vom Hofe erwarten zu dürfen. Er gab seinen Generalen keine andere, als folgende Instrukzion:

„Der König hat Sie gewählt, seine Armee in Flandern, über den Rhein, oder in Italien zu kommandiren, und da Se. Majestät Ihre Treue, Ihren Eyfer und Ihre Kriegserfahrenheit kennen, so überlassen dieselben Ihnen die Sorge, diejenigen Maßregeln zu nehmen, die Ihnen die geschicktesten dünken werden, in diese

oder

oder jene Provinz einzudringen, sich allda fest, oder in einen solchen Stand zu setzen, wodurch Sie dieses Land oder diesen Prinzen beunruhigen können." —

Dieser Minister, der doch sonst so eifersüchtig auf sein Ansehen war, und der die Kunst zu regieren so gut, als ein Minister in der Welt verstand, war über diesen Punkt folglich ganz anderer Meynung, als viele Kabinetsminister der neuern Zeiten.

Kritik.

Von dieser wollen wir blos berühren, was einer unsrer neuesten tiefdenkenden teutschen Schöngeister davon sagt: *)

„Kritik, die erst bey den Alten entstand, als die guten Schriftsteller aufhörten, ist auch unter uns — was man die partie honteuse von unsrer Litteratur nennen möchte. Denn wer hat des Quidam's Stimmlein begehret, wenn ein guter Schriftsteller gelobt wird? Und ist's nicht niedrige Büberey, wenn man ihn verhöhnt und verlästert? Beschimpft alsdann der Kriti-

*) Siehe Sturz Schriften 2ter Th. S. 455.

kus, wenn er auch bey Standespersonen diente, nicht die Livre seines Herrn?

Warum bringt nicht jeder auf den Markt, was auf seinem Boden gedeiht, ohne sich um das Wie und Warum seiner Nachbarn zu bekümmern. Gute Frucht wird dankbar genossen, schlechte Spreu vom Winde zerstreut. Ein Sündengeld ist's, was man für kritische Artikel dem Publikum imponirt, eine Art Gabelle für aufgedrungenes kraftloses unreines Salz.

Man müßte selbst ein Kritikus seyn, um zu begreifen, wie mancher noch im Rücken gelähmt von Bücklingen vor Kammerdienern und Zofen, sich zu der Wichtigkeit aufträumen kann, die gröbsten, dreistesten Machtsprüche über Bücher und Menschen zu thun, oft mit einem Federzug über große verdienstvolle Menschen. Wenn man das Völkchen von ihrem Entstehen, vom Ey bis zum Käfer verfolgt, so kann man vor Lachen nicht zürnen. Erst wie sie aus dem Konviktorium kriechen, — dann einem Junker seine Pfarrstelle abzuwinseln versuchen, — dann sich vermiethen in eine Druckerey für den halben Lohn des Setzers, — dann an ihrem Pult empor schießen, — itzt schwingen ihren Richterarm über alle Geburten des Geistes, — itzt ihren Maasstab aufhängen, und messen Helden und Weise, — Kollberts und Sülli's —

alles

alles das nennen sie dann Rezensentenberuf — Beruf für Insolenz, ein Mittagsessen zu kaufen.

Wie es wohl dem Tropfe zu Muthe seyn würde, wenn er manchem verdienstvollen Mann begegnete, den er unter seinem Schlapphut gelästert hat? Nicht viel besser, als dem Referenten des Achtprozesses gegen Herzog Moriz von Sachsen, der dem Fürsten in die Hände fiel, und vor ihm auf allen Vieren kroch.

Viele haben in reiferm Alter ihre tollkühne Minorennität bejammert, und wären nur die Bekehrungsgeschichten mancher Kunstrichter gedruckt, so würden sie wie die Dying-Speeches der Missethäter auf Tyburn, oft rohe Knaben schrecken. Gray endigt eine bescheidene Kritik über Akenside's Freuden der Einbildungskraft mit folgender Reflexion: „und nun dünkt mich, hab' ich in wenig Worten ein Werk brav naseweis abgefertigt, das vielleicht einen scharfsinnigen Mann, der meiner funfzig werth ist, viele Jahre beschäftiget hat.“ *) Wer noch

*) And so methinks in a few words I have very pertly dispatched what perhaps may for several Years have employed a very ingenious Man worth fifty of my self.

Poems of Mr. Gray; in Memoirs of his life and writings by W. Mason. IV. Sect. Let. 2. p. 176.

erröthen kann, der erröthe; denn Gray war ein Dichter und ein Menschen- und Wissenschaftenkenner von dem sichersten ausgebreitesten Geschmack.

Vor einiger Zeit erschien in Frankreich ein bitteres Ding, le Bureau d'Esprit, womit sich ein Genie an der Madam Geoffrin rächen wollte, weil er vermuthlich kam und sich empfahl, als die sammtnen Hosen *) schon ausgetheilt waren. Hierüber haben ein paar akademische Herren aus Mitleiden so freundlich mit den Köpfen genickt, als hörten sie ein Pasquill auf ihre Kollegen. Madam Geoffrin war keine präzieuse, sondern eine edeldenkende, vernünftige Frau; und diese Herren sind freylich die beste Gesellschaft, unverschlossen durch die Urbanität der großen feineren Welt; ja sie würden unter den seichten Witzlingen, zwischen Helvetius und Marmontel, mit ihrem Bücherwitz eine sehr unterhaltende Figur gemacht haben; aber Richter des Lächerlichen in Frankreich sind sie darum doch nicht.

Rezensionen elender Skribenten ist vollends Abdeckerey, Oeffnung des gestorbenen Viehes, um

*) Deren sie, nach der elend witzigen Dichtung des Verfassers, jährlich ein Dutzend unter beaux Esprits verschenkt haben soll.

um noch ekelhaft vor zu demonstriren, was wir alle wußten, daß die Krankheit im Blättermagen saß. Wenn erst gute Köpfe die Gesellen in ihren Buden nicht duldeten, so sänke das Gewerb zur gerechten Verachtung herab, und Rezensentenkinder müssen ehrlich gemacht werden, um ein zunftmäßiges Handwerk zu lernen. Mir gefiel der Vorschlag im Merkur, Autoren ohne Geschwätz nur durch ein Zeichen zu richten, unsterbliche Werke mit Schwabacher zu drucken, vergängliche mit einem Kreuz zu bezeichnen, wie die gestorbenen Freunde im Stammbuch. Jenes war das goldene Fließ, dieß der Lazarusorden der Autoren. Im empfehle diese Methode allen Kritikern; sie kränkt und beleidigt niemand, und befriedigt eine harmlose Neugierde. Man erfährt, was für Leuten der Mann seine Bänder umgehangen hätte, wenn er ein großer Herr geworden wäre.

Die Kritik, sagt noch ein neuerer Autor, ist die Tochter der Beurtheilungskraft, deren Mann der Verstand ist. Ist es in unsern galanten Zeiten ein Wunder, wenn auch sie am Witze, und oft an boshaftem Witze ein Liebhaber, und leider! nicht selten einen erhörten Liebhaber erwählt? —

Die einzige Beruhigung dabey ist, daß man sich bestrebe, seiner Pflicht nach seinem Vermögen ein Genüge zu thun, und geruhig

mit

mit dem Apelles hinter dem Vorhange das Urtheil der Vorübergehenden anhört, den Schuh verändert, wenn ihn ein Schuster tadelt, und wenn er sich weiter wagt, nicht gleich, weil man vom Publiko leben muß, mit jenen das ne sutor etc. ausruft, sondern in der Stille lächelt, und einen andern erwartet, dem die Struktur und Beschaffenheit der Wade gründlicher bekannt seyn kann. —

Kromwell.

Die Revoluzionen, die dieser glückliche Usurpator in England anrichtete, sind zu bekannt, um davon vieles zu reden; doch wollen wir einige Anekdoten von ihm aus dem Hume hersetzen, welche beweisen, mit welcher boshaften Schlauigkeit sich dieser Scheinheilige zu benehmen wußte, und wessen er fähig war:

Als Kromwell die Nachricht erhalten hatte, daß das Parlament sich bemühete, durch neue Wahl die leeren Stellen zu besetzen, gieng er in Begleitung von dreyhundert Soldaten in die Versammlung. Einige stellte er an die Thüre, andere unter dem Gang, andere auf die Stufen.

Er trat in die Versammlung, wandte sich zuerst zum Saint-Jean, einem seiner getreuesten

sten Freunde, und sagte ihm ins Ohr: er wäre gekommen, das zu thun, was ihn im Grunde der Seele kränken sollte, er hätte den Himmel mit den eifrigsten Ausdrücken gebeten, ihn nicht zu verlassen, da er für die Ehre Gottes und für das Wohl der Nation bedacht wäre. Er setzte sich einige Zeit, und hörte die Debatten an; darauf wandte er sich gegen Harrisson, der ihn begleitet hatte, und sagte zu ihm: daß itzt der günstigste Augenblick zu seyn schiene. — Die Unternehmung ist groß, antwortete Harrisson. Sie ist nicht ohne Gefahr; nehmen Sie sich wohl in Acht, ehe Sie sich damit einlassen. — Sie haben Ursache dazu, erwiederte der General; und er hörte noch eine Viertelstunde zu. Da man endlich die Stimmen sammlete, so sagte er zu Harrisson: nun ist es Zeit, ich bin entschlossen. Er stand auf einmal auf, überhäufte das Parlament mit den blutigsten Beschuldigungen, warf ihm seine Tyranney, seinen Ehrgeiz, seine Unterdrückungen und seine Räubereyen vor. Endlich stampfte er mit dem Fuß, und gab ein Zeichen, auf welches die Soldaten hereintreten sollten, und sagte zum Parlament: Pfui! pfui! schämt euch, packt euch weg, und macht rechtschaffenern Leuten Platz, die ihren Pflichten getreuer seyn werden. Ihr seyd kein Parlament mehr. Versteht ihr mich? Ich sage, ihr seyd kein Parlament mehr. Der Herr hat euch verworfen. Er hat andere In-

strumente erwählt, sein Werk zu vollenden. Vane schrie wider ein so sonderbares Verfahren, allein er unterbrach ihn mit einer noch stärkern Stimme: O Ritter Vane! Ritter Vane! Befreyt mich von dem Ritter Vane! Einen andern ergriff er beym Rock und sagte: du bist ein Hurenhengst. Einen andern: du bist ein Ehebrecher. Einen dritten: du bist ein Trunkenbold, ein Vielfraß. Du, ein Räuber. Den ersten Soldaten befahl er, die ganze Masse zusammen zu nehmen, und sagte: was soll der Tand? tragt es weg. Darauf wandte er sich an die Kammer, und sagte: ihr habt mich dazu gezwungen; ich habe Nacht und Tag den Himmel gebeten, mir lieber das Leben zu nehmen, als eine solche Operation mir aufzubürden. Er ließ die Kammer durch die Soldaten räumen, gieng zuletzt heraus, ließ die Thür verschließen, und kehrte nach Whitehall zurück.

Das Parlament wollte mit den holländischen Ambassadeurs keine Unterhandlungen halten, weil es weltlich gesinnte wären. Diese Ambassadeurs erstaunten, und wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, den unversöhnlichen Geist, oder den thörichten Wahn der angeblichen Heiligen, die das Britannische Parlament ausmachen.

Don Pantaleon Sa, Bruder des portugiesischen Ambassadeurs, der zugleich mit ihm verbunden war, glaubte, daß man ihn auf einer Straße in London beleidigt hätte, und begab sich in Begleitung einiger bewafneten Bedienten nach der königlichen Börse. Aus Versehen aber fielen sie auf einen Engländer von Distinktion, den sie für den Beleidiger hielten; und da sie ihn mit vielen Wunden getödtet hatten, flüchteten sie nach dem Palais des Ambassadeurs, der die Augen dabey zugethan hatte. Das Volk umringte sogleich das Palais, und drohte es einzuäschern. Kromwell schickte eine Wache ab, und ließ alle Verbrecher einziehen. Man hielt Gericht über sie, und ohngeachtet aller Protestationen des Ambassadeurs wurde Pantaleon zu Towerhill hingerichtet.

Im Jahr 1656 hatte der Graf von Oldenburg Kromwelln ein Geschenk von sechs schönen frisischen Pferden gemacht, die er selbst um den Hyde Park fahren wollte. Sein Sekretair Tharlon war in der Karosse. Die Pferde bekamen einen Koller. Er konnte sie nicht halten, fiel vom Bock auf die Deichsel, und wurde einige Zeit fortgeschleppt. Allein eine Pistole, die er an der Seite trug, gieng los, und rettete ihn von der Gefahr, von den Pferden oder von den Rädern aufgerieben zu werden.

Kromwell warf einst zum Spaß einige glühende Kohlen in die Stiefeln eines Beamten seines Hofes. Ein andermal, da er mit den Häuptern der republikanischen Parthey über die Regierungsform sich berathschlagte, die man statt der monarchischen einführen sollte, warf er in einem Anfall von ausschweifender Munterkeit einen Polster auf den Kopf des einen, der diesen Angriff auf gleiche Art begegnete. Kromwell wollte ausweichen, und stürzte die Treppe herunter, wo er beynahe den Hals gebrochen hätte.

Kurz vorher, ehe er den Tod Karls des ersten unterzeichnete, vertrieb er sich die Zeit damit, daß er das Gesicht Martins, der nahe bey ihm saß, mit Dinte anschwärzte, und einer von den Richtern übte eben den Spaß an Kromwelln aus.

Oft gab Kromwell den Offiziers von seiner Armee Festins, und da man eben angerichtet hatte, brachen auf einmal Soldaten herein, welchen er ein Zeichen gegeben hatte, und voller Bestürzung über die Gerichte herfielen, und die Gäste voll Erstaunen und leer stehen ließen. In diesem Auftritt betrachtete Kromwell die Karaktere, die Schwachheiten und die Absichten der Menschen. Oft setzte er ihnen mit Wein zu, und entdeckte dadurch die geheimsten Winkel ihres Herzens.

Als Richard, Sohn des Kromwells, das Protektorat niedergelegt hatte, gieng er nach Frankreich. In Pezenas in Languedok trat er beym Prinzen Konde', Statthalter der Provinz ab. Die Unterredung fiel auf die Revolutionen in England, und der Prinz, der Richarden nicht kannte, bezeigte seine Bewunderung über den Muth und die Geschicklichkeit des Kromwells. Der schwache Richard, was ist aus dem geworden? fragte er. Wie hat er so dumm seyn können, nicht mehr Vortheile aus den Lastern und den Verbrechen des Vaters zu ziehen? und Richard begab sich, ohne sich zu erkennen zu geben, weg.

Künste.

Der Geist des Jahrhunderts theilt sich allen Künsten mit. — Die mechanischen Künste sind weit merklicher und genauer mit der Gesellschaft verbunden, als die freyen Künste.

Die tugendsame Liebe zur Gerechtigkeit und Arbeit kann allein die Früchte der friedsamen Künste befördern.

Das Raffinement der mechanischen ist den freyen Künsten vortheilhaft. Beyde müssen einander zu ihrer Vervollkommnung helfen.

Jemehr die Künste sich ihrer Vollkommenheit nähern, desto geselliger werden die Men-

schen. — Den Weisen lockt die Neugierde, den Thoren die Eitelkeit herbey. — Es entstehen von allen Seiten besondere Gesellschaften.

Ausser den Vortheilen, welche die Menschen von den freyen Künsten ziehen, müssen sie nothwendig auch mehr Menschlichkeit und Fertigkeit im Umgange hervorbringen, und mehr zu gegenseitigen Vergnügungen beytragen.

Die Wirkung der Künste ist nicht diese, daß sie Geist und Körper entkräften, sie erhalten im Gegentheil durch beyde eine neue Stärke des Fleißes, welche die Künste begleitet.

Die unbegränzte Größe des römischen Reichs, und folglich der Despotismus der Souverains erstickten alle Beeiferung, dämpften alles Feuer des Ruhms, und diese edle Flamme, welche die schönen Künste hervorbringt, unterhält und anfeuert.

Einer der größten Vortheile, der aus der Einführung und dem Fortgange der Künste in England entstand, war die Einführung und der Fortgang der Freyheit.

Die englischen Baronen, die diese Künste für ihre ausschweifende Macht schädlich hielten, ließen unter Heinrich IV. eine Verordnung ergehen, wodurch jedem verboten wurde, wer nicht zwanzig Schilling Einkünfte von

Grund

Grund und Boden hätte, seine Kinder irgend ein Gewerbe lernen zu lassen.

Nützliche Künste und Gehorsam der Gesetze bilden den guten Bürger, wenn er gleich in einigen Dingen von Irrthümern eingenommen ist, deren Wahrheit der menschliche Geist von selbst nicht zu erreichen fähig ist.

Bürgerliche Kriege, zumal wenn sie der Freyheit wegen geführet werden, sind den Künsten der Beredsamkeit nicht allemal schädlich; und da oft die Gegenstände derselben desto edler und interessanter sind, so sind sie eine vollkommene Ersetzung der Ruhe, die sie den Musen raubten.

Der Zufall, oder die geheimen und unbekannten Ursachen haben allemal mehr Einfluß in die Entstehung und den Fortgang aller Künste, die einen gewissen Grad von Raffinement erfordern.

Es ist unmöglich, daß Künste und Wissenschaften ihren ersten Ursprung in einem Lande fassen, welches kein Land der Freyheit ist. In Ländern, wo diese fehlt, haben die untergeordneten Magistrate volle Gewalt. Diese barbarische Politik setzt den Geist des Volks herab, und hindert ihn, sich empor zu schwingen.

Bey der Entstehung und dem Fortgang der Talente, findet sich wirklich etwas zufälliges, welches vom Ohngefähr abhängt.

In den Republiken entstehen die Gesetze, noch eher als die Wissenschaften ein vorzüglich Licht verbreiten. Aus den Gesetzen entsteht Sicherheit; Sicherheit zeugt Neugierde; und die Neugierde ist die Mutter aller Wissenschaft.

Staaten, wo das Volk regiert, sind natürlicher weise der Boden der Beredsamkeit. Hier ist die Beeiferung in allen Dingen weit lebhafter, und feuriger; kurz diese Staaten öffnen den Talenten eine weit größere Laufbahn. Alle diese Ursachen machen, daß man den Republiken allein die Ehre einräumen muß, sie als Pflanzschulen der Künste und Wissenschaften anzusehen.

Wenn gleich freye Staaten der eigentliche Boden der Künste und Wissenschaften sind, so kann man sie dessentwegen doch auch in andere Staaten verpflanzen. Die Republiken begünstigen den Fortgang der Wissenschaften, und gesittete Monarchien den Fortgang der Künste.

Bequemlichkeiten des Lebens brachten die Künste hervor. Die Kunst der Schiffahrt blüht nur in gesitteten Staaten. Die Früchte der friedsamen Künste lehren die Menschen tugendhafte Liebe der Gerechtigkeit und Arbeit.

Die Alten haben bemerkt, daß alle Künste und Wissenschaften unter freyen Nationen entstanden. Der Verfall der römischen Freyheit zog den der Wissenschaften nach sich, und die ganze Republik fiel in eine tiefe Nacht der Barbarey. Man findet indessen eine Ausnahme von dieser Regel in dem neuern Rom und in Florenz. Der Mittelpunkt der deutschen Höflichkeit ist nicht Hamburg, sondern Dresden. Wenn gleich Frankreich nie eine eigentliche Freyheit genossen, so hat man doch Künste und Wissenschaften daselbst so weit getrieben, als in allen andern Staaten. Die Engländer haben vielleicht in der Philosophie den Vorzug; die Italiener in der Malerey und Musik; die Römer in der Beredsamkeit. Die Franzosen sind nach den Griechen das einzige Volk, welches zugleich Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Maler, Bildhauer, Baumeister, und Tonkünstler hervor gebracht hat. Ihr Theater übertrift sogar das griechische; und wenn wir ins gemeine Leben hinabsteigen, so findet man keine Nation, die jene Kunst, die angenehmste unter allen, so vollkommen gemacht hat — die Kunst der Gesellschaft und des Umgangs, welche man gemeiniglich das Lebenzuwissen nennt.

Will man die Verfassung, in welcher bey uns die Wissenschaften, der Umgang und die schönen Künste sind, recht betrachten, so glaube

ich kann man das auf uns anwenden, was Horaz von den Römern sagt:

— — Sed in longum tamen aevum
manserunt hodieque manent vestigia ruris.

Künste, die den Luxus befördern, und noch mehr die freyen Künste, welche eine gewisse Zärtlichkeit des Gefühls voraus setzen, vergehen leicht. Wenig Personen haben Musse, Glücksgüter und Genie genug sie zu schmecken; anstatt daß Entdeckungen, deren allgemeiner Nutzen das gemeine Leben interessirt, nur mit dem gänzlichen Verfall der Gesellschaft vergehen können.

So bald Künste und Wissenschaften in einem Staat den äussersten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, so fangen sie an abzunehmen. Dieser Verfall ist natürlich, oder wenigstens nothwendig, und es geschieht nie, oder ist wenigstens sehr selten, daß Künste und Wissenschaften in einem Lande wieder entstehen, wo sie ehemahls blühten.

Es ist einer Nazion vielleicht nicht vortheilhaft, die Künste in einer gar zu großen Vollkommenheit von seinen Nachbarn zu erhalten; die Nacheiferung wird erstickt, und das Feuer der ehrgeizigen Jugend erlöscht. Die vielen Meisterstücke der italienischen Maler, die man nach England brachte, sind, anstatt daß sie

junge Künstler hätten aufmuntern sollen, die wahre Ursache des geringen Fortganges, den diese edle Kunst der Malerey unter uns gemacht hat.

Künste und Wissenschaften sind gewissen Pflanzen ähnlich, die einen frischen Boden fordern, und ist dieser einmal erschöpft, so bringt er nichts ausserordentliches und vollkommenes mehr hervor, man mag so viele Mühe anwenden, ihn durch Kunst zu erhalten, und erfrischen als man will.

Kunstrichter.

Dieser Nahme, sagt Sulzer, kommt eigentlich nur demjenigen zu, der ausser den Talenten und Kenntnissen des Kenners auch noch alle Kenntnisse des Künstlers besitzt, dem es also, um ein Künstler zu seyn, nur an der Fertigkeit der Ausübung fehlt. — Wie der Kenner beurtheilet er den Werth eines Kunstwerks; aber überdem weiß er noch, wie der Künstler zum Zweck gekommen ist; er kennet alle Mittel, ein Werk vollkommen zu machen, und entdeckt die nächsten Ursachen der Unvollkommenheit desselben. —

Sein Urtheil geht nicht bloß auf die Erfindung, Anlage, und die Wirkung eines Werks, sondern

sondern auf alles, was zum mechanischen der Kunst gehöret, und er kennet auch die Schwierigkeiten der Ausübung.

Darum ist er der eigentliche Richter über alles, was zur Vollkommenheit eines Kunstwerkes gehöret *), und der beste Rathgeber des Künstlers; da der Kenner bloß dem Liebhaber zum Lehrer dient.

Wer mit Ehre öffentlich als ein Kunstrichter auftreten will, muß so wohl den Kenner, als den Künstler zurechte weisen können. Wenn jener mehr verlangt, als von der Kunst zu erwarten ist, muß er ihm sagen, warum seine Erwartung nicht kann befriediget werden? und wenn dieser gefehlt hat, muß er ihm zeigen, wo der Mangel liegt, und durch was für Mittel ihm hätte können abgeholfen werden. —

Wenn man bedenkt, wie viel Talente und Kenntnisse zu einem wahren Kunstrichter gehören, so wird man leicht begreifen, daß er eben so selten, als ein guter Künstler seyn müsse. — —

Kupezky.

*) Wie viel wir wohl dergleichen so geeigenschaftete Kunstrichter in Europa zählen?

Kupezky.

Johann Kupezky, ein berühmter Maler, wurde zu Pösing in Ungarn 1667 geboren, und lernte bey einem schweizerischen Maler aus Luzern, Namens Claus, welcher zu Wien arbeitete, diese Kunst. Er gieng hierauf nach Italien, wo er anfänglich Hunger und Kummer leiden mußte. Ein Gemälde, welches er für den Arzt des kaiserlichen Gesandten zu Rom verfertigte, brachte ihn bey dem Prinzen Alexander Sobiesky in Bekanntschaft, der ihm seine Arbeit reichlich belohnte.

Nach einem 22jährigen Aufenthalt in Italien kam er nach Wien zurück, wo er die Bildnisse der ganzen kaiserlichen Familie und vieler Großen dieses Hofs malete. Er ward 1716 nach Karlsbad berufen, das Bildniß Czaar Peter des Großen zu verfertigen. Von Wien gieng Kupezky endlich nach Nürnberg, wo er, ohngeachtet vieler Berufungen an königliche und fürstliche Höfe, seine übrige Lebenszeit zubrachte, und 1740 starb.

Sein Sohn, Christian Johann Friedrich, zeigte in einem zarten Alter ebenfalls ein so vortrefliches Genie zur Malerey, daß man sich sehr vieles von ihm versprechen konnte. Er starb aber 1733 im 17ten Jahre seines Alters. —

Johann Kupezky war unstreitig einer der größten Bildnißmahler seiner Zeit. In seinen Gemählden findet man die Stärke von Rubens, das Zarte und Geistige von Vandyk, und das Bezaubernde im Helldunkel von Rembrand. — Bernhard und Joh. Christoph Vogel, Vater und Sohn, haben sehr viel nach ihm in schwarzer Kunst gestochen. — Sein Leben hat Johann Caspar Füesli, nebst Georg Philip Rugendas Leben, in einem besondern Buch beschrieben.

Lachen.

Wiewohl das Vermögen zu lachen eine Eigenschaft oder Gabe des Menschen ist, indem kein anderes Geschöpf mit dem Vermögen, die Grimacemuskeln zusammen zu ziehen, oder zu erweitern, von der Natur beschenkt worden; so ist das Lachen doch eben so oft ein Verräther der Narrheit, als ein Zeichen der Freude; denn nach dem Sprichwort erkennt man den Narren an vielem Lachen.

Bey jedem Vorfall zu lachen, ist ein Beweis, daß jede Kleinigkeit, die uns aufstößt, im Stande ist, uns Vergnügen zu machen; wir legen also dadurch an den Tag, daß es uns an beurtheilendem Geschmacke, und an der Gabe der Unterscheidung mangelt. — Der Mann, der oft lacht, wird endlich lächerlich; und wenn ein Frauenzimmer diesen Fehler an sich hat, so muß man Mitleiden mit ihm tragen; denn ausserdem, daß die Bescheidenheit, die glänzendste Zierde eines Frauenzimmers, sehr darunter leidet, so wird die ganze Bildung des Gesichts

dadurch

dadurch entstellt, der Mund aufgerissen, die Backen aufgeblasen, die Nasenlöcher erweitert, und das schönste Gesicht von der Welt zuletzt eine Maske der Narrheit.

Es ist wahr, daß ein zu rechter Zeit angebrachtes Lächeln die Schönheit eines hübschen Gesichts sehr erhöhen kann, allein, die Erhebung der Stimme über einen musikalischen Ton kann dazu nichts beytragen.

Man findet selten, daß Leute von erhabenem Verstande dem Lachen sehr ergeben sind. Es scheint, als ob ihre angeborne Bescheidenheit es ihnen nicht erlaubt, ausschweifenden Ausbrüchen der Freude vollen Lauf zu lassen, und es hat viele gegeben, die die Thränen des Heraklits dem Lachen des Demokrits vorgezogen.

Nichts desto weniger glaube ich ernstlich, daß vielleicht kein geringer Theil Eitelkeit an dieser Zurückhaltung Schuld sey; denn über eines andern Einfall zu lachen ist die höchste Bezeigung des Beyfalls, den man ihm giebt; da im Gegentheil vielleicht einer, der für ein grosses Genie bekannt ist, mit allen Bemühungen seiner Laune und Scherzhaftigkeit nicht im Stande seyn wird, sich diesen Beyfall zu verschaffen; zumal, da die Meinung des Dichters ihn in der Bedachtsamkeit erhält:

„Der Narr bewundert, Verständige geben Beyfall.“

Man

Man kann sicher nach unpartheyischer Untersuchung schließen, daß ausschweifende Ausbrüche des Gelächters, bey allen und jeden Gelegenheiten, sichere Kennzeichen der Thorheit, und Mangel der Ueberlegung sind; und von der andern Seite, daß ein Mann, dessen Lachmuskeln unbeweglich sind, und der nicht im Stande ist, selbst bey einem lebhaften wohlangebrachten Einfall, oder bey einem wirklich feinen Scherz, sein Gesicht aus den Falten zu legen, entweder ganz unempfindlich gegen gute Laune, oder doch zu sehr von seiner Selbstwichtigkeit eingenommen seyn muß, daß er ein sehr unangenehmer Gesellschafter wird.

Wenn wir den Geschichtschreibern Beyfall geben, so hat man Beyspiele von Leuten, die im buchstäblichen Verstande für Lachen gebor-sten sind. — Valerius Maximus erzählt uns von einem Philemon, der sich so herzlich über einen Esel gefreuet, den er einen Korb mit Feigen hat verzehren sehen, und dem er ein Glas Wein hat dazu geben lassen, damit er nicht die Kolik bekäme, und daß dieser Einfall ihn so gekizelt, daß er vor Lachen gestorben. —

Cälius Rhodiginus gedenket eines ähnlichen Narren, Namens Zeuxis, eines berühmten Malers, der ein altes Weib in einer wunderlichen Stellung gemalt, und hernach über seine

Arbeit

Arbeit so gelacht habe, daß nichts, als der Tod seiner Freude habe ein Ende machen können.

Waren dies Thoren, so muß man doch wenigstens gestehen, daß ihr Tod lustig war, und obgleich Philemon und Zeuxis sehr lächerliche Charaktere waren, so waren sie doch den Charakteren eines Heraklits, eines Simon von Athen, eines Timons oder eines cynischen Diogenes vorzuziehen. — Kurz beyderley Arten von Ausschweifungen sind gleich verächtlich. —

Lama *). (Als ein Nachtrag zum Artikel: Dalai-Lama)

Es ist aus authentischen Denkmälern, welche in Thibet sind gesammelt worden, erwiesen, daß schon 1340 Jahre vor unsrer Zeitrechnung in dieser Gegend ein großer Lama mit Namen Prarimno regiert habe; und seit 3000 Jahren sind sie ununterbrochen auf einander gefolgt.

Er läßt sich öffentlich wenig sehen, aber die Botschafter und fremden Prinzen, die ihm ihre Hochachtung bezeigen wollen, kommen sogleich vor. Es ist so gar einer von diesen Lama's

*) Siehe Recherches philosophiques sur les Americains &c. par M. de Paw.

ma's nach Peking gereist, um mit dem Tatar Schun-Li, der nachmals auf seine Vorstellung Kaiser in China geworden war, Konferenz zu halten.

Es ist nicht leicht ein Land anzutreffen, wo es schwerer wäre, das Christenthum einzuführen, als eben dieses, so wohl wegen der Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht unter einem Oberhaupte; als weil seine Katukus, oder Vikarien bloß von den Almosen leben, die man den Pagoden ihrer Kirchensprengel giebt, und also keine Lust haben, sich diese Einkünfte aus den Händen spielen zu lassen.

Man hat gesagt, daß diese Katukus, oder kleine Lama's, höchst unwissend wären, und weder lesen noch schreiben könnten. Es ist aber falsch. — Man hat tausendmal gesagt, und gedruckt, daß sich die Tatarn einbildeten, ihr großer Lama stürbe niemals; aber auch dieses ist grund falsch. — Die Neuigkeit von seinem Tode wird allemal mit großer Feyerlichkeit zu Lassa, Brankola, und in allen Ländern bekannt gemacht. Man schickt so gar Kuriers nach Peking ab, um es dem Kaiser und den dasigen Katukus zu wissen zu machen.

Nicht minder falsch ist es, wenn man sagt: man könne den Dalai-Lama nicht von Gesichte sehen. Sein Gesicht war mit nichts verhüllet,

als er den Deputirten des Kaisers Kam-hi empfieng. Man ließ zu dieser feyerlichen Audienz mehrere Fremde von Ansehen, die Zeit genug hatten, ihn zu betrachten. Auf seinem Haupte hatte er eine erstaunt hohe Mütze, die mit Gold eingefaßt war, und sein Kleid war ein langer Rock von roth gefärbter Wolle, denn diese ist die Farbe der priesterlichen Kleidung in Thibet und Mongalen.

Das falsche Gerücht von seiner vorgegebenen Unsterblichkeit, welches so lange Zeit die Chineser wie die Europäer hintergangen hatte, kommt von einem irrig aufgenommenen Lehrsatze des Religionssystems der Thibetaner her; denn bey ihnen ist es ein Glaubensartikel, daß der göttliche Geist, der einen Dalai-Lama beseelt habe, sogleich nach seinem Tode in die Seele seines Nachfolgers wandre. Die großen Lama's geben sich für keine Götter aus, sondern für Bilder der Gottheit. — Ihre Religion lehrt das Daseyn eines ersten Wesens, das sie bald La, bald Xaxa nennen. Aber die Tataren glauben, daß der Gott Xaca von einer Jungfrau, mit Namen Lamoghiupral sey geboren worden.

*) Dalai-Lama sagte einsmals in seinem geheimen Rath: „Meine ehrwürdigen Brüder! Ihr

*) Siehe Questions sur l'Encyclopedie, Art. Pretres des payens.

Ihr und ich wissen es sehr wohl, daß ich nicht unsterblich bin; aber es ist doch gut, daß es die Völker glauben. Die Tatarn von Groß- und Klein-Thibet sind ein rohes und kurzsichtiges Volk, die ein schweres Joch und grobe Irrthümer haben müssen. Ueberzeuget sie immer von meiner Unsterblichkeit, deren Ruhm auf euch zurückfällt, und euch Ehrenstellen und Reichthümer verschafft.

Wann die Zeit kommen wird, wo die Tatarn aufgeklärter seyn werden, dann wird man ihnen gestehen können, daß die großen Lama's nicht unsterblich seyn, daß es aber ihre Vorfahren gewesen wären. —

So lange unsre Tatarn weder lesen noch schreiben können, so lange sie dumm und abergläubisch seyn werden; so lange könnt ihr ihnen kühn ihr Geld nehmen, ihre Weiber und Töchter verführen, und ihnen mit dem Zorn des Fo drohen, wenn sie es wagen, sich darüber zu beschweren.

Wenn die Zeit der gesunden Vernunft wird angekommen seyn, (denn es muß doch einmal geschehen), so sollet ihr eine ganz entgegengesetzte Aufführung annehmen, und das Gegentheil von demjenigen sagen, was eure Vorfahren gesagt haben; denn ihr müsset den Zaum ändern, wenn die Pferde härter zu bändigen sind. Euer Aeusseres muß mehr Majestät ha-

ben, eure Intriguen geheimnißvoller, eure Geheimnisse strenger verwahrt, eure Trugschlüsse blendender, und eure Politik feiner seyn. Ihr seyd alsdenn die Bootsleute eines Schiffes, in welches von allen Seiten Wasser dringet. Stellet einige Untergeordnete von euch an, zu pumpen, die Ritzen zu verkleistern, und die Löcher zu verstopfen. Ihr werdet etwas schwerer fortsegeln, aber ihr werdet doch fortsegeln, und ihr müßt alle in das Wasser werfen, welche werden untersuchen wollen, ob ihr euer Schiff wohl ausgebessert habt.

Wenn diejenigen, die es nicht glauben wollen, der Fürst von Chalkas, oder der Kantaish der Kalmucken, oder ein Prinz von Kasan, oder andere, große Herren sind, die unglücklicher weise zu viel Verstand besitzen, so lasset euch ja in keinen Streit mit ihnen ein. Bezeiget ihnen Hochachtung, saget ihnen stets, daß ihr hoffet, sie würden noch einmal von eurer Meinung seyn. Aber die gemeinen Bürger müsset ihr in einem solchen Falle niemals verschonen; je redlichere Leute sie seyn werden, um so mehr müsset ihr trachten, sie auszurotten; denn ehrliche Leute sind für euch die gefährlichsten. Ihr müsset euch mit einem Wort nach den Orten und den Zeiten richten" — *).

Kaum

*) Dieser Aufsatz in der Enzyklopedie scheint von dem Spötter Voltaire herzurühren. — Ob er damit einen

nen

Kaum hatte Dalai-Lama seine Rede vollendet, als die Erde bebte, die Blitze von einem Pol zum andern schossen, der Donner brüllte, und sich folgende himmlische Stimme hören ließ: Betet Gott, und nicht den großen Lama an!

Alle kleinen Lama's behaupteten, daß es geheißen habe: Betet Gott, und den großen Lama an. Man glaubte dieses in dem Reiche Thibet sehr lang, aber nun glaubt man es nicht mehr. — —

Lambert.

Nicht von unserm großen Gelehrten, sondern von einem englischen Schulmeister dieses Namens, der auf eine lächerliche Art sich zum Märtyrer machte, wollen wir ein paar Worte reden.

Dieser ehrliche Tropf, der die Transsubstantiation leugnete, wurde im Jahr 1538 durch die Bischöfe in England angefallen und bestritten. Er appellirte an den damaligen Kö-

 nig

nen allegorischen Sinn verbunden, oder ob der große Lama, den er uns nicht mit Namen nennet, wirklich diese Rede gehalten, dies überläßt man dem Nachdenken unsrer Leser. —

nig Heinrich VIII. Dieser war froh, eine Gelegenheit zu bekommen, seine oberste Kirchengewalt auszuüben. — Das Publikum wurde benachrichtiget, daß Seine Majestät mit dem Schulmeister disputiren würden.

Man errichtete in dem Saal zu Westmünster eine Gallerie zur Bequemlichkeit der Zuhörer. — Heinrich erschien auf dem Thron mit allen Zeichen der königlichen Würde. Die Prälaten standen zu seiner Rechten, und die Pairs des Reichs zu seiner Linken. Die Richter und berühmtesten Advokaten standen hinter den Pairs, und mitten in diese majestätische Assemblee wurde der unglückliche Lambert hereingeführt, der jetzt seine Meinung wider den königlichen Gegner vertheidigen sollte. — Das Ende von diesem Dispute war, daß der arme Tropf, zum Feuer verdammt wurde! ! ! —

Landedelmann.

Der berühmte Klotz schildert uns die Gesinnung und Lebensart eines solchen in seinen Satyren *) auf die drolligste Art, und zwar in einem Briefe eines Landedelmanns an einen andern, wobey er versichert, daß dieser Brief in der That geschrieben, und nicht des Lachens wegen erdichtet worden sey; Hier ist er:

Hoch=

*) Siehe zehnte Satyre.

Hochwohlgebohrner Herr
Vielgeliebter Herr Bruder.

Wenn Sie sich wohlbefinden, so ist mir es angenehm. Ich befinde mich wohl. Herr Bruder, können Sie denken, wie der Teufel sein Spiel hat? Eine große Fatalität ist mir vor kurzem begegnet, die ich mir aber nicht sehr zu Gemüthe ziehe: Nämlich mein Pastor ist mir gestorben, und die Stelle ist nun leer. Nun wissen Sie aber, daß ich das Recht der Kollatur habe, und Kirchenpatron bin. Weil mir aber bekannt ist, daß Sie viel Reconnoissancē haben, und ich nicht weiß, wen ich nehmen soll, so bitte ich Sie, daß Sie mir ein gutes Subject rekommandiren. Allein dieses müssen Sie hiebey beobachten, Herr Bruder, daß der Kandidat keine Frau habe, und gut trinken und spielen kann, denn er muß mein Kammermädchen heyrathen, weil ich sie nicht mehr haben will, weil sie nicht mehr schöne sieht; unter dieser Bedingung soll er das Pastorat erhalten. Für einen solchen Menschen ist sie noch gut genug; er muß denken, als wenn er eine Wittwe nähme. Es würde mir auch angenehm seyn, wenn er Lomber spielen, und etwas zu lachen machen könnte, wenn ich Gäste bekomme und wir Gesundheit trinken. Er kann mit mir essen so oft er will, und er soll aus meiner Küche alle Woche einen Hasen bekommen. Aber er muß auch zusehen, daß die Bauern kein Wild oder

Holz stehlen, und dieses auf der Kanzel vorbringen. Denn der alte Pastor, Gott habe ihn selig, war nicht nach meinem Geschmack. Er hatte das Herz, einmal zu mir zu sagen: „Gnädiger Herr, es ist nicht recht, daß Sie wie eine Gans in die Welt hineinleben. Sie führen ein böses Leben, und haben eine Mätresse bey sich, und lassen Ihren ganzen Verstand im Weinglase.“ Ueberlegen Sie einmal! seinem Kollator dieses zu sagen! Wenn er bey mir bey Tische war, und ich fieng an zu sacramentiren, so gieng er vom Tische nach Hause. Sie wollten ihn einmal schlagen. Wissen Sie es noch? Mein Seele! dies war scharmant. Wenn Sie einen guten Kandidaten wissen, so schicken Sie ihn zu mir, damit er die Probe thue. Meine Bauren soll der Teufel holen, wenn sie ihn nicht nehmen wollen. Ich laß sie alle ins Hundeloch werfen. Dieses wäre so gut. — Allein, weil ich mein Mädchen verliere, so will ich gern eine andre haben, mit der ich mir die Zeit vertreibe. Dieses will ich so anfangen: wenn Sie einen Advokaten wissen, der ein schön Weibchen hat, die aufgeweckt, und keine Pietistin ist, auch Lebensart versteht, und eine galante Schwester ist, so will ich ihn zu meinem Gerichtshalter machen. Aber er muß nicht auf der Bauren, sondern auf meiner Seite seyn, und die Bauren recht scheren. Er muß auch keine Jalousie haben, wenn ich mit seiner

Frau

Frau schön thu. Er soll seine Frau über einige Tage bey mir allein lassen. Sie sind, Herr Bruder, kein Narr; Sie haben auch einen solchen. Thun Sie mir den Gefallen, und suchen mir auch einen aus. Sie können glauben, daß ich nicht irresonabel bin. Ich schicke Ihnen auch einen Jagdhund, oder Windspiel, weil Sie ein großer Liebhaber von dergleichen sind. Er kann, bey meiner Seele! geschwind laufen, und weiß die Haasen recht zu fangen. Er ist ein guter Hund, und ist oft mit mir, erschlag mir der Donner! in der Kampagne gewesen. Sie wissens wohl, wir waren unter einer Kompagnie, und wenn der Feind anmarschirte, machten wir uns aus dem Staube, und da das Treffen bey Kesselsdorf war, kroch ich in einen Ofen, aber Sie machten sich mit dem Brodmesser eine Wunde in die Hand, so kamen wir mit gesunder Haut aus dem Kriege. Dieses unter uns gesagt, Herr Bruder. Aber, damit wir nicht eins in andere reden, so will ich meine Bitte Ihnen empfohlen haben. Kommen Sie einmal zu mir auf eine Pfeife guten Brieftaback und ein Glaß guten Landwein. Dieses soll mir recht lieb seyn. Ich verbleibe Zeitlebens

Herr Bruder

Ihr getreuer Freund und Nachbar.

N. N.

Langenbacher.

Hans Jakob Langenbacher, ein Tischler in dem Würtembergischen Dörfgen Gunach, starb am 25ten Oktober 1778 des Heldento-des, so wie ihn wenige Helden sterben:

An eben diesem Tage wüthete nemlich in der Gegend dieses Dörfgens eine ungewöhnliche Wasserfluth. Ehe sichs nur jemand versahe, schwamm der ganze Ort im Wasser, und beynahe alle Einwohner desselben kämpften in den Fluthen mit dem Tode.

Langenbacher, jetzt 60 Jahr alt, rettete nicht weniger, als 34 dieser Unglücklichen dadurch, daß er sie auf einer an ein hohes Haus gelegten Leiter an Seilen herauf zog. Erst, als er seine Mitbürger dem Tode entrissen hatte, dachte er daran, noch etwas von dem Seinigen zu retten. Nicht ohne Gefahr wadete er in seine Hütte, die schon im Wasser stand, und als er einen Arm voll Sachen, die ihm zuerst aufstießen, forttragen wollte, rauschten ihm schon die Wellen entgegen, und er mußte aufs Dach flüchten. Er stieg von einem Hause zum andern, und in dem letzten überfiel ihn die Nacht; und nun war für ihn alle Rettung verloren.

Hier zündete er ein Licht an, ergriff ein Gebetbuch, und stellte sich, das Licht in der einen,

und

und das Gebetbuch in der andern Hand unter ein Fenster, ohne durch irgend ein Zeichen die geringste Angst vor dem Tode zu erkennen zu geben, der in dieser bangen Nacht mit furchtbarer Gestalt daher rauschte. Das Haus wurde endlich von den Fluthen weggeschwemmt, und am folgenden Morgen sahen die Geretteten den Leichnam ihres Retters an einer Anhöhe liegen.

„Gern, ach gern, rief ein junger Mann schluchzend, hätte ich dir, edler Mann, die Hälfte meiner Jahre schenken wollen.“ — „Und ich, rief ein anderer, das, was mir das Wasser übrig gelassen hat.“ — „Laßt uns ihn nicht bedauren, rief ein dritter, er starb ja als Menschenfreund und Freund Gottes.“ —

Die Leiche wurde von dem kleinen Häufchen der Einwohner mit allgemeiner Rührung zur Erde bestattet, wie die Leiche eines guten Königs, der Millionen beglückt hat. Zwar ziert nicht der irrdische Lohn der Helden, eine Ehrensäule, seine Asche, aber sein Geist wandelt nun unter den Streitern des höhern Ranges, unter Gekrönten, die den schönen Sieg der Tugend erkämpften, und keiner Ehrensäule bedürfen.

Langeweile,

Oder Müßiggang, oder Geschäftlosigkeit, oder was das Ding noch für Namen hat, schaffen alle zusammen nicht viel Gutes in der Welt. — Da der Mensch nun einmal ein so unruhiges Thier ist, und immer was zu thun haben will, so folgt, daß er auch bey der größten Langeweile nicht wie ein Kloß mausestill liegen kann. — Was dann aber zu thun? — Hat man so schweres kaltes Blut, das alle Sonnenjahre einmal im Körper umläuft, dann streckt man sich der Länge lang aufs Kanapee, beißt sich nach und nach die Nägel ab, und falls man eine Frau hat, so macht man Observazionen, wie das Wetter zeither im Ehestande beschaffen gewesen, und daraus entsteht dann ein Kalender auf künftige Zeiten. — Meist fängt das Wetter an stürmisch zu werden, wenn man sich vom Kanapee, oder Großvaterstuhl erhebt. — Auch macht man bey langweiliger Zeit Projekte oder Grillen, oder man schlägt Fliegen todt, oder man rechnet seine Schulden zusammen, oder — man geht zu seinem Mädchen, wenn man eins hat. —

Das sicherste und bestangewandteste Mittel wider die Langeweile ist, an dem Glücke Anderer zu arbeiten. Wir wollen diesen Satz durch eine Thatsache zu beweisen versuchen:

Ein

Ein reicher Engländer, der der Letzte seiner Familie war, und niemals mit jemand besonders vertrauten Umgang gepflogen hatte, konnte sich aus diesem Grunde eben kein sonderliches Vergnügen im Umgange mit andern versprechen. Er besaß sehr ansehnliche Güter; weil er aber durch die Gewohnheit, sehr mäßig zu leben, seine Begierden sehr eingeschränkt hatte, so sah er nicht ein, wie er durch sie, und dadurch sein eigenes Glück vergrößern könnte. Er war ganz ohne Leidenschaft, die ihn durch Vergnügen anlocken, und ganz ohne Amt, das ihn durch Pflicht zu etwas antreiben könnte. Endlich machte ihm seine Lage so viel Langeweile, daß er nach einer langen Reihe melancholischer Betrachtungen, den eben so gewaltsamen als traurigen Entschluß faßte, ein Leben, das ihm zum Ekel und Verdruß wurde, selbst zu endigen.

Er war eben mit der Wahl seiner Todesart beschäftigt; und da er sich natürlicherweise gegen die Unruhe, die ihn dieser Schritt machte, doch nicht ganz vertheidigen, und man alle Spuren davon auf seinem Gesicht lesen konnte, so faßte ein armer Mann, der ihm an einem öffentlichen Orte, wo er in tiefen Gedanken und zerstreut spazieren gieng, begegnete, das Herz ihn zu fragen, ob er ihm etwa worinn dienen könne, oder ob ihn etwa ein heftiger Schmerz

folterte, wider den es noch vielleicht Mittel gäbe? — Herr Illi, so hieß er, war dem armen Mann sehr wohl bekannt. —

Er antwortete dem Armen im Tone eines Reichen, der mit seinem Glück nicht zufrieden ist. Ach, sagte hierauf der Arme, warum theilen Sie denn Ihr Vermögen nicht lieber andern Leuten mit, da Sie glauben, daß es Ihnen nichts nütze ist? Dieser Vorwurf erzeugte tausenderley Betrachtungen in der Seele des Mißmuthigen. Er fand bald ein Vergnügen an dem Gedanken, so einen herrlichen Wunsch befriedigen zu können, befahl dem Armen, ihm zu folgen, und führte ihn in sein Haus, wo er ihm freye Wahl ließ, das mitzunehmen, was er vorzüglich glaubte, das es ihn glücklich machen könnte.

Der Arme besaß Verstand genug, und sagte frey heraus, daß ihm die Vergnügungen, die blos der Ueberfluß hervorbrächte, ganz und gar unbekannt wären, daß aber eine gewisse Summe Geld, die hinreichend wäre, ein kleines Gewerbe anzufangen, seine und seiner Kinder Wünsche erfüllen könnten. Illy gab sie ihm auf der Stelle; und dieser wandte sie so gut an, daß er in wenig Wochen nicht mehr Mangel fürchten durfte. Illy folgte dem Fortgange seiner guten Handlung mit scharfem Auge nach,

und

und mit beynahe derselben Empfindung von Freude, die er darüber empfand, daß er die Verfassung einer Familie, welche unglücklich war, umgeändert hatte, und nun dafür ihren immerwährenden Dank einärntete, sah er auch, daß eine so angenehme Beschäftigung eine große Aenderung in seiner eigenen Lage gemacht hatte.

So entwickelten sich nun seine Ideen stufenweise. Er sah ein, daß die Hülflosen, die von der Freygebigkeit der Vorübergehenden Hülfe erwarteten, nicht die ganze Menge derselben ausmachten, und wenn ein Mensch empfindsam genug wäre, den kleinen Werth der Wohlthaten, die er diesen erzeigte, bey sich selbst zu fühlen, er sich dieses Vergnügen noch ungleich öftrer machen könnte, wenn er einer beynahe gränzenlosen Zahl rechtschaffener Leute diente, die bey eben den traurigen Umständen noch mehr Hoheit der Seele besäßen. Diese Hofnung war seinem Herzen schmeichelhaft, und von Stund an suchte er alle die sorgfältig auf, die seine Aufmerksamkeit noch aus andern Gründen, als aus bloßer Menschenliebe zu verdienen schienen. Er entdeckte ihrer im kurzen viele; denn die Welt wimmelt von Unglücklichen, die ein besseres Schicksal verdienen. Er verband mit den Wohlthaten, die er ihnen erwies, zugleich die großmüthige Art, sie zu erzeigen, die edlen Seelen das Erröthen erspart, ihre mißliche

Ver-

Verfassung so aufgedeckt zu wissen, und sie von andern verbessert zu sehen. Seine beiden Hauptsorgen, erstlich, Wohlthaten um sich her zu verbreiten, und zweytens, sie ohne Geräusch auszuüben, beschäftigten ihn auf eine so angenehme Art, daß er, anstatt über müßige Stunden klagen zu dürfen, vielmehr die schnelle Flucht der Zeit beseufzete.

Man erzählt ganz ausserordentlich besondere Wirkungen dieser seiner neuen Leidenschaft, anderer Glück zu schaffen, die einen so trägen, lästigen und unnützen Leben folgte.

Einmal da er des Abends ganz allein nach Hause gieng, und den ganzen Tag mit seinen gewöhnlichen großmüthigen Beschäftigungen zugebracht hatte, hörte er dem Gespräche zweyer Bürger zu, die einander ohne Zurückhaltung gestanden, daß sie sich nicht in der besten Verfassung befänden, und nur bedauerten, daß sie dem Herrn Illi unbekannt wären, dessen Wohlthätigkeit an allen Orten gerühmt ward. Mit funfzig Guineen, sagte der eine, könnte ich alle meine Schulden tilgen, die mich ausser Stand setzen, mein Gewerbe gehörig forsetzen zu können. Dadurch würde ich ruhiger und freyer arbeiten, und also bald aus der traurigen Lage kommen können, in die mich Unglücksfälle gestürzt haben. Nein, sagte der andere, funfzig Guineen langten bey weiten noch nicht zu, mich

zu

zu retten. Was man aber auch immer von Illi's Großmuth sagen mag, so glaube ich doch nimmermehr, daß er mir so ohne Umstände tausend Guineen leihen würde; und ohne diese Summe ist doch alle Hofnung für mich verloren. Illi näherte sich ihnen, und sagte: meine lieben Freunde, ich habe eure Bedürfnisse gehört; ich kenne den Illi, von dem ihr eine so hohe Meynung habt, und bin im Stande, euch bey ihm zu dienen. Allein er ist beständig mit tausend Sorgen umgeben, ich kann euch also nicht dafür stehen, daß er euer Verlangen sogleich befriedigen wird. Indessen, fuhr er fort, ist er auch gewiß nicht der einzige unserer Nation, der im Stande wäre, ehrlichen Leuten zu helfen. Ihr sollt von mir, was ihr bedürft, empfangen, aber unter zwey Bedingungen, erstlich, daß ihr niemals forscht, wer ich bin, und zweytens, daß ihr mir beide morgen hier an diesem Orte, und in der nemlichen Stunde ein Zeugniß von euren Predigern wegen eurer Aufführung bringt. Anfänglich hielten die beiden Leute seine Rede nur für Spaß, weil sie aber dachten, es taugt nichts unversucht, so wollten sie es doch wagen. Den folgenden Tag fanden sie sich zur gesetzten Zeit am bestimmten Orte ein, und Illi kam seinem Versprechen eben so treulich nach, und brachte ihnen die tausend und funfzig Guineen.

Ihre Freude war unbeschreiblich groß. Sie händigten ihm dafür die verlangten Zeugnisse ein, und diese waren auch die einzige Bürgschaft für ihn, denn er gieng eilfertig davon, um nicht erkannt zu werden. War nun seine Absicht blos den Leuten diese Summe vorzuschießen, oder sie ihnen zu schenken, das ist unbekannt. Da aber die ehrlichen Männer seine Wohlthat blos unter der ersten Bedingung zu empfangen gedacht hatten, und ihm darüber schriftliche Versicherung hatten geben wollen, so waren sie wie versteinert, als sie sahen, daß er sie so schnell verließ, faßten aber sogleich beide einen Entschluß, der eben so seltsam war, als Illi's Handlung. Er war dieser: sie wollten sogleich folgenden Tages alle Umstände dieses Vorfalls auf dem Marktplatze öffentlich anschlagen, mit der Erklärung vor dem ganzen Publikum, daß sie die erhaltene Summe in gewissen festgesetzten Terminen, wieder abtragen, und um allen Anschein von Zweydeutigkeit zu vermeiden, die einzelnen Summen bey dem Magistrat abgeben wollten, dem sie zugleich Vollmacht gaben, die bewußten Zeugnisse dagegen zu empfangen. So ein edles Betragen zog die Bewunderung der ganzen Stadt auf sich. Den Tag darauf kam ein neuer Gegenstand derselben zum Vorschein. Nemlich, man las einen neuen öffentlichen Anschlag von Seiten ihres Wohlthäters, worinnen er sagte: daß er äusserst zufrieden wä-

re,

re, sein Geld so wohl angewendet zu haben, und dafür weiter nichts verlangte, als die Freundschaft zwey so redlicher Männer, die so dankbar zu seyn vermochten. Zugleich nahm er hier das Publikum zum Zeugen, daß er ihnen das Eigenthumsrecht auf diese Summe zugestünde, und damit er auch nicht das geringste Recht in Händen haben möchte, sie wieder zurück verlangen zu können, so hätte er die bewußten Zeugnisse schon bey dem Magistrat abgegeben.

Das Volk konnte nicht mit einmal den dichten Schleyer durchschauen, hinter welchen dieser großmüthige Mann seine Bescheidenheit versteckte, und vielleicht wäre diese edelmüthige Handlung, so gut wie manche andere, bald in ewige Vergessenheit vergraben worden, wenn sein Kassirer sie nicht dadurch bekannt gemacht hätte, daß er bezeugte, seinem Herrn diese beiden Summen zu eben dieser Zeit, da sich das alles zutrug, eingehändigt zu haben.

Folgende Anekdote verdient nicht weniger Bewunderung. Ein Mädchen von funfzehn Jahren hatte sich durch einen Bedienten ihres Vaters verführen lassen. Da sie nun seinen Zorn befürchtete, weil er ein sehr ungestümer Mann war, so hielt sie, diesem auszuweichen, sich bey armen Leuten in der Nachbarschaft auf. Ihr noch ungleich furchtsamerer Liebhaber aber war mehrerer Sicherheit halber gar davon ge-

laufen. Umsonst versuchte man den Vater über ein Unglück, das nicht abzuändern war, zu besänftigen; dem armen Mädchen blieb also weiter nichts übrig, als nach London zu gehen, um daselbst etwa in einem Hause in Dienste zu kommen, wo ihr ihr Fall kein Hinderniß in Weg legte. Illi aber, dessen Hauptgeschäfte es einmal war, die Noth und das Leiden anderer Menschen zu Herzen zu nehmen, bedachte gleich, daß in einer Stadt, wo die Sitten beider Geschlechter in gleichem Grad verderbt wären, sie endlich ganz gewiß zu Grunde gehen müsse.

Da man ihm ohnehin schon von ihrem Charakter eine sehr vortheilhafte Meynung beygebracht hatte, so besuchte er sie. Er sagte ihr, daß nach einem Fehltritt, wie sie gethan hätte, nur ein einziger, jedoch sehr rauher und empfindlicher Weg übrig wäre, um wieder zu Ehren zu kommen, und fragte, ob sie sich wohl entschließen könnte, ihren Verführer zu heyrathen; wobey er sie versicherte, daß er alles anwenden würde, ihrem Unglück abzuhelfen. Das arme Mädchen versprach, in allem seinem Rath zu folgen, und ihn als den Rath eines großmüthigen Beschützers und zärtlichen Vaters anzunehmen. Nun kaufte er erstlich ihrem Liebhaber eine ansehnliche Bedienung, und schickte ihn mit dem erhaltenen Titul und mit Empfehlun-

gen an seine besten Freunde nach London, und bat sie, dem jungen Menschen Gelegenheit zu schaffen, sich im Umgang mit rechtschaffenen Leuten zu bilden. Wie er ihn alsdenn an dem Orte, wo er angestellt war, völlig eingerichtet hatte, so machte er sich selbst die Freude, ihm seine Frau zuzuführen, die er in der Zwischenzeit mit allem nothwendigen versehen hatte. Er verheyrathete sie zusammen, und verschafte ihnen alle Mittel, ruhige und angenehme Tage zu verleben. Alles das hatte er so geheim ausgeführt, daß der Vater der jungen Frau, der von dem allen nicht das geringste wußte, nicht wenig erstaunte, als ihn Herr Illi einmal besuchte, und ihn bat, seiner Tochter wieder Vater zu seyn, und zu erlauben, daß sie ihn mit ihrem Manne dem Kommissair besuchen dürfte. Aber sein Erstaunen stieg noch um viele Grade, als er hörte, daß sein Schwiegersohn eine der vornehmsten Stellen an dem Orte, wo er sich aufhielt, bekleidete, denn er war bey dem Bergwesen angestellt, von welchem die Direktoren für die reichsten Privatpersonen in der Provinz galten; und das hatte er blos dem Kredit seines Wohlthäters zu danken, der ihn in die Sozietät hatte aufnehmen lassen. In einem Lande, wo der Reichthum die Geburt aufwiegt, war's nun freylich ganz natürlich, daß der Vater alles aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete. Er schenkte seiner Tochter seine völlige

Zuneigung wieder, und hinterließ ihr bey seinem Absterben so viel, daß sie ihrem Beschüzzer allen geleisteten Vorschuß wieder ersetzen konnte. Man würde kein Ende finden, wenn man alle Beyspiele von Illi's Großmuth und Bescheidenheit anführen wollte.

Noch vor seinem Tode zählte man mehr denn achtzig Personen, denen er geholfen, und ihr Glück auf dauerhaften Grund gebauet hatte; ohne der verschiedenen Stiftungen zu erwähnen, die er für Kranke und Arme gemacht hatte, deren Andenken um so länger erhalten werden wird, da den Engländern nichts so ehrwürdig ist, als solche milde Stiftungen.

Laudon.

Semper honos nomenque tuum, laudesque manebunt.

Virg.

Ernst Gideon, Freyherr von Laudon, Herr auf Groß- und Klein-Berschwar, Kaiserl. Königl. wirklicher Geheimderath, General-Feldmarschall, Chef eines Regiments zu Fuß, und des militairischen Marien Theresien-Ordens Großkreuz, ein Mann von seltenem Originalgenie, der sich durch alle Hindernisse hindurch gekämpft, allein an seiner Höhe gearbeitet,

tet, durch eigene Verdienste den hohen Posten eines Kaiserl. ersten Feldherrns erstiegen, und nichts seiner Abkunft, seinen Aeltern und seiner Erziehung zu verdanken hat. Dieser große Held unsers Jahrhunderts über alles Lob erhaben, ist 1719 in Croatien geboren.

Da die häusliche Verfassung seines Vaters, der aus Ireland gebürtig war, keinesweges verstattete, denselben eine gute Erziehung zu geben, so suchte er seiner künftigen Bestimmung gemäß, sich selbst zu bilden. Sein Hang zum Militairstande war unüberwindlich, und entflammte seinen Fleiß, sich die dazu nöthigen Kenntnisse geschwind zu erwerben. Mit diesen versehen, trat er sehr frühzeitig in Kaiserl. Kriegsdienste, um die unter Noth und Kummer mühsam erlernten Anfangsgründe der Kriegswissenschaften praktisch auszuüben, und sich dadurch den Weg zu seinem künftigen Glück zu bahnen. Sein erster Dienst war unter den Grainzer Völkern, und zwar Anfangs hart und schwer. Allein er ließ sich durch nichts abschrecken, und that überall, auch in den niedrigsten Posten, seine Schuldigkeit aus allen Kräften und mit gehöriger Treue. In einer jeden der niedrigen Stufen seines Dienstes, die er mühsam durchlaufen mußte, suchte derselbe sich alle nur mögliche Kenntnisse in dem ganzen Umfange zu verschaffen, und machte sich dadurch

zu einem jeden nachherigen Posten, den er stufenweise und langsam betrat, immer geschickter und tüchtiger. Und hier legte er den dauerhaftesten Grund zu seinem künftigen Glücke. Nie sahe man ihn müßig; er benutzte jeden Augenblick, den ihm der Dienst übrig ließ, zur Vervollkommung seiner Talente. Er wurde sein eigener Lehrer, und machte sich daher sehr frühzeitig mit den besten älteren und neuern Schriftstellern militairischer Wissenschaften bekannt. Sein vortheilhaftes Temperament, welches ein Physionomist aus seinem, diesem zweiten Bande vorgesetzten Portrait gar leicht bestimmen wird, kam ihm hierbey vortreflich zu statten.

Laudon besitzt das schönste Heldentemperament. Es ist aus den cholerischen und melancholischen auf das harmonischste zusammengesetzt; und in dieser Hinsicht kann derselbe mit dem seligen Gellert, der von sanguinisch-melancholischen Temperament war, nicht füglich und ganz treffend verglichen werden *). Ihre beiderseitige Harmonie beruht lediglich auf dem melancholischen Temperament; und da dieses durch die Hauptkomplexion erst seine Richtung bekommt, so ist es einleuchtend genug, daß diese

*) Siehe den Kriegs- und Helden-Almanach auf das Jahr 1779.

diese ganz entgegengesetzte Mischung des Bluts, auch ganz entgegengesetzte Grundsätze und Handlungen hervorbringen müsse. Nach dieser Vorausesetzung werden wir, wenn wir unsern Helden durch alle Auftritte seiner kriegerischen Laufbahn mit Aufmerksamkeit beobachten, finden, daß seine Hauptstärke in schneller Ueberraschung des Feindes bestanden habe, und daß sie fast jederzeit für ihn glücklich ausfallen mußte; weil sie reiflich ausgedacht, durch Klugheit unterstützt, und geschwind ausgeführt wurde.

Sein großes Genie wurde lange verkannt, und mußte unbenutzt bleiben. Aber schnell, wie der Blitz brach es herfür, da es Gelegenheit fand, die Hindernisse zu überwinden, die es bisher in Unthätigkeit gehalten hatten. Das 1753ste Jahr, da er im May zum Obristlieutenant des Warastiner Regiments ernannt wurde, war ihm hiezu günstig, und verschafte ihm Gelegenheit, sich durch Diensteifer auszuzeichnen. Und nun las er die Schriften der Alten mit größerer Applikation und wenigern Hindernissen; er benutzte auch die neuern Schriftsteller, und verglich sie mit den ältern in einem gesetzten vier und dreissigjährigen Alter, und in einem Ruhestande von vier Jahren, den ihm die Musse des Friedens gewährte, suchte er sich auch nach seinem moralischen Charakter zu vervollkommen, weil er wohl wußte, daß ein Kriegsmann nie anders,

als durch edle und erhabene Handlungen groß werden könnte. Er studierete sich selbst, und das Resultat seiner Untersuchung war, daß er sich erst selbst in seinen herrschenden Leidenschaften überwinden müßte, ehe er auf künftige Siege über die Feinde gerechten Anspruch machen könnte.

Kein Sieg war schöner, als der, den er über sich selbst davon trug, und keine Lorbeeren unverwelklicher, als die, so ihm die Ueberwindung seiner inneren Feinde verschaften. Welcher Kampf, welche Anstrengung, sich zu einem sanften Menschenfreund umzubilden, wenn daß Temperament Härte, Strenge, und Grausamkeit gebietet; aber desto glänzender ist der Sieg, desto hervorstechender die That, desto schätzbarer der Mann, der sich durch wahren Heroismus durch alles dieses hindurch kämpft, und endlich, nach hartem Streit sagen kann: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe mich selbsten bezwungen.“ Gellert, als der Lieblingsschriftsteller unseres Helden, und der in gewissem Betracht, etwas ähnliches mit ihm hatte, diente ihm hierinnen zum Muster, und mit sich selbsten bekannt, und mit den Gefahren, die uns täglich unsere innere Feinde drohen, kam Laudon auch seiner äussern Bestimmung und dem Ruhm, der auf ihn wartete, immer näher. Der Krieg brach im Jahr 1757

in

in vollen Flammen aus, und die großen Talente unsers kriegerischen Genies konnten nicht länger verkannt werden. Er wurde im März 1757 zum Obristen ernannt. Und nun that er schnelle Schritte bis zum höchsten Gipfel der Ehre, und des Ruhms. Noch in demselben Jahre, im August, wurde er Generalfeldwachtmeister, im Jahr 1758 Generalfeldmarschall-Lieutnant, Ritter und groß Kreuz des Marien Theresien-Ordens. 1759 im August, Generalfeldzeugmeister, 1760 Chef des erledigten Regiments alt Wolfenbüttel, zu Fuß, 1769 wirklicher Geheimderrath, und 1778, den 27ten Februar Generalfeldmarschall. Auf allen diesen schnellen hintereinander erfolgten Ehrenposten hat sich derselbe durch wichtige Unternehmungen jederzeit rühmlichst ausgezeichnet. Sie sind zu bekannt und noch zu sehr in frischem Andenken, als daß ich sie hier weitläuftig anzuführen nöthig hätte. Ich darf sie nur nennen, und ein jeder wird sich so gleich dabey den entschlossenen Muth und die kluge Behutsamkeit unseres Helden hinzu gedenken können. Die Scharmützel bey Ostritz und Hirschfeld, nebst dem Ausfall aus Prag, waren in dem Jahre 1757 seine erste Probstücke, die ihn auf der militärischen Laufbahn hervorstechend kenntlich machten. Das darauf folgende Jahr war in Absicht seines Kriegesruhms eine würkliche Epoche, und zeichnete ihn vor allen seines Zeital-

ters aus. Hier zeigten sich seine große Talente in vollem Glanz. Der glückliche Angriff des nach Olmütz bestimmten preußischen Transports; die Schlachten bey Hochkirch und Kunnersdorf, die kühne Bestürmung der Schanzen von Landshut, und die schnelle Eroberung von Glaz und Schweidniz, setzten ihn unter die ersten Helden des österreichischen Hauses. Seine Verdienste wurden nicht nur in hellerm Licht erkannt, sondern auch reichlich belohnt. Im Jahr 1759 schickte ihm die russische Kaiserinn Elisaberh, wegen der Rettung der russischen Armee bey Kunnersdorf, einen goldenen reich mit Brillanten besetzten Degen, und der Kaiser erhob ihn nebst seiner Gemahlinn, welche bürgerlichen Herkommens war, in den Reichs-Freyherrenstand. Im Jahr 1761 schenkte ihm der Kaiser das Theresienkreuz, so 6000 Dukaten beträgt, und die Kaiserinn ihr eigenes mit Brillanten besetztes Bildniß, nebst dem böhmischen Indigenatrecht, wie auch das in den Czaslauer Kreise von Böhmen belegne Gut groß und klein Betschwar. Selbst seine Feinde schätzen ihn als einen tapfern und klugen Offizier, sehr hoch, und liessen ihm wegen seiner großen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren. Dies beweiset das edle Betragen Sr. Majestät des Königs von Preussen gegen unsern Helden, in dem Jahr 1757 und 1770. In dem erstern ließ ihm der König das seinen Husaren in die

Hände gefallne Generalfeldzeugmeister-Patent durch einen Trompeter zurückfenden, und zu seiner Erhebung Glück wünschen; im letztern schenkte er ihm ein kostbares Reitpferd mit Sattel und Zeug. Er hat allen Feldzügen des vorletzten Kriegs mit vielem Ruhm beygewohnet; allein, nur in den letztern Jahren, als kommandirender General starker Heere. Wie sehr er bey seiner jetzt regierenden kaiserlichen Majestät, dem große Epoche machenden Joseph II. den er auf allen militärischen Reisen begleitet hat, in Gnaden stehe, hat der letzte Feldzug 1778 bewiesen, in welchem er das unumschränkte Commando eines großen Heers von 80,000 Mann übernommen, und durch seine klugen Dispositionen alle weit aussehende feindliche Plane vereitelt hat. Um unseren Helden in allen seinen Verhältnissen näher kennen zu lernen, so müssen wir ihn auch auf der Aussenseite betrachten. Er stammt aus einer jüngern Linie des uralten schottischen Geschlechts Laudon in der Grafschaft Ayr ab, ist von mittelmäßiger Statur, hager, und einfach gekleidet. Er hat nachsinnende tief im Kopf geschlossene lichtgraue Augen; spricht gut Teutsch, aber sehr wenig, und von seinen Thaten gar nichts. Er verräth in allen seinen Mienen eine ernsthafte Traurigkeit und große Bescheidenheit. Seine Art, sich zu kleiden, ist eben so wie sein Gemüthscharakter, sonderbar und auffallend. Er

ist überhaupt ein Individuelles. und Originalgenie, das mit Niemanden weder in den älteren noch neuern Zeiten verglichen werden kann. Der Verfasser des Tempels der Unsterblichen irret sich also sehr stark, wenn er ihn mit Scipio, Cäsar, Alexander, Carl dem XII. Tilly und Gellert in eine Parallele setzt. Der Vergleich mit Tilly ist offenbar herabwürdigend und erniedrigend; denn Barbarey und Tyranney sind nie die Grundzüge eines Helden gewesen, und in diesem Betracht kann Tilly nie zur Vergleichung aufgestellet werden. Herr von Laudon ist gegenwärtig 66 Jahr alt, und lebt seit verschiedenen Jahren im Wittwerstand.

Die Soldaten lieben ihn als ihren Vater, und er hingegen sorgt für sie als für seine Kinder. —

Laune.

Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche bezeichnet Laune überhaupt die Munterkeit und das drollige aufgeweckte Wesen, wornach man vorzüglich zu streben hat, wenn man verschiedene Verdrießlichkeiten des Lebens hinweg lächeln will; oder das ganze Wesen desjenigen Charakters, welcher in einer gewissen ernsthaften Lustig-

keit

keit und Heiterkeit die Dinge in der Welt mit einer ungewöhnlichen Sorglosigkeit betrachtet; den Scherz, der über die Schranken des Anstandes bey Gegenständen, die uns keines Scherzes fähig scheinen, nicht überschreitet; die Lustigkeit, welche mit philosophischem Gleichmuthe lächelt; Heiterkeit bey Dingen, wo wir das Gegentheil vermuthen.

Diese Laune, diese gutartige Gesinnung, mit welcher man sich durch das Leben hindurch fortrollet, bis der Faden zerreißt, und der Kopf ins Grab sinkt, ist es vorzüglich, welche Empfehlung verdient. Sie ist ein Zeichen eines guten Herzens. Der Boshafte kann sie nicht haben. Die frohe Gesinnungen des humoristischen Geistes entstehen sehr oft aus dem Bewußtsein des eignen guten Herzens, und man denkt, andere Kinder der Menschheit denken, empfinden und handeln eben so, wie wir. Man lacht über diese oder jene Mitbewohner unserer sublunarischen Welt; man findet sie thöricht, und oft uns selbst dazu. Man wird nie böse, und wenn das Zwergfell genug erschüttert ist; so höret man auf, und die man belachte, sind wieder so gut, wie wir.

Dagegen ist die üble Laune eines der größten Hindernisse unsers inwendigen Glücks; sie überrumpelt uns, und wir sind gefangen, ehe

wir an Widerstand denken. Anstatt dieser Pest des Lebens wäre es unaussprechlich viel besser, gar keine Laune zu haben.

Man entgeht, oder widerstehet wenigstens den Ausbrüchen einer übeln Laune, wenn man überleget, wie wir durch dieselbe nicht nur auf Tage, sondern auf viele Wochen und Monathe unsere Zeit verlieren. Ein einziger unangenehmer Gedanke, mit dem wir uns unnöthiger weise ängstigen und quälen, bringt uns oft auf eine lange Zeit um alle Fähigkeit, irgend etwas ausser unserm Alltagswege zu thun, darum muß man sich immer bestreben, keiner Unannehmlichkeit des Lebens mehr Einfluß auf unsern Thätigkeitstrieb zu erlauben, als ihr gebührt. So lange wir arbeiten, trauren wir weniger. —

Nun wollen wir auch noch hören, wie einer unsrer neuern Philosophen erklärt, was die Laune ist:

„Das Wort Laune (sagt nemlich Herr Garve) soll theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Mensch alle Sachen von einer etwas sonderbaren Seite ansieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Lust hat, und was andere weder sagen noch thun werden, weil sie sich von der Meinung der übrigen, oder von

der

der Gewohnheit einschränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und thut. —

Andere Charaktere verschliessen ihre Betrachtungen in sich, oder richten sie bloß nach den Absichten ein, die sie bey ihrer Rede haben, oder nach den Gesinnungen der Personen, mit denen sie reden. Der launigte Charakter öfnet so zu sagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, daß er gesagt werden muß; und läßt uns also mehr von der geheimen Philosophie des Menschen erfahren, als irgend ein anderer.

Wenn diese Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeschmacktes bey den Sachen denken, so ist sie unerträglich. Für solche Menschen ist die Politesse und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir sie nicht verachten oder hassen sollen, so wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn müssen. —

Aber ist es ein fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das sich ganz seinen eigenen Eingebungen überläßt; so ist uns in der That sein Umgang lehrreicher und interessanter, als wenn ein eben solcher Kopf, und ein solches Herz die Maske des gemeinen Wohlstandes trägt, und, um andern Menschen ähnlicher zu scheinen,

den freien Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen hindert.“

Lauzun.*)

Der Graf von Lauzun gerieth in Verdacht eines für die Vortheile des französischen Hofes nachtheiligen Briefwechsels, und ward darüber in die Bastille gesetzt. Hier ward er eine gute Zeit sehr enge gehalten, bis er endlich die Freyheit bekam, von seinen Freunden Besuche anzunehmen. Mit diesen berathschlagte er sich über die Mittel, die Flucht zu ergreifen.

Zu Erreichung dieser Absichten versorgten sie ihn mit Stricken, Feilen und allem, was er dazu brauchte, welches sie seinem Bedienten zusteckten, der ein getreuer und gescheiter Mensch war, auf den sie sich vollkommen verlassen konnten. Sie wurden aber über der Ausführung ihres Vorhabens ertappt, der Graf ward ergriffen, und in ein gräuliches Gefängniß unter der Zitadelle gesteckt, wo er bis auf weitere Befehle bleiben sollte.

Seinen unglücklichen Bedienten erwartete unterdessen ein traurigeres Schicksal; er ward vor dem Polizeylieutenant verhört, und verurtheilt,

*) Scotch Magaz. Vol. XXIV.

theilt, vor dem Fenster des Gefängnisses aufgehangen zu werden; welches Urtheil auch vollstreckt ward. —

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Umstand zur äussersten Bekümmerniß für den unglücklichen Grafen gereichen müssen, der auf seinem Strohbette lag, von Brod und Wasser leben mußte, und keine Seele um sich sah, als die unmenschlichen Hüther seines Kerkers.

In diesem Zustande, wo er weder Bücher noch Tinte oder Feder hatte, sich zu beschäftigen, war dem Grafen kein anderes Mittel übrig, seine Zeit zu vertreiben, als daß er eine kleine Spinne, die über ihm hieng, lehrte, sich aus ihrem Gewebe herab zu lassen, und einige Krümchen Brod aus seiner Hand aufzuschnappen.

Als er sich einmal auf diese Art vergnügte, kam der Thürhüter hinein, der ihm gewöhnlich seine untröstliche Mahlzeit brachte. Der Graf erzählte ihm, was er für eine Art von Ergötzlichkeit ausfündig gemacht hätte. Den Augenblick lief der Unmensch hinzu, schlug die Spinne todt und sagte: „daß solche Verbrecher, wie der Graf wäre, keine Unterhaltung oder Ergötzlichkeit verdienten.“ —

Nach der Zeit ward der Graf wieder frey gelassen, und zum Herzoge gemacht; man weiß aber nicht, ob er es seiner Würde anständig ge-

halten habe, den Thürhüter zu bestrafen oder nicht; das aber ist zuverläßig, daß er gestanden, daß nichts in der Welt ihn so bitterlich betrübt habe, als der Verlust seiner kleinen Spinne; nicht einmal die Hinrichtung seines getreuen Kammerdieners ausgenommen. —

Law.

Dieser Schottländer war einer von jenen Projektmachern, von jenen Staatsquacksalbern, welche in Europa ihre Einsichten und unruhiges Wesen herumtragen. Er war ein großer Berechner, und was beynahe unglaublich schien, zu gleicher Zeit mit einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft begabt. Diese Geisteszüge und Denkungsart gefielen dem Regenten, und bald machten sie ihn sich unterwürfig. Law versprach die Finanzen wieder in Aufnahme zu bringen, und er brachte diesem verschwenderischen und verschmitzten Fürsten leicht an einem Plan Geschmack bey, der ihm Aussichten zu Geld und Ruhm verschafte. Folgendes war die Verkettung und der Erfolg seiner Unternehmungen.

Anfänglich im Monath May 1716 erhielt er die Erlaubniß, zu Paris eine Bank zu errichten, deren Kapital auf 6 Millionen und

zwölf

zwölfhundert Aktien, jede zu tausend Thalern bestand.

Dieser Bank war nicht erlaubt, das geringste Anlehen zu machen. Aller Handel war ihr untersagt, und ihre Geschäfte sollten auf baare Bezahlung geschehen.

Jeder Bürger, jeder Fremde konnte sein Geld darein legen; und sie verband sich, alle ihre Bezahlungen 5 Sols von drey tausend Livres zu machen. Ihre Bankzettel, die sie für einen mäßigen Gewinnst hergab, wurden in allen Münzen durch die Münzdirektoren, die mit ihnen in Briefwechsel standen, und ihrer Seits auf ihre Kasse zogen, angenommen. Eben so wurden ihre Briefe auf den vornehmsten Plätzen von Europa in dem Cours, in dem der Wechsel sich befand, zur Verfallzeit angenommen.

Der glückliche Erfolg der neuen Einrichtung beschämte die Feinde ihres Stifters, übertraf vielleicht seine Erwartungen selbst. Ihr Einfluß ließ sich in den ersten Tagen fühlen. Ein schneller Geldumlauf, den ein allgemeines Mißtrauen seit so langer Zeit in der Unthätigkeit erhalten hatte, setzte alles in Bewegung. Die Künste, der Feldbau, die Werkstätte wurden wieder belebt. Der Verbrauch nahm wieder seinen ehemaligen Lauf. Die Kaufleute

fanden fünf vom Hundert Gewinnst auf ihre Wechselbriefe gegen Waaren, die Geld galten, und fiengen ihre Unternehmungen wieder an. Dem Lauf des Wuchers wurde Einhalt gethan, weil die Kapitalisten sich genöthiget sahen, zu dem nehmlichen Zinß, den die Bank nahm, sich zu verstehen. Nachdem die Fremden auf die Art der Zahlungen, die sie zu machen hatten, rechnen konnten, verlangten sie wieder Waaren, die sie sich mit Verdruß entzogen hatten. Zum großen Erstaunen aller Nazionen stieg der Wechsel wieder zu Frankreichs Vortheil.

Das war wirklich viel, aber das war noch nicht all das mögliche und nothwendige Gute. Im Monat März 1717 wurde verordnet, daß die Bankzettel bey allen Kassen für die Auflagen an Zahlungsstatt angenommen, und daß sie ohne Aufenthalt und ohne Abzug von denjenigen, die mit den Staatsgeldern beschäftigt waren, eingelößt werden sollen. Durch diese wichtige Verordnung behielt man den Ertrag der Auflagen in den Provinzen, ersparte dem Fürsten und der Nazion die Versendungskosten des Geldes, und die eben so vielfältigen, als unnützlichen Weitläuftigkeiten, die es unter den Händen der verschiedenen Einnehmer verursachte. Diese Unternehmung, die den Kredit der Bank auf den höchsten Gipfel brachte,

war

war der Regierung nicht weniger nützlich. Ihr Steuereintreiben geschah nicht nur ohne jene Gewaltthätigkeiten, welche die Staatsverwaltung verschrien, und die Unterthanen zur Verzweiflung brachten, sondern sie sahe auch bey ihren Einkünften einen beständigen und schnellen Zuwachs, bey dem es nicht fehlen konnte, daß sich ihre Lage nicht einstens ändern mußte.

Das unverhofte Schauspiel so vieler Vortheile machte, daß man Law für einen richtig denkenden und weitblickenden, und erhabenen Kopf hielt, der den Reichthum verachtete, der den Ruhm liebte, der sich bey der Nachkommenschaft durch große Dinge verewigen wollte. Die Erkenntlichkeit hielt ihn der ehrenvollesten öffentlichen Denkmäler würdig. Dieser kecke und unternehmende Fremdling benützte eine so günstige Gesinnung der Gemüther, um die Ausführung eines Entwurfs, der ihm seit langer Zeit am Herzen lag, zu beschleunigen.

Er erhielt im Monat August 1717 die Erlaubniß, die westindische Gesellschaft, deren Privilegien anfänglich nur auf den ausschliessenden Handel von Louisiana und die Bieberfelle von Canada sich beschränkten, zu errichten.

Die ehemals für den Handel nach Afrika, Ostindien und China gestatteten Privilegien

giengen bald auf die neue Gesellschaft über. Ihr Geiz war, die Staatsschulden zu bezahlen. Um sie in Stand zu setzen, ein so großes Unternehmen auszuhalten, überließ ihr die Regierung den Tobackverkauf, die Münze, die Staatseinnahmen und die Generalpachtungen.

Um die Unternehmung zu beschleunigen, verlangte Law den 4ten Dezember 1718, daß die Bank, die er 2 Jahr vorher errichtet, und die ihren eigenen Nutzen nicht mit dem des Staats vereint hatte, und von so großem Nutzen war, in eine Staatsbank verwandelt werden sollte. Ihre Zettel galten unter den Einzelnen statt der Münze, und man nahm sie bey allen Kassen an Zahlungsstatt.

Die ersten Verrichtungen fesselten aller Menschen Einbildungskraft. Die Aktien der Gesellschaft, die größtentheils mit Staatsscheinen gekauft waren, und die in der That nicht fünfhundert Livres kosteten, galten bis zehntausend Franken, in Bankozetteln zahlbar. Die Franzosen, die Ausländer, die vernünftigsten Leute verkauften ihre Obligationen, ihre Güter, ihre Kostbarkeiten, um ein so sonderbares Spiel mit zu spielen. Gold und Silber verfielen in den größten Unwerth. Man wollte nichts anders als Papier nehmen.

Es war nicht unmöglich, daß dieser Enthusiasmus sich lange Zeit genug erhielt, um

von

von einigem Nutzen zu seyn, wenn Laws Absichten eingetroffen hätten. Dieser Rechner wollte ohngeachtet seiner verwegenen Grundsätze die Anzahl der Aktien einschränken, ob er gleich niemals gezwungen werden konnte, sie heraus zu bezahlen; aber vorzüglich war er entschlossen, nicht mehr als für tausend oder zwölf hundert Millionen Bankzettel umlaufen zu lassen.

Man nahm an, daß dieses die Masse des baaren Geldes, das im Königreich umliefe, wäre, und er schmeichelte sich davon durch seine Einleitungen eine beträchtliche Menge in die königlichen Kassen zu bekommen, um damit denjenigen, die ihr Papiergeld gegen Metall einwechseln wollten, begegnen zu können. Ein Entwurf, dessen glücklicher Erfolg so unwahrscheinlich war, wurde noch mehr durch das Betragen des Regenten gehemmt.

Dieser Fürst hatte von der Natur einen tiefen Forscherblick, ein seltenes Gedächtniß, ein richtiges und gerechtes Gefühl erhalten. Der Ausbildung hatte er eine edle Beredsamkeit, ein ausgesuchtes Unterscheidungsvermögen, den Geschmack und Kenntniß der Künste zu danken. Im Krieg zeigte er eine hervorstechende Tapferkeit, und in den Staatsgeschäften eine mit vieler Ehrlichkeit verbundene Geschicklichkeit.

Seine Denkungsart und die Umstände versetzten ihn in die häklichsten Lagen, wo er eine

große Menschenkenntniß und eine frühzeitige Erfahrung erlangte. Die Art von Ungnade, in der er lange Zeit lebte, gab ihm gesellschaftliche Sitten. Man konnte leicht zu ihm kommen. Man hatte in den Geschäften mit ihm weder üble Laune, noch Hochmuth zu befürchten. Sein Umgang war einnehmend, und sein Betragen voll Anmuth. Er war gütig, oder wenigstens stellte er sich doch so.

So viele liebenswürdige, so viele schätzbare Eigenschaften brachten jedoch die großen Folgen, die man davon erwarten konnte, nicht hervor. Philipps Schwachheit benahm der Nazion alle diese Vortheile. Niemals konnte er sichs gestatten, seinen Freunden, seinen Feinden, und seinen Mätressen, vornehmlich aber dem du Bois, dem schlechtesten Kerl, dem größten Betrüger der Menschen etwas abzuschlagen. Diese Unmächtigkeit fiel besonders zur Zeit des Lawischen Systems in die Augen. Um die Begierde aller derer, welche die Dreistigkeit hatten, sich für nothwendig auszugeben, oder zu halten, zu entsprechen, machte er sechshundert vier und zwanzig tausend Aktien, deren Werth sich über sechs tausend Millionen und an Bankzetteln die Summe von 2696, 400000 livres belief.

Ein solches großes Mißverhältniß zwischen dem Papier und Geld hätte bey einem freyen

Volke,

Volke, wo es nach und nach entstanden wäre, vielleicht erträglich seyn können. Da sind die Bürger gewohnt, die Nation als einen ständigen und unabhängigen Körper zu betrachten, und nehmen sie um so lieber zum Bürgen an, da sie selten eine genaue Kenntniß ihres Vermögens und von ihrer Billigkeit einen vortheilhaften, gewöhnlich auf die Erfahrung gegründeten Begriff haben. Durch dieses Vorurtheil wird der Credit oft über alle Mittel und alle Sicherheit hinausgetrieben. So ist es aber nicht in unumschränkten Monarchien, besonders in denen, die ihre Verpflichtungen oft übertreten haben. Wenn man ihnen in einem Augenblick der Berauschung ein blindes Zutrauen schenkt, so ist es doch nur wenige Zeit. Ihre Unfähigkeit zu bezahlen fällt bald, auch dem Kurzsichtigsten auf. Die Ehrlichkeit des Monarchen, das Unterpfand, die angewiesene Sicherheit, alles scheint eingebildet. Der aus seiner ersten Verblendung erwachte Gläubiger verlangt sein Geld mit einer, seiner Unruhe angemessenen Ungeduld zurück. Die Geschichte des lawischen Systems ist ein neuer Beweis dieser Wahrheit.

Das Verlangen, diejenigen, welche sich zuerst von dieser durchgängigen Thorheit erholt hatten, und ihr Papier in Metalle umzukehren suchten, machte, daß man zu Auskunftsmitteln

seine Zuflucht nahm, wie solche der ärgste Feind der Unternehmung vorgeschlagen haben würde. Das Gold ward im Handel verboten. Es ward allen Unterthanen untersagt, mehr als fünfhundert Livres baar Geld in ihrem Hause zu behalten. Eine Verordnung machte verschiedene nach und nach einzuführende Abwürdigungen in dem Münzfuß bekannt. Diese tyrannischen Mittel thaten dem Eifer, den man gehabt hatte, sein Geld aus der Bank zu holen, nicht nur Einhalt, sondern brachten sogar einige furchtsame Leute in ein solches Gedränge, daß sie neue Kapitalien in die Bank legten.

Aber dieser unbedeutende Erfolg deckte den so unklugerweise gegrabenen Abgrund nicht zu.

Um ein Gebäude, das von allen Seiten her wankte, zu unterstützen, wurde verordnet, daß die Mark Silber auf 82 Livres 10 Sols erhöhet, die Bankzettel aber auf die Hälfte ihres Werths, und die Aktie auf fünf Neuntel herabgesetzt werden sollte. Die nähere Ausgleichung vom Papier und vom Geld war vielleicht noch der vernünftigste Gedanke, den man in der verzweiflungsvollen Lage, worinn sich die Geschäfte befanden, zu befolgen im Stande war. Er brachte aber vollends alles in Verwirrung. Die Bestürzung ward allgemein. Jeder bildete sich ein, die Hälfte seines Vermögens verloren zu haben, und eilte, das übri-

ge zu retten. Die Kassen waren leer, und es fand sich, daß die Aktienmäkler nach Schattenbildern geschnappt hatten.

Hierauf verschwand Law, und mit ihm die von ihm blindlings gefaßte Hofnung, durch seine Einsichten die Wiederherstellung des Glücksstandes des Staats zu bewirken. Alles gerieth in Unordnung.

Es schien nicht möglich zu seyn, das Chaos aus einander zu bringen. Um dieses zu thun, errichtete man den 26ten January 1721 einen Gerichtshof, bey welchem die Leib- und ewigen Renten, die Aktien, die Bankzettel, alle königlichen Scheine, von welcher Natur sie auch seyn möchten, in zwey Monaten hinterlegt, und darauf ihre Gültigkeit untersucht werden sollte.

Man erfuhr durch diese unter dem Namen Visa so berühmte Untersuchung, daß für 2696,400000 Livres Bankzettel in Umlauf gebracht waren. Davon verbrannte man für 707,327460 Livres, welche zur Liquidation nicht zugelassen worden waren. Die Mäkler wurden zu einem Ersatz von 187,893661 Livres verurtheilt. Andere Einrichtungen verminderten ebenfalls die Nationalschulden. Die Staatsmaschiene fieng wieder an zu gehen, aber ihre Bewegungen waren niemals leicht oder regelmäßig.

Genug

Genug von diesem Manne und seinem System, das so viel Unglück in Frankreich angerichtet. — Weitläuftiger ist sein Leben in dem 2ten Theile meiner Biographien berühmter Personen von verschiedenen Ständen ꝛc. beschrieben worden.

Laylet-al-Kouvat.

So nennen die Türken die erste Nacht ihres Monats Ramadan, oder ihrer Fasten, weil sie sich einbilden, daß in solcher der Koran vom Himmel geschickt worden. Eigentlich heißt dies Wort: die Nacht der Macht.

Gleich nach der Sonnen Untergange werden in allen Straßen von Konstantinopel, hauptsächlich in der Straße Bazar, durch welche eine Prozession gehalten wird, Lampen angezündet, indem alle zehn Schritte Seile hängen, an welche eiserne Reifen und Körbe befestiget sind, deren Jeder wenigstens 30 Lampen fasset. Ueberdies sind die Thürme oder Minarets der Moscheen erleuchtet. Die Straßen sind mit einer unzähligen Menge Volks angefüllt, und zwo Stunden nach eingebrochener Nacht eröfnen die Santonen mit Streitkolben bewafnet und Kerzen in den Händen, zu Fuße ihren Zug. Sie tanzen, singen, und erregen

einen

einen heulenden Lärmen. Ihnen folgen unterschiedene Personen auf Kameelen mit Kesselpauken; nach diesen kommen andere zu Fuße, die sich verkleidet haben, und lange Stangen tragen, an welchen große mit Raketen und Kunstfeuern angefüllte eiserne Reifen hängen, um solche unter den Pöbel zu werfen. Den Zug beschließen andere Santons, die den Anfang des Ramadans besingen. —

Leben.

Nichts sucht der Mensch sorgfältiger zu bewahren, und nichts vernachläßigt er mehr, als sein Leben.

In London hatte ein gewisses Frauenzimmer einen großen Arzt in Schottland rühmen hören, der noch jezt die Zierde seines Vaterlandes, und der schottländische Aeskulap ist. Kurz darnach machte sie sich auf und reisete nach Edimburg, ihn ihrer Gesundheit wegen um Rath zu fragen. Kaum war sie in dieser Stadt angelangt, so schickte sie nach diesem Arzt. Er kam. Sie klagte Müdigkeit. — Der Doktor sagte: das komme von der Reise.

Sie. Ich habe diesen Abend keinen Appetit.

Er. Sie müssen nur leichte Speisen essen.

Sie. Ich kann die Nächte nicht wohl schlafen.

Er. Sie müssen nur etwas spät zu Bette gehen.

Sie. Ich werde so schwerfällig; ich weiß nicht, was ich dafür brauchen soll?

Er. Sie müssen des Morgens hübsch früh aufstehen, und sich gute Bewegung machen.

Sie. Der Wein will mir gar nicht dienen.

Er. Sie müssen Wasser trinken.

Sie. Ich muß über Unverdaulichkeit klagen.

Er. Bittere Sachen pflegen dafür gute Dienste zu thun.

Sie. Aber meine Augen werden schwach.

Er. Sie müssen die Brille gebrauchen.

Sie. Auch die Kräfte fangen mir an abzunehmen; ich bin nicht mehr so stark, und auch so gesund nicht mehr, als ich sonst zu seyn pflegte.

Er. Das macht, weil sie älter werden.

Sie. Aber, was soll ich für diese Schwäche brauchen?

Er. Das kürzeste, Madam, ist dies, daß Sie der Sterblichkeit die Schuld bezahlen, wie so viele Schönen vor Ihnen gethan haben.

Sie. Gelehrter Herr Doktor! Ist das aller Trost, den Sie mir geben können? — Sind Sie dieser Ihrer einfältigen Mittel we-

gen

gen in solchem Ruf? — Sie haben mir nichts gesagt, als was ich vorher schon wußte.

Er. Warum haben Sie sich dann Ihre Wissenschaft nicht zu Nutz gemacht? Ich gebe mich nicht für einen Zauberkünstler aus. Wenn Sie geheimnißreiche Mittel haben wollten, so hätten Sie sie in London überflüßig finden, und die Beschwerlichkeiten einer weiten Reise ersparen können. —

Das Alter, welches die Vergnügungen des Lebens vermindert, behält doch immer noch das sehnlichste Verlangen, zu leben. Die Gefahr, welche wir in der blühenden Jugend verachteten, wird uns aufs neue wieder schrecklich, so wie wir alt werden. Da unsre Behutsamkeit eben so, wie unsre Jahre, zunimmt, so wird endlich die Furcht die herrschende Leidenschaft unsers Gemüths; und wir bringen unsere übrigen Tage in vergeblichen Bemühungen zu, unser Ende zu entfernen, oder für ein beständiges Daseyn zu sorgen.

Seltsamer Widerspruch in unserer Natur, dem sogar der Weise auch unterworfen ist! Beurtheile ich den Theil des Lebens, der vor mir liegt, nach dem, was ich bereits gesehen habe, so ist die Aussicht nicht angenehm. Die Erfahrung sagt mir, daß meine vergangene Vergnügungen mir keine wirkliche Glückselig-

keit

keit verschaft haben; und die Empfindung giebt mir die gewisse Versicherung, daß die Freuden, die ich genossen habe, stärker sind, als diejenigen, welche noch kommen sollen. Und doch sind die Erfahrung und Empfindung nicht vermögend, mich zu überzeugen; die Hofnung, welche mächtiger ist, als keine von beyden, stellet mir die entfernte Aussicht immer noch in einer weitern Entfernung vor, um ihr getrost nachzujagen; und eine jede fehlgeschlagene Hofnung vermehret bey mir, wie bey einem verlierenden Spieler, die heftige Begierde, das Spiel noch fortzusetzen.

Woher rührt diese vermehrte Liebe zum Leben, die mit den Jahren immer noch zunimmt; und woher kömmt es, daß wir uns mehr Mühe geben, unser Leben zu behalten, zu einer Zeit, da es kaum eine Erhaltung zu verdienen scheinet? Geschiehet es deswegen, weil die Natur auf die Erhaltung des menschlichen Geschlechts denket, und unsere Wünsche zum Leben vermehret, indeß daß sie unser Vergnügen vermindert, und unsere Einbildungskraft mit denjenigen bereichert, was sie unsern Sinnen geraubet hat? Das Leben würde einem alten Manne unerträglich seyn, der mit Schwachheiten beladen, den Tod nicht mehr fürchtete, als in seinen mannbaren Jahren; die unzähligen Ungemächlichkeiten der abnehmenden Natur,

tur, und das Bewußtseyn, eines jeden Vergnügen zu überleben, würden ihn auf einmal antreiben, die Scene des Elends mit seiner eigenen Hand zu endigen; allein, zu seinem Glücke verläßt ihn die Geringschätzung des Todes zu einer Zeit, da sie ihm nachtheilig seyn könnte; und das Leben erlangt sodann einen eingebildeten Werth, so wie der wirkliche Werth desselben abnimmt.

Unsere Zuneigung zu einem jeden Gegenstande, der uns umgiebt, vermehrt sich überhaupt durch die Länge der Bekanntschaft mit demselben. Ein Gemüth, welches lang zu einer Reihe von Gegenständen gewöhnt ist, bekömmt unvermerkt einen Hang sie zu sehen; es nähert sich denselben aus Gewohnheit, und gehet wieder ungern von ihnen weg. Daher rühret auch der Geiz der alten Leute, bey einer jeden Art von Besitzung; sie lieben die Welt, und alles, was sie hervorbringt; sie lieben das Leben, und alle seine Vortheile, nicht, weil es ihnen Vergnügen verschaft, sondern weil sie es lange gekannt haben.

Chin-chan ließ nach seiner Thronbesteigung in China alle diejenigen, welche unter den vorigen Regierungen ungerechter Weise ins Gefängniß gekommen waren, in Freyheit setzen. Unter der großen Anzahl derselben, die ihren Erretter bey dieser Gelegenheit ihren Dank ab-

statten wollten, erschien auch ein ehrwürdiger alter Mann, der den Kaiser zu Füßen fiel, und ihn auf folgende Art anredete: „Großer Vater von China! siehe einen Elenden von 85 Jahren, der im 22sten Jahre seines Alters schon ins finstere Gefängniß geworfen wurde. Man setzte mich gefangen, ob ich gleich kein Verbrechen begangen hatte. Ich habe jezt in der Einsamkeit und Finsterniß mehr als funfzig Jahre gelebt, und bin mit dem Unglücke bekannt geworden. Ich bin zwar noch durch den Glanz der Sonne, die ich wieder zu sehen das Glück haben soll, geblendet worden, und habe auf allen Straßen einen Freund gesucht, der mir beystehen, oder sich meiner erinnern möchte; allein meine Freunde, meine Familie und Verwandten sind alle todt, und ich bin von allen vergessen. Erlaube mir daher, o Chinchan, daß ich den elenden Ueberrest meines Lebens in meinem vorigen Gefängnisse zubringen darf. Die Mauern meines Kerkers sind mir angenehmer, als der prächtigste Pallast. Ich habe nicht lange mehr zu leben, und ich werde unglücklich seyn, wenn ich nicht meine übrigen Tage da zubringen kann, wo ich meine Jugend durchgelebt habe; nemlich in dem Gefängnisse, woraus man mich befreyet hat.“

Die Leidenschaft des alten Mannes für das Gefängniß ist derjenigen gleich, die wir alle zum

Leben

Leben haben. Wir werden an das Gefängniß gewöhnt, wir sehen uns um mit Mißvergnügen, wir sind mit dem Aufenthalte nicht zufrieden, und doch vermehret die Länge der Gefangenschaft unsere Neigung für diese Zelle. Die Bäume, die wir gepflanzet haben, die Häuser, die von uns erbauet worden, oder die Nachkommenschaft, die wir erlanget haben, dienen alle dazu, uns näher an die Erde zu binden, und unsern Abschied zu verbittern. Das Leben bewirbt sich um die jungen Leute, als um neue Bekannte. Dieser Gesellschafter ist gleich lächerlich und unterhaltend; seine Gesellschaft gefällt, und doch wird er bey allen diesen Annehmlichkeiten wenig geachtet. Hingegen denen, die schon an Jahren abnehmen, scheint das Leben ein alter Freund zu seyn; seine Scherze sind schon in dem ehemaligen Umgange da gewesen; es hat keinen neuen Vorrath mehr, um uns zum Lachen zu bringen, und doch lieben wir es immer noch; behandeln den abnehmenden Schatz mit zunehmender Sparsamkeit, und fühlen die ganze Bitterkeit des Grams bey seiner tödtlichen Trennung.

Timon war jung, schön, redlich und tapfer. Er besaß selbst ein ansehnliches Vermögen, und hatte die Liebe des Königs, seines Herrn, welche dem größten Reichthum gleich war. Das Leben eröfnete ihm alle seine Schätze,

ge, und versprach ihm ein langes und dauerhaftes Glück. Er kam und kostete das Vergnügen, aber er faßte gleich anfänglich einen Ekel. Er bezeigte einen Haß gegen das Leben; er war ermüdet, sich in eben dem Kreise wieder umzuwenden, er hatte alle Arten des Vergnügens versucht, und gleich bemerkt, daß sie bey jeder Wiederholung schwächer geworden. „Ist das Leben schon in der Jugend so unangenehm, sprach er zu sich selbst, wie wird es alsdenn beschaffen seyn, wenn das Alter kömmt; ist es mir jezt schon gleichgültig, so wird es hernach gewiß verwünschungswerth seyn!“ Dieser Gedanke verbitterte ihm eine jede Ueberlegung, bis er endlich mit der ganzen Heiterkeit einer verkehrten Vernunft den Streit mit einer Pistole entschied! Hätte man diesem betrogenen Menschen gesagt, daß das Leben um so viel angenehmer wird, je länger wir es genießen, so würde er dem Alter ohne Zittern entgegen gesehen haben; er würde es kühn gewagt haben, zu leben; und er würde der Gesellschaft, die er auf eine so niederträchtige Art verließ, durch seinen künftigen Fleiß und Geschicklichkeit noch nützliche Dienste geleistet haben.

Fast alle Menschen sind unterrichtet worden, das Leben eine Wallfahrt, und sich selbst Wanderer zu nennen. Das Gleichniß läßt sich noch weiter führen, wenn wir anmerken,

daß

daß die Guten freudig und heiter sind, gleich Reisenden, die auf ihre Heimath losgehen; die Gottlosen aber nur zuweilen, gleich Verwiesenen, die in das Elend gehen sollen.

Nichts macht die Kunst zu leben so ausserordentlich schwer, als die kleinen Widerwärtigkeiten, die jedes Menschenkind bey allen Schritten, wie kleine schäkernde Hunde anfallen. Sie bellen nur, fassen den Rockzipfel, oder drücken höchstens ihre unschädlichen Zähne, ohne zu verwunden, ins Bein. Indessen, wenn sie zum erstenmale bellen, erschrickt man doch, und Jedermann hat, wenn es weiter nichts ist, die Beschwerlichkeit davon, daß er ihr Bellen beständig anhören muß. —

Lebensregeln.

Sey fröhlich, lerne die Menschen kennen, und dich selbst; aber das ist schwer; und demnach sey auf deiner Huth. Erdulde die Narren. Hasse den Bösewicht nicht; widersetze dich der Nothwendigkeit nie. Ehre die Gesetze und liebe die Geschöpfe deiner Art, weder mehr noch weniger als dich selbst. — Die Seele aus dem eitlen Traum des Vergnügens herauszuziehen, und sie auf die stille Schwinge des Nachdenkens zu erheben, um nach dauerhafteren Genüs-

sen unter dem Schutze des höchsten Wesens sich umzusehen, kann uns allein durchführen durch diese Wildnisse, wo Blumen und Unkraut neben einander aufschießen, — diesen Garten, der mit verbotener Frucht lockt. —

Wir müssen alle Kräfte des Geistes zur Beglückung der Mitmenschen anwenden, zum Wohl des Staats und aller seiner Mitglieder aufs möglichste mitwirken; zur Ausbreitung des Guten nichts unversucht lassen, oder wenigstens dem Bösen uns entgegen stämmen; ein Schutzgott der Verlassenen seyn; Wittwen und Waisen vertheidigen und versorgen; die Unterdrückten empor heben; die schwachen Unschuldigen gegen die mächtigen Bösen schützen; Neid und Verläumdung zu Boden schlagen; dem Armen Recht verschaffen; die Kranken besuchen und erheitern; die Freude der Vergnügten durch Theilnehmung vermehren; dem Zweifelhaften mit Rath dienen; zwischen Uneinigen Friede herstellen; das unbekannte Verdienst hervorziehen; die auf der Unglücksbahn der Laster Verirrten mit Sanftmuth zum Lebenswege zurückführen; so weit wir reichen können, alle in Armuth und Elend schmachtende ihrem Trübsal entreißen; durch Freundschaft, Zärtlichkeit und Liebe seine Tage versüßen; dem Staate Mitglieder schenken, und gut erziehen, und so durch unabläßiges Bestreben uns und die Welt beglücken, — der Gottheit ähnlicher werden. —

Gieb deinen Gedanken keine Zunge, und wenn du ja von unregelmäßigen überraschet wirst, so hüte dich wenigstens, sie zu Handlungen zu machen. Sey gegen Jedermann leutselig, ohne dich mit Jemand gemein zu machen. Hast du bewährte Freunde gefunden, so hefte sie unzertrennlich an deine Seele; aber gieb deine Freundschaft nicht jeder neu ausgebrüteten unbefiederten Bekanntschaft preis. Hüte dich vor Gelegenheit zu Händeln; bist du aber einmal darinn, so führe dich so auf, daß dein Gegner nicht hoffen könne, dich ungestraft zu beleidigen. Leihe dein Ohr einem Jeden; aber Wenigen deinen Mund. Nimm Jedermanns Tadel an; aber dein Urtheil halte zurück. Kleide dich so, als es dein Beutel vertragen kann, aber nicht phantastisch. Sey weder ein Leiher, noch ein Borger; denn durch Leihen richtet man oft sich selbst und seinen Freund zu Grunde, und Borgen untergräbt das Fundament einer guten Haushaltung. Vor allen Dingen sey redlich gegen dich selbst, denn daraus folget so nothwendig, als das Licht dem Tage, daß du es auch gegen andere seyn wirst. —

Der Mensch muß sich besser, weiser, empfindungsvoller, stärker, arbeitsamer, fröhlicher und duldender machen. — Laßt uns spielend gutes thun; scherzend weit wirken; Uebel und Gefahren, Laster und Versuchung mit heiterer

terer Stirne weglächeln; fröhlich geben, was wir haben; dankbar nehmen, was man fröhlich giebt; nie sprechen, ohne Beruf; bald vergessen, was wir Gutes thaten, und um des Himmels willen Böses litten; im Menschen immer die Menschheit, immer die Gottheit verehren. —

Wisset das Leben, eure Gesundheit, eure Gliedmaßen zu schätzen. Ihr seyd, so wie ihr seyd, aus der Werkstätte des Ewigen gesendet worden. —

Menschen müssen nie hoffen, alle Tage gleich zufrieden zu seyn, und müssen sich heute schon vorstellen, daß sie es morgen nicht seyn werden. Sie müssen ihre Seelenkräfte nicht in Rücksicht auf dieses Leben bearbeiten, (das würde die Mühe nicht lohnen,) sondern für ein künftiges. Sie müssen Gutes thun lernen, ohne den Enthusiasmus der empfindsamen Seelen; denn diese sind selten in sich ruhig. Für hundert Launen müssen sie hundert Vergnügen wissen; aber keins, welches nicht unschuldig wäre. Ist ihre Laune aber so beißig, daß weder Lektüre, Spaziergehen, Spiel, Gespräch und alle andere gewöhnliche Mittel nicht davor helfen wollen, daß sie immer das Auge starr auf den verhaßten Gegenstand gerichtet hat, oder daß sie selbst nicht weiß, was sie will; so mö-

gen

gen sie entweder über diesen Zustand philoso-
phiren, oder sich ins Bette legen und schlafen.—

Legenden.

Unter diesem Worte müssen wir diejenigen überflüßigen Erzählungen verstehen, welche die Römischkatholischen von ihren Heiligen und andern Personen mittheilen, um das Ansehen ihrer Religion zu unterstützen.

Anfänglich war die Legende ein in den alten römischen Kirchen übliches Buch, welches die Lektiones enthielt, die bey dem Gottesdienste vorgelesen wurden. Daher fieng man an, die Leben der Heiligen und Märtyrer Legenden zu nennen, weil man aus solchen in den Metten und in den Speisesälen der Klöster Kapitel las.

Die goldene Legende ist eine Sammlung der Leben der Heiligen, welche Johannes de Voragine, Vikarius Generalis der Dominikaner und nachmaliger Erzbischof zu Genua, der 1298 gestorben, zusammen getragen hat. Die Kirche nahm sie mit großem Beyfalle an, und sie behielt ihn zweyhundert Jahre; aber sie ist wirklich mit so romanhaften Geschichten angefüllt, daß sich die Anhänger der römischen Kirche derselben geschämet,

Die römischen Breviaria sind voll von Historien aus den Legenden, welche an den Tagen der Heiligen sollen gelesen werden; und da die letztern fast der Anzahl der Tage im Jahre gleich kommen, so ist kaum die Andachtsübung eines Tages von dergleichen Geschichten frey. Inzwischen hat man wichtige Veränderungen in dieser Materie vorgenommen, indem man unterschiedene Legenden nach und nach weggelassen, daß solchergestalt der Gottesdienst der römischen Kirche itzt vielmehr davon gereiniget ist, als vormals.

Aber es giebt außer diesen geschriebenen Legenden noch andere, welche man Ueberlieferungen nennen kann, worunter ich diejenigen Geschichten verstehe, welche mündlich fortgepflanzet werden, und womit jeder Reisende in den römischkatholischen Ländern unterhalten wird.

Ich will etwas davon aus den Skippon beybringen. Zu Maynz verschwört sich ein trunkener Geselle, den ersten Menschen, den er antreffen würde, zu ermorden; es begegnet ihm ein Kruzifix, in welches er mit seinem Degen hauet, und es fängt an zu bluten; der Thäter fällt auf die Knie, und bleibt in dieser Stellung liegen, bis ihn die Obrigkeit einziehen läßt.

Zu Landsberg in Bayern zeigen die Franziskaner in ihrer Kirche über dem Altare ein Kru-

Kruzifix, welches, nach ihrem Vorgeben, ein Geselle mit seinem Speichel befleckt, welchen aber der Teufel sogleich durch die südliche Mauer mit sich hinweggeführet, und man siehet an dem Orte, wo sonst das Loch war, ein rundes Fenster.

In Aachen erblicket man in der Kirche U. F. an der südlichen Seite ein paar große eherne Thüren, wovon eine einen Riß hat, welchen die Legende folgendem Vorfall zuschreibt. Als Karl der Große diese Kirche zu bauen anfieng, so kam der Teufel, und fragte ihn, was er machen wollte: der Kaiser antwortete ihm, „er wolle ein Spielhaus aufführen“, womit der Teufel sehr wohl zufrieden war und wieder fortgieng. Da aber der Kayser einige Altäre errichten ließ, so erkundigte sich der Teufel nochmals, was seine Absicht dabey seye? Karl versetzte, sie sollten zu Spieltischen dienen; wodurch der Teufel angereitzt ward, den Bau befördern zu helfen. Dem zufolge schleppte er auf seinen Schultern ein paar große eherne Thüren herzu; als ihm aber ein Crucifix in die Augen fiel, so begab er sich auf die Flucht und ließ die Thüren fallen, und dadurch bekam die eine den Riß, den wir noch sehen.

Als zu Mayland ein Gefechte zwischen den Rechtgläubigen und Arianern vorgefallen war, so bat der dasige Bischof, der heilige Ambro-

sius

lius um die Offenbahrung eines Mittels, wodurch er die Körper beyder Partheyen von einander unterscheiden könnte. Er ward erhöret, und fand die erstern alle mit in die Höhe gekehrten, und die letztern mit niederwärts gerichteten Angesichtern.

Zu St. Agatha, einer Stadt in Calabrien, zeiget man in einer Kapelle ein Stück von einem Pfeiler in einem gläsernen Gehäuse, welcher gesunkelt haben soll, wenn der heilige Paulus daselbst geprediget hat. Er ward von den Türken, die diesen Ort eroberten, zerbrochen, und man verwahrte dies Stück so lange zu Messina, bis es hieher gebracht ward. Die Jesuiten wollten es in ihr Kollegium führen: aber unterschiedene Personen konnten es nicht von der Stelle bringen: jedoch, nachdem man sich entschlossen es in diese Kapelle zu setzen, so reichten die Kräfte eines Mannes zu.

In Malta erzählt man folgendes. Die Türken bekamen drey Maltheser-Ritter gefangen und stellten sie dem Großsultan vor, welcher sich Mühe gab sie von der christlichen Religion abzuziehen, und deswegen Priester zu ihnen schickte, aber sie blieben beständig. Die Tochter des Großsultans sahe sie, und verliebte sich in sie. Sie bat sich von ihrem Vater die Mühwaltung für ihre Bekehrung aus. Hierauf entdeckte sie ihnen ihre Zuneigung: allein sie unter-

unterrichteten sie von ihrer Verbindlichkeit zur Keuschheit, von der christlichen Religion und ihrem Orden und versprachen ihr das eigentliche Bild der Jungfrau Maria. Dem zufolge fingen sie an, an einem Stück Holz zu schnitzen: weil aber keiner von ihnen die Bildhauerkunst verstand, so baten sie um Hülfe, und hierauf erschien ihnen plötzlich ein Bild, das der Jungfrauen vollkommen ähnlich war. Dieses Gesicht veranlaßte die Prinzessinn die christliche Religion anzunehmen, und nachdem sie ein Mittel zu entkommen gefunden, so reisete sie mit den Rittern ab, und gieng in ein Nonnenkloster.

Leibesbewegung.

Die Gesundheit kann nie ohne einen gehörigen und gleichen Kreislauf des Blutes bestehen. Durch die forttreibende Kraft des Herzens und der Schlagadern, wird zwar das Blut bewegt und zu seinen Verrichtungen geschickt gemacht; so gut aber und wunderbar das Hauptwerkzeug der Bewegung des Bluts zu dieser Absicht eingerichtet ist: so ists doch nicht hinreichend, den Umlauf des Bluts ohne die Leibesbewegung zu erhalten. Diese unterstützt die Kraft des Herzens; giebt dem Blut Wärme, macht es flüssig, befördert dessen freyere Vertheilung und

Aus-

Ausdämpfung. Die heilsame Würkung der Leibesbewegung in einer freyen Luft, wird bey dem armen, geschäftigen und arbeitsamen Landleuten am allersichtbarsten. Sie genießen, bey schlechter Speise und dem einfachsten Trank, die jugendlichste Munterkeit und Stärke, und die dauerhafteste Gesundheit. Sokrates und Agesilaus ritten, um sich gesund zu erhalten, auf Steckenpferden; und der immer schwächliche Bako erlangte durch Leibesbewegung und Diät seine vorige Gesundheit und Stärke wieder, welche ihm bis ins hohe Alter begleitete. Sollten diese Beyspiele unsere Schönen nicht auch zur Nachahmung gereichen? Freylich müssen allezeit die Bewegungen der Frauenzimmer ihrem zärtlichen Körper angemessen seyn; sie dürfen nicht in entkräftende Ermüdung ausarten. Von schweren Arbeiten sollen sie befreyet bleiben, nur sollen sie sich durch anhaltendes Gehen, oder vielmehr Laufen eine starke Bewegung machen. In Sparta war diese Leibesbewegung sehr üblich. Das Frauenzimmer mußte nach den Gesetzen eben so wohl, als die Mannspersonen um die Wette laufen. Daher wissen wir, daß es der Cyniska zum Ruhm angerechnet wurde, daß sie alle übrige Frauenzimmer im Wettlauf übertraf. — — Eine ganz andere Lebensart genießen im Gegentheil unsere Frauenzimmer. Die meisten unsrer sich auszeichnenden Frauenzimmer müssen bey ihrer trägen Ruhe und schädlichen

lichen sitzenden Lebensart, jenen Beyspielen den Vorzug darinnen einräumen. — — — Ists richtig, daß eine träge und sitzende Lebensart den Körper augenblicklich schwächt, so darf man sich nicht wundern, wenn ihn die Leibesübung stärkt.

Rivin rathet daher ganz recht denen, welche viel essen und dabey eine sitzende Lebensart haben, das Bett mit der Fechtschule, das Zimmer mit dem Laufplatz, die Feder mit dem Staab, die Bücher mit dem Ball, den Stuhl mit dem Pferd, und das Faullenzen mit dem Tanz zu vertauschen. — — Es muß durch die Bewegung des Körpers, vielen Krankheiten, die von einem Mangel der Bewegung des Bluts und Schwäche der Fasern herrühren, vorgebeuget, ja sie müssen auch selbst dadurch geheilet werden können. Die Leibesbewegung ist also zu Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit eines der wirksamsten Mittel. Sie erhält und vermehrt die Wärme des Körpers; macht die Bewegung des Herzens lebhafter; erhält und vermehret die Ab- und Aussonderungen und schützt den Körper vor widrigen Anfällen und fauligten Krankheiten. Daher können sie einsehen, wie heilsam ihnen die Bewegung des Körpers ist, wenn ihre festen Theile schwach sind, und wenn sie stockende zähe Säfte haben. Sie erhalten zum Beweis, eine Rosenfarbe in

ihrem Gesicht. Diese Würkung von der Bewegung läßt sie ganz sicher schließen, daß es ein fürtreflich Mittel wider ihre chronische Krankheiten sey, welche nur von wäßrigen, stokkenden Säften und erschlaften Fasern herrühren. Ein unschätzbares Mittel also wider die hysterisch-hypochondrische Nervenkrankheiten, wider die Faul- und Wechselfieber, Wassersucht, Geschwülste, rhevmatische Beschwerden und paralitische Lähmungen. Daher kann sich das schöne Geschlecht der Bewegung des Körpers ganz zuverläßig anstatt der rothen Schminke bedienen; sie wird eine solche natürliche Blüte auf ihre Wangen verbreiten, die gewiß durch keine Kunst nachgeahmet, und durch kein Wasser abgespühlet werden kann. —

Die geschicktesten Leibesbewegungen für Frauenzimmer sind: das Sprechen, das Singen, das Lachen, das Spazierengehen, das Tanzen, das Reiten, das Fahren. — Vielleicht hat die Vorsehung den Frauenzimmern vorzüglich den Trieb zum Singen und vielen Sprechen, zum Ersatz der Ungemächlichkeiten ihrer sitzenden Lebensart, gegeben. Ausser der Annehmlichkeit und natürlichen Munterkeit, mit welcher ein Frauenzimmer eine hypochondrische Mannsperson unterhält, und eine angenehme Gesellschafterinn ist: nützet Sie sich selbst, indem sie eine Leibesbewegung dabey hat,

welche

welche in Ermangelung anderer Bewegungen, allerdings vielen Nutzen auf ihren Körper äussert, und von den Aerzten nicht ohne Grund, als eine Bewegung angepriesen wird. Die häußlichen Beschäftigungen, scheinen öfters eine heftige Bewegung des Körpers zu seyn; allein, wegen der damit begleiteten verdrießlichen Auftritte, müssen sie dem Sprechen und Singen weit nachstehen. Denn ausser den heitern Gedanken, mit welchen ihre Seele im geselligen Umgange unterhalten wird, welches das fürtreflichste Mittel wider Verdruß und Niedergeschlagenheit ist, giebt auch die zitternde Bewegung der Lunge beym Reden, Singen und Lachen, dem Geblüte einen freyern Umlauf. — Das Tanzen verdient allerdings als eine zierliche Bewegung des Körpers, daß es von den lächerlichen Einwürfen einiger milzsüchtigen Schwärmer, befreyet werde. Beym Tanzen wird der Leib aufrecht gehalten, und fast alle Muskeln und Gelenke des Körpers werden in Bewegung gesetzt. Hierdurch wird nicht nur der Kreislauf des Blutes erhalten und vermehrt, und das Gemüth heiter, sondern der Körper erlangt auch dadurch eine angenehme Stellung, die Glieder werden biegsam erhalten und ihre Stärke wird vermehrt. Der Tanz belebt den Schwermüthigen, ermuntert den Trägen und zeigt die Schönheit der Tänzerinn mehr, als alle andere Bewegung, auf der vortheilhaftesten

Seite. Es schickt sich für Frauenzimmer keine Leibesbewegung so gut zur Heilung der Niedergeschlagenheit, als der Tanz. — — Es versteht sich, daß das Tanzen nicht auf Sibillenart beschaffen seyn darf, und daß sie sich beym erhitzten Körper der Zugluft und Kälte nicht aussetzen, oder unvorsichtig kalt trinken. — — Obgleich das Fahren und Reiten, weil es wenig ermüdet, und doch die erwünschte Erschütterung des Körpers bewürket, die bequemste und gleichförmigste Leibesbewegung ist; so müssen wir uns doch hier mehr auf das Gehen einlassen, weil das Reiten und Fahren, theils (doch nur Ersteres) bey den meisten Frauenzimmern ungewöhnliche, theils aber auch zu kostbare Bewegungen sind. Obgleich das Gehen eine Ermüdung der Glieder nach sich ziehet, so ist dieses nichts nachtheiliges, sondern man genießet als einen guten Erfolg den sanftesten und ununterbrochenen Schlaf darauf. Die Glieder erhalten davon die nöthige Biegsamkeit und die Gelenke die möglichste Stärke. Bey dieser Leibesbewegung erhalten sie hier in Absicht auf die Bewegung selbst, oder der Zeit, wenn sie am gesundesten sey, wenige Einschränkungen. Die Bewegung des Körpers darf nie so stark seyn, daß sie zu sehr entkräfte. Scheinbare Entkräftung meyne ich hier aber keineswegs, welche diejenige spühren, die sich sehr selten Leibesbewegungen machen. Sie dürfen sich

nicht

nicht so gleich darauf niedersetzen; auch gleich nach Tische, sich keine starke Bewegung machen.

Die allzu starke Bewegung löset die Säfte auf, und das plötzliche Niedersitzen nach der Bewegung, verdickt sie. Nach Tische leiden die Dauungswege keine Entkräftung. Jedoch anstatt, daß sie sich nach Tische auf ihr Sofa, oder Kanape legen und schlafen, könnten sie sich zuläßlicher eine gemäßigte Bewegung machen. Besonders gilt dieses bey der Abendmahlzeit.

Nichts schädlicher kann seyn, als wenn sie sich so gleich nach dieser zur Ruhe begeben, da öfters des andern Morgens, die Speisen unverdaut, eine fauligte Eigenschaft angenommen haben.

Leidenschaften.

Die Leidenschaften sind des Menschen seine Triebfedern, sie sind seine zweite Seele. — Wer die Leidenschaften aber recht schildern wollte, der müßte sie alle erfahren, oder gar niemals empfunden haben. — Sie sind indessen nicht von dem Menschen abzusondern. Bezähmt er dieselbigen, so sind sie keine Leidenschaften mehr; läßt er ihnen die Oberhand, so sind sie mehr als Leidenschaften. Zu diesem

Ende ist uns der freye Wille gegeben, daß wir ihnen Widerstand thun sollen. — Hat die Vernunft das Ruder in Händen, so müssen die Leidenschaften schmachten; herrschen aber diese, so zieht sich die Vernunft zurück. —

Bedächten wir immer vorher die Folgen der Handlungen, die die Leidenschaften hervorrufen, ehe wir ihnen Gehör geben; ehe wir den ersten Schritt thäten, die erste Hand aufheben, wie viele späte Vorwürfe würden wir uns selbst ersparen!

Ließen wir uns nicht von unsern Lüsten einschläfern, ermannten wir uns doch so gleich, und brauchten unsre ganze angestammte Stärke, wenn die Vernunft beym Aufruhr der Leidenschaften, bey der Empörung unserer Begierden, mit der Menschheit ins Gedränge kömmt, und bald zu erliegen bedrohet wird.

O daß es so wahr ist, „daß das bisgen Vernunft, das einer hat, wenig oder gar nicht in Anschlag kommt, wenn Leidenschaft wütet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen!“ — Wie viel schwarze Stunden der zu späten Nachreue stünden dann nicht in unserm Tagebuche! wie unbefangen könnten wir mit festem Blicke zurücksehen auf den Weg, den wir auf irrdischem Boden zurückgelegt, und vor uns auf den ungemessenen, den wir noch wandeln müssen!

Aber wie wenig kennen wir unsere Kräfte! wie selten wenden wir sie an, um Verzicht auf Vergnügen zu thun, die, wenn wir den Ueberschlag vorher machten, wir nicht wohlfeiler, als mit unserer Ruhe erkaufen können. Spät erwacht das Nachdenken, erst wenn es wieder ruhig um uns her, regt sich in uns das kützliche Ding, das Gewissen, das treibt, das jagt uns; — hinterdrein hinkt die Nachreue keuchend und stöhnend, will uns zurückführen, zurückrufen; — wir sehn uns um, und sehn die Unmöglichkeit, nur einen Schritt rückwärts zu thun; auf der einen Seite reizt bitteres Hohngelächter unsern unwirksamen Verdruß, auf der andern Seite betäuben uns beißende Vorwürfe — und so jagen Gewissen, Nachreue, Hohngelächter und Vorwürfe, mit Geisseln der Furien uns auf dem Ueberrest des Lebenspfades vor sich hin, bis uns Charon mit der ganzen Begleitung auffackt, und vor den Wagemeister führt.

Wohl uns dann, wenn auf seiner gerechten Waagschale das Gesindel hinaufschnellt, und wir mit den bessern Dämonen sinken! — —

Die Leidenschaften sind das in der sittlichen Welt, was die Bewegung in der natürlichen ist. Wenn die Bewegung das Ganze hervorbringt, zerstöhret, erhält und belebet, so daß ohne sie alles todt ist; so beleben auch die Lei-

denschaften die sittliche Welt. Es ist der Geiz, der Schiffe über das unermeßliche Weltmeer führet; es ist der Stolz, der Thäler ausfüllt, Berge aufwirft, sich einen Weg durch die Felsen macht, die Pyramiden von Memphis erbauet, den See Möris gräbt und den rhodischen Colossus aufrichtet. Die Liebe, sagt man, gab dem ersten Maler die Kohle in die Hand. In dem Lande, dahin nie die Offenbahrung gedrungen, war es die Liebe, die, die Traurigkeit einer Wittwe zu mildern, welche der Tod ihres jungen Ehemanns untröstbar gemacht hatte, ihr das Lehrgebäude von Unsterblichkeit der Seele eingab. Die Begeisterung der Dankbarkeit war es, die die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts unter die Götter versetzte; die die falsche Religionen und Aberglauben erfand, die aber doch auch nicht alle diese edle Leidenschaften der Liebe und Dankbarkeit zur Quelle haben.

Es sind also die starken Leidenschaften, denen mir die Erfindung und die Wunder der Künste zu danken haben, und sie müssen demnach betrachtet werden, als der Saame, der das Genie hervorbringt, und als die mächtige Triebfeder, die die Menschen zu großen Handlungen treibt. Doch ehe wir weiter gehn, müssen wir zuvor den Begriff festsetzen, den wir mit den Worten: starke Leidenschaften, verbinden. Wenn die Menschen allgemein reden, ohne sich einander zu verstehen; so kommt das

von

von der Dunkelheit ihrer Worte her; und dieser Ursache kann die Verlängerung des Wunders bey dem Thurmbau zu Babel zugeschrieben werden. Wenn zum Beyspiel das Wort: Roth, alle die verschiedenen Schattirungen vom Scharlach bis zur Fleischfarbe enthält, so können wir zween Menschen setzen, davon der eine scharlachroth, der andere fleischroth gesehen hat; der erste wird mit Recht sagen, daß das Roth eine hohe Farbe sey, und der andere wird mit eben so viel Gewißheit versichern, roth sey eine blasse Farbe. Aus der nemlichen Ursache können zween Menschen das Wort Wille aussprechen, ohne sich einander zu verstehen, denn dies Wort erstreket sich von dem allerkältesten Grad des Wollens bis auf die hitzigste Stuffe des Wollens, die alle Schwürigkeiten überwindet. Es ist mit dem Worte Leidenschaft, wie mit dem Worte Verstand, die Bedeutung hängt von der Aussprache ab. Von einem Manne, der vor einer Gesellschaft schaler Köpfe für schwach gehalten wird, kann man mit Zuversicht sagen, daß er dumm sey; anders ist es mit dem, der von den feinsten Köpfen vom höchsten Range für einen leidlichen Mann angesehen wird. Die Wahl seiner Gesellschafter beweiset, daß er über den gemeinen Mann erhaben sey. Hier ist ein mittelmäßiger Redner, in einer ander Gesellschaft würde er für einen von den vortreflichsten gehalten werden.

Durch starke Leidenschaften verstehe ich solche, deren Gegenstand zu unserer Glückseligkeit so nothwendig gehalten wird, daß uns ohne dessen Besitz das Leben unerträglich seyn würde. Das war Omars Begriff von der Leidenschaft, wenn er sagte: „Wer du auch seyst, der du „die Freyheit liebest, der du begehrest, wohlhabend zu seyn ohne Reichthümer, mächtig, ohne „Unterthanen, ein Unterthan ohne einen Herrn; „wage es, den Tod zu verachten. Dann werden Könige vor dir zittern, du allein wirst dich „vor Niemand fürchten.“

Wirklich sind es nur Leidenschaften, die auf diesen Grad der Stärke getrieben worden, die die größten Thaten hervorbringen, der Beschwerde, der Gefahr, dem Tode, ja dem Himmel selbst Troß bieten.

Dicearch, Feldherr des Philippus, errichtet in Gegenwart seines ganzen Kriegsheeres zween Altäre, den einen weihet er der Gottlosigkeit, den andern der Ungerechtigkeit, opfert auf ihnen, und gehet auf die Cycladischen Inseln los.

Einige Tage vor Cäsars Ermordung brachte die eheliche Liebe verbunden mit dem edelsten Stolze, die Portia dahin, daß sie sich einen Schnitt in ihren Schenkel machte, ihrem Mann die Wunde zeigte, und zu ihm sagte: „Bru-

„tus,

„tus, du denkst auf ein großes Vorhaben, und „verhehlst es vor mir. Ich habe nie zuvor eine „ungelegene Frage an dich gethan, ich kenne „unser Geschlecht, ich weiß es, so schwach es „ist, daß es durch den Umgang mit weisen und „tapfern Leuten Stärke sammlet, und daß ich „des Kato Tochter und des Brutus Gemah„linn bin, nur macht mich die Liebe so furcht„sam, daß ich meiner Schwachheit nicht traue. „Siehe den Versuch, den ich auf meine Stand„haftigkeit gemacht habe: urtheile aus dieser „Probe der Schmerzen, ob ich deines Ver„trauens würdig sey!“

Es war blos die Leidenschaft der Ehre und einer philosophischen Schwärmerey, die die Pythagoräerinn Timicha vermögen konnte, sich mitten unter der Marter die Zunge abzubeißen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, die Geheimnisse ihrer Seele zu verrathen.

Kato war ein Kind, als er mit seinem Hofmeister nach dem Pallast des Sylla gieng, und bey dem Anblick aller der blutigen Köpfe der in die Acht erklärten mit Ungeduld fragte, wie das Ungeheuer hieße, das so viele römische Bürger hätte umbringen lassen. Man antwortete ihm, daß Sylla das gethan hätte. Was? sagte er, so mordet Sylla, und Sylla lebt noch? Ja, antwortete man ihm, eben der Name Sylla

entwafnet unsre Bürger. O Rom, rief Karo, wie bewundernswürdig ist dein Schicksal, daß in dem weiten Umfang deiner Mauern nicht ein tugendhafter Mann gefunden wird, und daß der Arm eines schwachen Kindes der einzige ist, der sich wider die Tyranney erheben wird. Gieb mir, fuhr er fort, und wandte sich nach seinem Hofmeister hin, gieb mir dein Schwerd, ich will es unter meinen Rock verstecken, zu dem Sylla gehen und ihn tödten. Kato lebet, und Rom ist wieder frey.

Derselbe Kato war es, der, als er sich nach Utika zurück zog, und man sehr in ihn drang, das Orakel des Jupiter Ammons um Rath zu fragen, die Antwort gab: „Orakel sind für den Furchtsamen und Unwissenden. Der tugendhafte Mann hängt von den Göttern nicht ab, und weiß zu leben und zu sterben, er bietet sich gelassen seinem Schicksale dar, es mag bekannt, oder verborgen seyn.“ Cäsar ist unter den Händen der Seeräuber, die ihn gefangen hatten, noch derselbe, er drohet ihnen den Tod, und hält bey der Anlandung sein Wort.

In welchen Himmelsstrichen hat nicht diese tugendhafte Liebe zum Vaterlande Heldenthaten hervorgebracht? In China wurde ein Kaiser von den siegreichen Truppen eines Privatpatrioten verfolgt; um diesen Sieger zu vermögen, sein Heer loszulassen, nahm er seine Zu-

flucht

flucht zu der abergläubischen Ehrfurcht, die ein Sohn in diesem Reiche den Befehlen seiner Mutter zu erzeigen schuldig ist. Er sendete einen Kriegsbedienten ab, der mit einem bloßen Dolch zu ihr kam, und sagte ihr ohne Zurückhaltung, daß sie entweder ihm willfahren oder sterben müßte. Sie antwortete mit einem verächtlichen Lächeln:

„Schmeichelt sich dein Herr, daß die still„schweigenden aber heiligen Bündnisse zwischen „dem Volk und seinen Oberherrn mir unbekannt „sind, nach welchen das Volk verbunden ist, zu „gehorchen, und die Könige, es glücklich zu „machen? Er hat diese Bündnisse zuerst ge„brochen. Und du niederträchtiger Sklave ei„nes Tyrannen, lerne von einem Weibe, was „du in solchen Fällen deinem Vaterlande schul„dig bist.“ Hierauf riß sie dem Kriegsbedienten den Dolch aus der Hand, stieß ihn in ihre Brust, und sagte: „Sklave, hast du noch ei„nige Tugend, so bringe diesen blutigen Dolch „meinem Sohn, bitte ihn, die Nazion zu rä„chen und den Tyrannen zu strafen. Er hat „itzt nichts zu befürchten, er darf für mich nicht „besorgt seyn; er hat nun die Freyheit, tugend„haft zu seyn.“

Die Leidenschaft der Pflicht war es, die Abdallah's Mutter belebte, als ihr Sohn von seinen Freunden verlassen, in einem Schlosse bela-

belagert und genöthiget ward, auf anständige Bedingungen, die ihm die Syrer anboten, sich zu ergeben; er fragte sie um Rath, was er thun sollte? und sie gab ihm diese Antwort. „Sohn, als du die Waffen gegen das Haus Ommiah nahmest, glaubtest du da, daß du die Sache der Gerechtigkeit und Tugend auf dich nahmest?“ Ja! antwortete er.“ „Nun dann, versetzte die Mutter, was ist es denn nöthig, zu berathschlagen? Weißt du nicht, daß die Furcht nur Feige beherrscht. Willst du die Verachtung bey den Ommiaden werden? Soll man von dir sagen, daß, als du zwischen Leben und Pflicht dich entschließen solltest, du das erstere vorgezogen habest?“

Eben diese Leidenschaft für den Ruhm war es, daß Antiochus der Weltweise, als das römische Kriegsheer, das dem Septimus Severus zugeführet wurde, und wegen Mangel der Kleidung für Kälte umkommen wollte, und eben damit umgieng, davon zu laufen, sich vor dem ganzen Heere auszog, und in einen großen Schneehaufen lief; das ganze Heer blieb hierauf seiner Pflicht getreu.

Als Thrasea einst den Rath erhielte, sich vor dem Nero zu demüthigen, sagte er: „Wie so tief soll ich herabsteigen, um mein Leben auf einige wenige Tage zu verlängern? Nein! der

Tod

Tod ist eine Schuld, ich werde sie wie ein freyer Mann abtragen, und nicht wie ein Sklave bezahlen."

Vespasian, der in einem Anfall von heftiger Leidenschaft dem Helvidius den Tod drohete, erhielt diese Antwort: „Hab ich dir je gesagt, daß ich unsterblich sey? Wenn du mir den Tod anthust, so wirst du wie ein Tyrann verfahren, ich aber werd' ihn als ein Bürger, ohne Furcht empfangen."

Wenn der edelmüthige Stolz, die Leidenschaft der Vaterlandsliebe und des Ruhms, Bürger zu solchen heldenmäßigen Thaten antreibt, mit welcher Entschlossenheit, mit welcher Unerschrockenheit werden die Leidenschaften nicht den begeistern, der sich durch Künste und Wissenschaften zu unterscheiden sucht, und den Cicero den friedfertigen Helden nennt?

Das Verlangen nach Ruhm ist es, daß man den Sternkundigen auf den Eißspitzen der Cordilleras erblicket, wo er seine Werkzeuge mitten unter dem Schnee und Frost aufstellet; das den Kräuterkundigen auf die äußersten Spitzen herabhängender Anhöhen bringt, um Pflanzen aufzusuchen; das vor alten Zeiten die jungen Liebhaber der Wissenschaften nach Aegypten, Aethiopien und selbst nach Indien trieb, die berühmtesten Weltweisen zu besuchen, und aus ihrem Umgange die Grundsätze ihrer Lehre zu erlernen.

Wie stark äußerte sich nicht diese Leidenschaft in dem Demosthenes, der alle Tage an dem Seeufer stand, und mit seinem Munde voller Kieselsteine den brausenden Wellen Reden hielte, nur um seine Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen. Eben diese Sehnsucht nach Ruhm war es, die die jungen Pythagoräer einem dreyjährigen Stillschweigen unterwarf, um sich zum Nachdenken und Betrachten geschickt zu machen; sie trieb den Demokrit an, die Zerstreuungen der Welt zu fliehen, sich unter die Gräber zu begeben, und den schätzbaren Wahrheiten nachzudenken, deren Entdeckung allezeit sehr schwer ist, und also wenig geachtet wird; sie endlich war es, die den Heraklit bereit machte, seinem jüngern Bruder den Thron von Ephesus, zu dem er das Recht der Erstgeburt hatte, zu überlassen, damit er sich gänzlich der Weltweisheit ergeben könnte, die dem Kämpfer seine Stärke vermehren half, indem er sich selbst die Vergnügungen der Liebe versagte; und eben so war es das Verlangen nach des Volks Beyfall, daß gewisse alte Priester demselben Vergnügen entsagten, und oft, wie Boindin scherzhaft anmerkt, keine andere Belohnungen für ihre Enthaltsamkeit hatten, als die beständigen Versuchungen, die dadurch verursacht werden.

Ich habe gezeigt, daß es die Leidenschaften sind, denen wir die mehresten Gegenstände unserer Bewunderung zu verdanken haben; daß wir unter ihrem Einflusse Gefahren, Schmerzen und Tod ausstehen; und daß sie uns beleben, die herzhafteste Entschließung zu fassen.

Jezt will ich beweisen, daß große Männer bey zweydeutigen Vorfällen blos durch ihren Beystand begeistert werden, das zu sagen, zu handeln, und zu thun, was das beste ist.

Laßt uns hier an die merkwürdige und berühmte Anrede gedenken, die Hannibal an dem Tage der Schlacht am Ticinus an seine Soldaten hielte, und die nur einzig und allein durch seinen Haß gegen die Römer und seine Leidenschaft für den Ruhm konnte eingeflößt seyn; „der Himmel, sagte er, versichert mich, liebe Mitsoldaten, des Sieges. Die Römer müssen zittern, nicht ihr. Seht dieses Schlachtfeld. Es bietet dem Feigen keinen Rückhalt an. Wir müssen alle sterben, wo einer zurückweicht. Was kann wohl für ein sicherers Pfand des Triumphs seyn? Was für eine deutlichere Anzeige des Schutzes der Götter? Sie haben uns zwischen Sieg und Tod gestellt.“

Kann man zweifeln, daß Sylla von eben diesen Leidenschaften beseelt gewesen? Als Crassus eine Bedeckung forderte, um in das Land

der

der Marser zu gehen und neue Schatzungen zu erheben, antwortete Sylla: „Wenn du dich vor dem Feinde fürchtest, so werde ich dir deine Väter, Brüder, Freunde und Verwandte zur Bedeckung mitgeben, die, da sie von den Tyrannen umgebracht sind, Rache schreyen, und sie von dir erwarten.“

Als die Macedonier der Beschwerden des Krieges überdrüßig waren, und vom Alexander verlangten, daß er sie entlassen sollte, so war es Stolz und Liebe zum Ruhm, die ihm diese scherzhafte Antwort in den Mund legte: „Weg, undankbare und verdrossene feige Memmen; ich will die Welt ohne euch erobern, es wird Alexandern nie an Unterthanen und Soldaten fehlen, so lange es noch Männer giebt.“

Man kann nur von Männern von starken Leidenschaften dergleichen Reden erwarten. In solchen Fällen kann selbst das Genie den Mangel des Gefühls nicht ersetzen. Es fehlt uns die Sprache der Leidenschaften, die wir nie gefühlet haben.

Ueberdem äußern die Leidenschaften ihre Wirkungen nicht auf eine Art, als durch Beredsamkeit, sondern man muß eine jede für sich als einen Saamen betrachten, der einen höhern Geist hervorbringt; sie sind es, die unsre Vorstellungen in Gährung erhalten, und diese Vorstel-

stellungen in uns fruchtbar machen, die in kalten Seelen fruchtlos sind, und mehr nichts als ein Saame, der auf einen Felsen gefallen ist.

Die Leidenschaften sind es, die, wenn sie einmal unsre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand unsrer Sehnsucht hingerichtet haben, ihn uns von ganz andern Seiten betrachten lehren, als andre Menschen thun, und die folglich den Helden anfeuren, jene beherzte Unternehmungen, die, so lange der Erfolg ihre Schicklichkeit nicht bewähret hat, lächerlich scheinen, und der Menge so scheinen müssen, zu entwerfen und auszuführen.

Die Ursache, sagt der Kardinal Richelieu, warum ein Furchtsamer in den einfachsten Entwürfen Unmöglichkeiten findet, und einem erhabenen Geiste die schwersten Unternehmungen leicht scheinen, ist die, daß vor dem letzten Berge versinken, und vor dem erstern Maulwurfshügel in Gebürge verwandelt werden.

Es sind in der That blos die starken Leidenschaften, die, da sie mehr, als klar überzeugend sind, uns das Ausserordentliche von dem Unmöglichen unterscheiden lehren, welches gemeine Leute beständig mit einander verwechseln; denn weil sie nie von starken Leidenschaften belebt werden, so wissen sie sich nie über das Mittelmäßige zu erheben.

Leon.

Johann von Leon, war ein geborner Amerikaner, der in der Stadt Mexiko das Schneiderhandwerk gelernt hatte, und es auch einige Jahre trieb. Sein frommes Herz trieb ihn an, was damals — er lebte vor zweyhundert Jahren — gottesfürchtige Leute gewöhnlich thaten: ins Kloster zu gehen, und ein Mönch zu werden. Und weil er gehöret hatte, daß das Kloster St. Isidor zu Sevilla in Spanien einige Mönche besitze, die durch Luthers Reformation gereinigtere Grundsätze in der Religion erlangt hätten, so wählte Johann dieses Kloster. Hier fand sein frommes Herz nun zwar zum Theil, was er suchte, ein gereinigteres Christenthum; allein er lernte nun auch einsehen, daß es einem Menschen von gesunden Kräften zur größten Schande gereiche, Müßiggang zu treiben, und den sauer verdienten Lohn fleißiger Mitbürger zu verzehren; er verließ also diesen Aufenthalt andächtiger Müßiggänger wieder. Nun aber fand er außer dem Kloster nichts als Dummheit, Aberglauben und Laster; denn in jenen unglücklichen Zeiten behielten die Geistlichen aus strafbaren Absichten die wenigen Kenntnisse, die sie in der Religion hatten, für sich, und ließen das arme Volk vorsetzlicher Weise in Irrthum stecken. Johann, der damals schon wußte, daß Aberglauben und Laster

von Irrthum und Unwissenheit erzeugt werden, und der einen unauslöschlichen Durst nach bessern Kenntnissen hatte, gieng wieder in sein Kloster, um seine alten Lehrer aufzusuchen. Aber er fand sie nicht mehr; denn sie waren entwischt, weil sie gemerkt hatten, daß sie um ihrer bessern Kenntnisse willen als Ketzer von der Inquisizion sollten hingerichtet werden. Johann folgte ihnen nach, und traf sie in Teutschland wieder. Von hier aus wollte er mit einigen von ihnen nach England übergehen; allein verschiedene von den vielen tausend Spionen, die die Inquisizion besoldet, entdeckten sie und nahmen sie gefangen. Sie wurden wie die ärgsten Missethäter geschlossen; auch legte man sie gleich auf die Folter, damit sie ihre übrige Gefährten entdecken sollten. Darauf gab man ihnen Masken vors Gesicht, daß sie nicht erkannt würden, und steckte ihnen Bleche in den Mund, damit sie nicht sprechen sollten. Johanns Freunde wurden nach Valadolid geführt und daselbst verbrannt, er selbst aber wurde nach Sevilla geschleppt und in einen finstern Kerker geworfen. Hier suchte man ihn durch alle Martern der Folter zu nöthigen, die Meinungen der Protestanten abzuschwören, aber Johann blieb standhaft, ob er gleich noch lange nicht einen so vollkommenen Unterricht in der christlichen Religion hatte, als jezt jeder Landmann genießt. „Ihr irret euch sehr, — sagte

er einst zu seinen Peinigern, als sie ihn folterten, — ihr irret euch sehr, wenn ihr glaubt, daß Martern des Körpers meinen Verstand ändern können; denn sonst wären die Teufel die besten Bekehrer." — Mehr konnte der vortrefliche Mann nicht sprechen, denn man legte ihm den Knebel wieder in den Mund, den man ihn nie anders abnahm, als bey dem Genuß seiner elenden Speise und bey den Martern der Folter. Diese Martern und der giftige Hauch seines Kerkers hatten den Mann so entstellt, daß sein Anblick jedem, der ein menschliches Herz hatte, Mitleiden einflößen mußte. Die braune welke Haut hieng schlaff an den weit hervorstehenden Knochen, aus dem von beständigen Tragen des eisernen Knebels unnatürlich vergrößerten Mund lief der Geifer, und — doch, meine Leser schaudern schon. Nur die Richter der Inquisizion schauderten nicht; diese Würgengel, die sich Heilige nennen, weideten vielmehr ihr unmenschliches Auge an diesem gemarterten Unschuldigen. Nachdem sie ihn einige Jahre durch mancherley Qualen vergeblich zum Widerruf genöthiget hatten, wurde der standhafte Märtyrer zum Scheiterhaufen geführt. Man zog ihm vorher ein Kleid von Pappe an, und setzte ihm eine solche Mütze auf, worauf Teufel, Feuerflammen und Todtenköpfe gemahlet waren. „Diese Bilder, rief er, mögen wohl meine Henker schrecken, aber mich nicht."

nicht.“ — Und so stieg er auf den Scheiterhaufen, erwartete die Flamme mit der Freudigkeit eines Helden, und gieng in eine Welt über, wo kein Tod mehr herrscht, und wo seine Werke ihm nachfolgten.

Liancour (Frau von).

Diese tugendhafte Frau war eine Tochter Heinrich Schombergs, Herzogs und Pairs, wie auch Marschalls von Frankreich u. s. w. Sie war von ihrer zartesten Jugend an der Frömmigkeit ergeben, und führte allezeit ein so ordentliches Leben, daß auch zu der Zeit, da sie sich mitten in der großen Welt befand, und von Person sehr reizend war, die Verläumdung nicht das geringste an ihrer Aufführung tadeln konnte. Sie besaß ein aufrichtiges und edles Herz, und liebte über alles Wahrheit und Gerechtigkeit.

Den schönen Wissenschaften und Künsten war sie nicht weniger eifrig ergeben, und sogar den tiefsinnigsten Wissenschaften zugethan. Die ausserordentliche Leichtigkeit ihres Geistes setzte sie in den Stand, die Grundsätze derselben gleichsam im Spielen zu lernen, und aus dieser, durch ihr eigenes Nachdenken, Folgen heraus zu zie-

hen, die sie zu erlernen weder Zeit noch Freyheit sich genommen hatte.

Ihr Vater, der ein eben so großer Mann im Kabinet, als in Anführung der Kriegsheere war, erzog seine Tochter von ihrer ersten Jugend an für die häuslichen Geschäfte, machte sie zugleich mit den größesten Unternehmungen bekannt, und ließ sie sehr oft Unterhandlungen und Bundsschlüsse lesen, sagte ihr Ausfertigungen in die Feder, ja ließ sie wohl selbst zur Uebung welche abfassen.

Mit diesen Eigenschaften verband sie eine besondere Geschicklichkeit der Hand zur Verfertigung der schwersten Arbeiten, große Gaben zur Malerey und Sprachenerlernung, und eine so angenehme Leichtigkeit in der französischen Dichtkunst, daß die Meister dieser Kunst verschiedenen Stücken dieser Art, die von ihr herrührten, ihre Bewunderung nicht haben versagen können. —

In ihrem zwanzigsten Jahre heyrathete sie den Herrn du Plessis, Herzog von Liancour, der nur zwey und zwanzig Jahr alt war. Ohngeachtet der Leidenschaften, die diesen jungen Herrn herumtrieben, liebte und schätzte er doch sehr seine Gemahlinn, die sich seine Achtung und Freundschaft nur bediente, um ihn auf den Weg der Tugend zu leiten. Sie lebten zusam-

men

men 54 Jahr in einer vollkommenen Eintracht, die durch die große Zerstreuung, in welcher der Herzog die erstern achtzehn Jahre seines Ehestandes hinbrachte, von keiner Seite eine Veränderung erlitt.

Sie seufzte heimlich über die üble Aufführung ihres Gemahls, sie schwächte sich aber nicht mit ihm; und ihre unermüdete Geduld, ihre überlegten Rathschläge, ihr Verstand, ihr gutes Beyspiel, ihre Sanftmuth, ihre Gebete und frommen Anstalten verdienten es, daß Gott sie nach einer Beharrlichkeit von achtzehn Jahren erhörte; sie durfte nunmehro nichts thun, als auf dem guten Wege, auf welchem er sich befand, ihm weiter fortzuhelfen. In jener Zeit von achtzehn Jahren ward der Herzog zweymal von diesen Krankheiten angegriffen, deren Ausdünstungen allein schon höchst gefährlich sind, und zweymal schloß die Herzoginn sich mit ihm in das nemliche Zimmer ein, erzeigte ihm Tag und Nacht alle Arten Dienste, und bediente sich jedesmal der Gefahr, in welcher er gewesen war, ihm das Nichts der Welt erblicken zu lassen, und ihn zu ermuntern, für die Ewigkeit zu leben. —

Sie sah sich genöthigt, mit ihrer Schwägerinn, der Frau Marschallinn von Schomberg, in einen großen Rechtshandel sich einzu-

lassen, dessen Endschaft sie nicht erlebte, sie betrug sich aber während dieses ganzen Rechtsstreits so christlich, daß nichts im Stande war, die Ruhe ihrer Seele zu stöhren, oder ihre Mäßigung zu ändern, noch auch ihre Freundschaft gegen diejenige zu vermindern, mit der sie zu kämpfen gedrungen ward. Sie gieng selbst die schriftlichen Aufsätze ihrer Sachwalter durch, und strich weg, was diese in ihrem Unwillen sich zu hartes gegen ihren Widerpart hatten aus der Feder fließen lassen, und gewisse wirklich schwere Schriften setzte sie lieber selbst auf, als daß sie ihnen diese Gelegenheit überließ, Dinge zu sagen, die ihre Schwägerinn hätten beleidigen können.

Ein anderesmal, da ein armer Edelmann, der gegen sie einen Rechtshandel führte, nicht Mittel genug hatte, in Paris zu leben; um denselben durchzusetzen, half sie ihm selbst, und diese Streitsache gewann sie. Der Edelmann kam zu ihr, und stellte ihr vor, daß sein Sachwalter die gehörigen Zeugnisse nicht hätte beybringen können, weil er ihm kein Geld zu geben hätte, sie zu verschaffen. Sie gab ihm welches. Der Sachwalter brachte seine Zeugnisse hervor, und der Rechtshandel blieb unentschieden.

Man trift hundert ähnliche Züge in dem Leben der Herzoginn von Liancour an. — Ein

Silber.

Silberwächter, der sie bestohlen, und aus Verdruß, daß er deswegen verabschiedet worden, während des Kriegs ihr Haus hatte wollen abbrennen, war in eine Krankheit und äusserste Armuth gerathen; sie ließ die größte Sorge für ihn tragen, und ihm heimlich alles reichen, was er bedurfte, wollte auch nicht, daß er wissen sollte, von wem dieser Beystand käme, als bis man glaubte, daß dies ihn bewegen möchte, dem Hasse, den er gegen sie trug, zu entsagen, und seinen Fehltritt zu bereuen. —

Gott vollendete ihre Heiligung durch viele Kränklichkeiten, Arbeiten, und Mühseligkeiten, unter welchen sie nie aufhörte, eine wahrhaftig christliche Geduld und Beständigkeit von sich blicken zu lassen. —

Endlich krönte sie ein frommes Leben durch einen lehrreichen Tod; unter ihren Schriften fand man: Rathschläge zum Gebrauch für ihre Enkelinn — in welchen man alles findet, was eine tiefe Kenntniß der besten Maximen zur Erziehung der Kinder beyderley Geschlechts, Einsicht in den Wohlstand und Einrichtung der häußlichen Geschäfte, nebst der reinesten und erleuchtetesten Frömmigkeit, gründliches und deutliches einflößen können. Diese Räthe sind 1698 in einem Duodezbändchen zu Paris unter dem Titel: Reglement donné par une Dame

de haute qualité à Madame — ſa petite fille, pour ſa Conduite & celle de ſa maiſon *), herausgekommen.

Liebe,

Sonſt wohlthätige Gefährtinn durchs Erdenleben, wie grauſam biſt du oft! — Wie zernagſt du oft den Keim zur ſchönſten Blüthe, daß ſie matt dahin ſinkt, ehe ſich die Knoſpe aufſchließt: oft leiteſt du deine Kinder ins Land der Ruhe, und des ſeligſten Glücks, aber oft führſt du auch liebevolle Mädchen, Jünglinge, die Hofnung der Eltern und der Welt in Labyrinthe, wo das Licht ſtirbt, und Finſterniß ſie unthätig und ſeufzend herumtaumeln läßt. —

Wirſt du gar zur herrſchenden blinden Leidenſchaft, wozu kannſt du dann nicht die beſten Menſchen oft verleiten? Nicht ſelten machſt du dann einen Bruder zum Verräther des andern, den Diener des Altars zum Sündenbock, den Richter zum Mörder der Gerechtigkeit, den Stolzen zum Wurm, und den Helden zur Memme.

Jedoch, wahre Liebe wird ſtets von ihren beyden Freundinnen begleitet. Zur Rechten geht

*) Dictionnaire hiſtorique portatif des femmes celebres, unter dem Worte Liancour.

geht ihr die Tugend, und zur Linken die Unschuld zur Seite, und ein Chor von Huldgöttinnen umgiebt rings umher diese drey zärtlichen Schwestern. — Zum Entzücken sind diese drey Schwestern; — wer ihnen nur mit freundschaftlichem ofnen Blick ins Angesicht sehen darf. — Doch, wie viele können das? Wie stark ist die Anzahl ihrer Lieblinge?

Auf einem entgegen gesetzten Wege, mit Blumen übersäet, jegliche Seite mit taumelnd und trunken machenden Weinreben umpflanzt, und mit Bäumen, voll der blendendsten, aber innerhalb giftvollesten Früchte umgeben, die den Weg zur schönsten Allee formiren, hüpft die falsche Liebe, oder deutsch: die trunkene Wollust daher, zu ihrer Rechten die Verführung, und zur Linken die Unverschämtheit, vor und nach zieht eine ganze Zunft von bachantischen ausschweifenden Scherzen. Ach! und die Menge der armen Sterblichen, die sie gleich Sklaven an einer mit Rosen durchwebten, leichten, aber dennoch wie schwer zu durchreissenden Kette nach sich führt, ist unüberzählbar. — —

Hat sich die Liebe mit dem Eigensinne gepaart, so ist sie eine Leidenschaft, die nur das Feuer liebt, welches sie verzehrt; die sich nur mit Hindernissen nähret, die ihr beschwerlich fallen; die nur an den Mängeln ein Vergnü-

gen

gen findet, die sie untröstlich machen; die, so blind sie ist, alles zu sehen glaubt, und doch nichts sieht; die nur singt, um der Traurigkeit besser nachhängen zu können; die zufrieden gestellt seyn will, und doch einen Ekel fühlet, wenn sie es wird; die der Welt nachläuft, und sie flieht; die das Stillschweigen liebt, und um sich her alles zu reden anreitzt. —

Unter allen Arten von lebenden Geschöpfen, sagt Hume, hat die Natur eine gegenseitige Neigung beyden Geschlechtern eingepflanzt. Und diese Neigung schränkt sich bey allen Thieren, selbst bey den Wildesten, nicht bloß auf den körperlichen Trieb ein: sie bringt eine Freundschaft und eine Sympathie hervor, die sich nur mit dem Tode endigt.

Die Natur wollte, daß die Liebe das sanfteste Vergnügen beyder Geschlechter seyn sollte. Der körperliche Genuß ist aber nicht das Einzige, was man suchen soll. Unter den unvernünftigsten Thieren findet man keine Gattung, die nicht spielt und tändelt, und diese Ausdrücke ihrer zarten Thorheit machen ihr größtes Vergnügen aus. Man kann nicht läugnen, daß der Geist nicht vielen Antheil an den Vergnügungen vernünftiger Wesen haben sollte, und wenn man der Liebe das Salz der Vernunft, des Umgangs, der Sympathie, der Freundschaft und der guten Laune nimmt, so bleibt kaum et-

was übrig, das den Geschmack eines honetten Menschen reizen könnte. Man kann sich sicher auf das Urtheil der feinsten Wollüstlinge verlassen. —

Die Liebe zwischen beyden Geschlechtern zeugt eine Gefälligkeit und Artigkeit, die von der Befriedigung der Begierden sehr verschieden ist. — Die natürliche Zärtlichkeit zur Zeugung ist für alle empfindende Wesen allgemein hinreichend, den stärksten Bewegungen der Eigenliebe das Gegengewicht zu halten.

Die Dichter stellen die Liebe als ein nackendes Kind vor, dem die Augen verbunden sind. Man sucht diese dichterische Vorstellung zu rechtfertigen. Einige sagen, sie würde deswegen nackend gedichtet, weil die Liebe so schön sey, daß sich ihre Schönheit nicht anders als nackend beurtheilen ließe, und daß, wenn man sie nicht zur Hälfte mit einem Schleyer bedeckte, viele gar blind werden dürften. Andere, die es besser wissen wollen, behaupten, daß es deswegen geschehe, weil sie den, der sich ihren Unordnungen ergiebt, bis aufs Hemd ausziehe; die Augen aber wären ihr darum verbunden, daß sie die vielen Mängel der Weibsleute nicht sehen, und ihrer nicht so leicht überdrüßig werden möchten.

Verliebte pflegen die Liebe als einen schönen Gott zu beschreiben, der auch in Schmer-

zen

zen gefalle, in der Marter beseele, in Verzweiflung stärke, und den Tod befördere. Sie haben eines Theils in ihren Meinungen Recht. Aber fraget sie über einige Zeit wieder, sie werden anders von ihr urtheilen, und nicht läugnen, daß sie ein angenehmer Schmerz, eine süße Bitterkeit, ein schmackhaftes Gift, eine holde Strafe, und ein freywilliger Tod sey.

Man ist es indessen überzeugt, und unsere Alten waren es auch, daß die wahre und ächte Liebe gut geartete Seelen noch vollkommner mache, und daß sie zur Unternehmung großer Dinge antreibe. Es gehörte daher zum Wesentlichen der alten Ritterschaft, daß ein Ritter seine Geliebte haben mußte, der er, als einer höchsten Gottheit, alle seine Neigungen, alle seine Worte, und alle seine Thaten wiedmete. „Ach! wenn meine Dame mich doch sähe,“ sagte Fleuranges, da er im Sturmlaufen der Erste war. —

Dem Zeno sagte man: daß die Liebe einem Philosophen unanständig sey. „Wenn das wahr wäre, erwiederte Zeno, so wäre das Schicksal der Schönen sehr zu beklagen; sie würden von lauter Thoren geliebt werden.“

Die eigentliche Ursache der Liebe kann indessen nicht zuverläßig erklärt werden. Sie liegt nicht im Gesichte, sondern im Herzen des

Lieben-

Liebenden. — Glücklich derjenige, der in dieser Leidenschaft den Mittelweg geht, und nicht auf Abwege geräth, dann wird sie ihm ein süßer Geruch, der unvermerkt um sich her dustet.

Lima und Lissabon.

Wer wünschte nicht unter jenem schönen Himmel, in den glücklichen Gefilden von Peru zu wohnen, wo fast ewiger Sommer herrscht! aber schrecklich wird dieses milde Klima durch die Erdbeben, die es oft heimsuchen; denn seit ungefähr 200 Jahren zählt man mehr als 12 Erdbeben, welche die Glückseligkeit der Einwohner erschütterten.

Das fürchterlichste aber war dasjenige, welches sich den 29ten Oktober 1746 daselbst ereignete. In 3 Minuten lag beynahe die ganze Stadt in Trümmern, die, ohne die Verwundeten, mehr als 1300 Einwohner begruben. Das Kastell von Kallao, das eine Stunde weit ins Land hinein liegt, wurde zusammengestürzt, 19 Schiffe versanken, und 4 Fahrzeuge, worunter eine Fregatte war, schleuderten die Wellen ins Land hinein, wie einen Federball; denn das Meer trat zurücke, um gleichsam auszuholen, stürzte in Thurm hohen Fluthen über die Ruinen der Stadt her, und zerstöhrte vollends,

was

was das noch barmherzige Erdbeben übrig gelassen hatte. —

Beynahe hatte Lissabon eben dieses Schicksal am 1sten November 1755. — Des Morgens, da fast die ganze Stadt in der Kirche, als am Allerheiligentage war, rüttelt sich die Erde, als ein Riese, um gleichsam die Last einer solchen Stadt von ihrem Rücken abzuwerfen, und stürzt ganze Strassen nieder. — Das Feuer, das in den umgeworfenen Häusern auf den Heerden gebrannt hatte, drängt sich durch, und verzehrt, was das Erdbeben übrig gelassen hatte. Nur war Lima's Schicksal fast noch milder von der Seite, daß nach der Erschütterung der Erde und während des Feuers sich keine Räuber fanden, welches in einer europäischen Hauptstadt geschahe — die sich der allgemeinen Bestürzung bedienen, und den armen Einwohnern den Rest ihres Vermögens rauben, den Himmel und Feuer verschonet hatten. Wer schaudert nicht hier ob der Bosheit der Menschen! —

Linou-tsong.

Die Jahrbücher von China haben das Andenken verschiedener durch ihre Tugenden berühmter Frauenzimmer aufbewahrt, allein diejenige, die

die ohne Zweifel das meiste Recht auf unsere Bewunderung hat, ist die durch ihren seltenen Muth und Großmüthigkeit berühmte Gemahlinn des Linou-tsong, Königs von Han, der sich durch seine Siege auf den Kaiserthron schwang.

Linou-tsong hatte eine Prinzessinn aus seiner eigenen Verwandschaft geheyrathet, die er als Kaiserinn erkennen ließ, und für welche er eine lebhafte Neigung beybehielt, die sie auch nicht so wohl durch ihre Reize, als durch ihre Tugenden verdiente.

Dieser Prinz befahl, für sie einen ansehnlichen Pallast zu bauen. Tchin-Yuen-Ta, einer der ersten Hofbedienten, der bey gegenwärtigen Umständen diese Ausgabe für zu kostspielig hielt, überreichte ihm eine Bittschrift, worinn er sagte: „Tien, der die Welt erschuf, gab ihr einen Herrn, dem er sein Ansehn übertrug, damit er die darinn wohnenden Völker mit Gerechtigkeit regiere, und ihnen das zum Leben benöthigte verschaffe, nicht aber, daß sölche ihre Arbeiten und Leben dem Dienst eines einzigen Menschen aufopfern sollten. — Die Geschichtschreiber belehren uns, daß die weisesten Kaiser, die China beherrschten, sich begnügten, einfache leinwandene Kleider ohne Zierrathen zu tragen; daß die Kaiserinnen und Königinnen bescheiden, ohne Stickerey, ohne Blu-

men, und ohne andere Zierde, als die ihnen die Natur schenkte, gekleidet waren. Seit dem Eure Majestät auf dem Thron sitzen, ließen Dieselbe mehr als 40 Gebäude aufführen, bey deren Errichtung eine sehr große Anzahl Ihrer Unterthanen das Leben eingebüßet haben. — Die Kriege, die unaufhörlich einer dem andern folgte, und von welchen Krankheiten und Elend eine natürliche Folge waren, haben gleichfalls sehr viele hinweg geraft. — Ein Souverain, der auf diese Art seine Völker beherrscht, und von ihrem Leben keine Rechenschaft giebt, kann sich dieser ihr Vater nennen?“

Der Kaiser, dessen Gemüthsart sehr heftig war, hatte nicht so bald diese Vorstellung gelesen, als er sich seinem Zorne überließ. Er befahl, man sollte den Tchin-Yuen-Ta, seine Gattin, seine Kinder, und seine ganze Verwandschaft tödten.

Die Kaiserinn, die diese Familie auf dem Punkt sahe, ihrentwegen hingerichtet zu werden, gab Befehl, daß die Exekuzion aufgeschoben würde, und schrieb an den Kaiser dieses merkwürdigen Brief:

„Der Bau von Euer Majestät Pallaste ist überflüssig, und unnöthig, eine Hand daran zu legen. — Da das ganze Reich Ihnen noch nicht gänzlich unterworfen ist, so können Sie

das Blut ihrer Unterthanen nicht genug schonen. Es ist vor Ihre Familie ein sehr großer Vortheil, daß Sie einen so rechtschaffenen Mann besitzen, als Tchin-Yuen-Ta ist; er verdient reichlich belohnt zu werden, und statt dessen vernehme ich, daß Sie ihn wollen hinrichten lassen. — Ach! was würde das ganze Reich dazu sagen? So unerschrockne Seelen zeigen wahrlich, daß sie nichts als Ihren Ruhm, und das Wohl des Staats am Herzen haben; und ein Souverain, der sie an seiner Seite hat, und mit Vergnügen anhört, beweiset, daß er, wenn es seyn muß, seinen Vortheil dem Nutzen des Staats aufopfert. Euer Majestät wollen mir einen prächtigen Pallast aufbauen — ein Grosser des Reichs ermahnet Sie, es nicht zu thun, und aus dieser Ursache wollen Sie ihn hinrichten lassen. — Wenn nun aber dieses strenge Verfahren die getreuesten Unterthanen von Euer Majestät entfernte, und sie verhinderte, mehrmal mit dergleichen Aufmerksamkeit und Freiheit zu sprechen, wäre ich denn nicht hieran Schuld? — Wenn man sich dieserwegen am Hofe und in den Provinzen beklagte, und Ihrem Ruhme ein Nachtheil hiervon erwüchse, wäre ich dann nicht die Ursache davon? — Wenn die Weisen, indem sie von dem Tode eines Mannes hören, der mit Gefahr seines Lebens sich Dero Diensten widmete, Dero Vortheil verließen, und zu Dero Feinden übergiengen,

sollte ich mir dies nicht auch vorzuwerfen haben? Alle Uebel, die das Reich beträfen, würden auf mich zurückfallen; wie sollte ich denn alle dergleichen Vorwürfe ertragen können? — Mit Verdruß habe ich in unserer Geschichte bemerket, daß alle Unglücksfälle, die seit undenklichen Jahren unser Reich betroffen, durch Frauenzimmer veranlasset worden sind. Ich gestehe es, diese Betrachtung hat mich sehr betroffen, und in Ansehung meines eigenen Betragens mit Kummer erfüllt. In dieser Lage des Geistes, und da ich es am wenigsten erwartete, sehe ich mich auf dem Punkt, eben daselbst angemerkt, und unter Frauen gestellt zu werden, von denen ich so eben gesprochen habe. Ich bitte also Euer Majestät, mich lieber in dem Pallaste, in welchem ich mich jetzt befinde, hinrichten zu lassen, als einen andern für mich erbauen zu lassen."

Zweimal las der Kaiser diesen Brief durch, und veränderte die Farbe. — Er gab ihn andern Großen des Reichs zu lesen, die um ihn herum standen; er ließ selbst den Tchin-Ruen-Ta holen, und übergab ihm das Schreiben seiner Gemahlin, indem er zu ihm und allen übrigen sagte: „Ihr seyd meine Unterthanen, und ich bin euer Fürst. Der Ordnung nach solltet ihr mich fürchten, allein durch euren Eifer und Rechtschaffenheit habt ihr das Geheimniß gefunden, daß euer Herr euch füchten muß."

Linou-tsong fieng von dieser Zeit an, seine Unterthanen wie seine Kinder zu lieben — seine Gemahlin gewann seine Zärtlichkeit doppelt, und seine Ministers wurden um so höher von ihm geschätzt, je mehr sie ihm die Wahrheit sagten, und für das Beste des Landes ihre Vorstellungen machten. —

Lithgow.

Wilhelm Lithgow war ein Schottländer von Geburt, der ein Märtyrer eines wunderlichen Einfalls, nemlich den Hof des Kaisers von Abyssinien zu sehen, wurde.

Zwar mit dem redlichsten Herzen, jedoch mit sehr geringer Porzion von Weltkenntniß, und modischer Politik versehen, begab er sich im Jahr 1609 auf die Reise, die aber ein grosses Unglück für ihn ward.

Er verdung sich auf ein französisches Schiff, und kam eben in Mallaga an, da sich zu gleicher Zeit eine englische Eskadre vor Anker legte; und da er mit verschiedenen Engländern von selbiger in der Stadt Bekanntschaft machte, sondern umging, aber nicht mit selbigen absegelte und zurück blieb, hielt man ihn für einen Spion, und der spanische Gouverneur ließ ihn arretiren, in ein finsteres Loch werfen, und zulezt gar auf

die Folter legen, um dasjenige zu bekennen, was er doch in Ansehung seiner Unschuld nicht bekennen konnte. Man legte ihn nackend in ein Instrument, die Krippe genannt, in welchem er 5 Stunden lang gequetscht, ausgedehnt, und auf die schrecklichste Art gefoltert wurde.

Alles dieses hielt er mit der größten Standhaftigkeit aus, weil man aber nichts aus ihm herauspressen konnte, wurde er zwar hier frey, jedoch als ein Ketzer der heiligen Inquisizion übergeben. Hier sollte er seine Religion abschwören, oder verbrannt werden. Weil er nun das nicht wollte, so that man ihm vorläufig verschiedene Arten von Martern an, unter welchen er endlich hätte erliegen müssen, wäre er nicht durch das Mitleiden einer mohrischen Sklavin endlich gerettet worden.

Diese hörte über Tische von ihrer Gebieterinn, einer spanischen Dame, die in dem Pallaste des Statthalters eines Tages speiste, daß er nächstens von der heiligen Hermandad dem Feuer übergeben werden sollte, und bemerkte zugleich, daß es dem Statthalter nunmehro gereue, diesen unschuldigen Menschen selbst so lange gequält zu haben, und daß er ihn jetzt gern retten möchte, wenn er könnte. Auf dieses eilte sie zu einem engländischen Faktor, und machte ihm mit den Schicksalen dieses unglücklich verloren gegangenen Menschen bekannt, welcher

cher dann sogleich einen Expressen an den englischen Bothschafter in Madrit schickte, wodurch endlich die Befreyung dieses armen Verurtheilten bewirkt wurde, nachdem er zum Beweise gedient hatte, mit welcher Vorsicht ein Fremder in Spanien reisen müsse, wenn er nicht in die größte Ungelegenheit gerathen will. —

Littleton (Lord).

Dieser Mann hat sich durch seine Rechtschaffenheit einen Platz unter den Edeln seines Vaterlandes erworben. — Seine Aeltern waren Thomas Littleton, Lord von der Admiralität, und Christiana, eine Tochter Richard Temple, und Schwester des letztverstorbenen Lord Bißcouit Cobham. Er wurde 1708 geboren, und genoß die erste Auferziehung in einer öffentlichen Kostschule, wo er bald eine besondere Neigung zur Dichtkunst zeigte. Seine Hirtengedichte und andre kleine Poesien hat er schon in dieser Pflanzschule der Wissenschaften geschrieben. Er kam aber bald auf die Universität Oxford, wo er seine Studien mit vielem Eifer fortsetzte, und den Plan zu seinen persischen Briefen entwarf, einem Werke, womit er sich nachmals einen großen Ruhm erwarb, nicht allein durch die Zierlichkeit des Ausdrucks, son-

dern auch durch die vortreflichen Anmerkungen über die Sitten und das Betragen der Menschen. In dem Jahre 1728 trat er seine Reise durch Europa an, und nachdem er sich eine Zeitlang in Paris aufgehalten hatte, wo er einen poetischen Brief an D. Aiskough, und einen andern an Pope schrieb, setzte er seine Reise über Lion, Genf nach Italien fort. Hier waren die schönen Künste der Gegenstand seines Fleißes, und in Rom selber erwarb er sich den Ruhm eines vollkommenen Kenners der Bildhauerkunst, Mahlerey und Baukunst. Während seines Aufenthalts in fremden Ländern unterhielt er beständig einen Briefwechsel mit seinem Vater. Man hat noch einige von diesen Briefen, welche voll Zärtlichkeit und Liebe gegen denselben sind. Nach seiner Zurückkunft wurde er zum Repräsentanten von Okehamton in Devonshire erwählt, wobey er sich zu so großer Zufriedenheit der Wählenden betrug, daß sie ihn verschiedenemale zu eben diesem Platze wieder wählten. Um diese Zeit erhielt er besondere Merkmale der Freundschaft von dem Prinzen Friedrich von Wallis, dem Vater des jezt regierenden Königes. Er wurde 1737 der erste Sekretär seiner Königl. Hoheit, und genoß dessen vertrauteste Zuneigung bis an seinen Tod. Der Eifer, womit er sich bey dieser Stelle den öffentlichen Geschäften unterzog, hinderte ihn jedoch nicht, sich von

Zeit zu Zeit seiner Neigung zur Dichtkunst zu überlassen. Er wurde von den Reizen der Miß Forteseue, einer liebenswürdigen Lady, gerührt, und diese Leidenschaft gab zu einer Menge kleiner Poesien Gelegenheit, in welchen überall der sanfteste Ausdruck zärtlicher Empfindungen herrschte. Er verband sich mit dieser würdigen Geliebten im Jahre 1742. Zwey Jahre hernach wurde er Lordkommissair bey dem Schatzmeisteramt, und so lange er diese Stelle verwaltete, war er besorgt, zur Belohnung des Verdienstes und der Geschicklichkeit das seinige beyzutragen. Er war ein Freund und Gönner des verstorbenen Heinrich Fielding, Johann Thompson des Verfassers der Jahrszeiten, des Herrn Mallet, des D. Young, des Herrn Hammond, des West, Herrn Pope und Voltaire. Nach dem Tode des Herrn Thompson, der sein Haus in einem sehr verworrenen Zustande hinterließ, nahm Herr Littleton die Schwester dieses Poeten in seinen Schutz. Er übersah das Trauerspiel Coriolanus, woran der Verfasser noch nicht die letzte Hand gelegt hatte, und ließ es auf der königlichen Schaubühne im Coventgarten aufführen. Er hatte selber einen Prolog dazu verfertiget, worinn er den Verlust dieses angenehmen Dichters mit so vieler Empfindlichkeit beklagte, daß nicht allein Quin, welcher ihn hersagte, sondern auch fast alle Zuhörer in Thränen zerflos-

sen. Zu Anfang des Jahres 1746 ward seine Glückseligkeit durch den Verlust seiner Gemahlinn unterbrochen, welche in dem 29sten Jahre ihres Alters starb, und ihm einen Sohn Thomas, den nunmehrigen Lord Littleton, und eine Tochter Lucy hinterließ, welche seit einiger Zeit an Lord Viscount Valentia vermählet ist. Zum Gedächtniß dieser geliebten Gemahlinn hat er in der Kirche zu Hagley ein prächtiges Denkmal errichten lassen, mit folgender von ihm selber verfertigten Aufschrift:

Made to engage all hearts and charm all eyes,
Though meek, magnanimous; though witty, wise,
Polite, as all her life in Courts had been,
Yet good, as she the world had never seen;
The noble fire of an exalted mind,
With the gentlest female tenderness combin'd.
Her speech was the melodious voice of Love,
Her song the warbling of the vernal grove,
Her eloquence was sweeter than her song,
Soft as her heart and as her reason strong,
Her form each beauty of her mind express'd,
Her mind was virtue by the graces dress'd.

Ausser dieser Aufschrift, die voll von Schönheiten ist, schrieb er noch eine Ode auf den Tod seiner Gemahlinn, deren man sich so lange erinnern wird, als eheliche Liebe und Geschmack an

der

der Dichtkunst in diesem Lande dauren wird. Seine meisterhaften Gedanken über die Bekehrung und das Apostelamt des heil. Paulus wurden auf Verlangen Gilbert, West Esquire geschrieben. Herr Littleton hatte versichert, daß ausser den Beweisen von der Wahrheit der christlichen Religion, welche von den Weissagungen des alten Testaments, von dem nothwendigen Zusammenhang mit dem ganzen Lehrgebäude der jüdischen Religion, von den Wunderwerken des Messias, und von dem Zeugnisse aller Apostel von dessen Auferstehung hergenommen werden, die Bekehrung des Apostel Paulus ganz allein, wenn sie gehörig betrachtet würde, an und vor sich selber ein hinlänglicher Beweis von der Göttlichkeit der christlichen Religion wäre. Herrn West gefiel dieser Gedanke, der seinen Freund versicherte, daß ein so kurz zu fassender Beweis von großem Nutzen seyn würde, die Ungläubigen, die einer langen Reihe von Gründen nie ihre Aufmerksamkeit widmeten, desto eher zu überzeugen. Er hat sich auch in seiner Muthmaßung nicht geirret, denn diese Schrift enthält eine von den besten Vertheidigungen des Christenthums, welche bisher sind zum Vorschein gekommen. Im Jahre 1754 legte er seine Stelle bey dem Schatzmeisteramt nieder, und erhielt hingegen das Amt des Schatzbewahrers bey Sr. Maj. Hofstaat, nebst dem Sitze in dem geheimen Rath. Zuvor hatte er sich

das

das zweytemal mit Elisabeth, der Tochter des Feldmarschalls Robert Rich, vermählet, deren unbesonnene Aufführung ihm aber viel Verdruß machte, und von welcher er sich wenige Jahre hernach mit beyder Bewilligung scheiden ließ. Nachdem er Kanzler und Schatzmeister des Court of Exchequer geworden, so machte ihn König Georg der zweyte zum Pair von Großbritannien unter dem Titel Lord Littleton, Baron von Frankley, in der Grafschaft Worchester. Seine Reden, bey Gelegenheit der schottischen und Meutereybill 1747, der Judenbill 1753, der Bill wegen der Freyheiten des Parlaments zeugen von seiner Beurtheilungskraft, seiner starken Beredsamkeit, und seiner unbiegsamen Rechtschaffenheit. In den letzten Jahren hielt er sich mehrentheils auf dem Lande auf, und übte alle die Tugenden aus, welche ein Privatleben veredlen können. Sein letztes Werk waren Unterredungen der Todten, worinn die Sittenlehre eines Erzbischofs von Cambray mit dem Witze eines Fontenelles glücklich vereinigt ist. Er wurde plötzlich mit einer Entzündung in den Eingeweiden befallen, und starb in der Mitte des Julius 1773. Da er bey vollkommenen Kräften des Verstandes blieb, so zeigte er in seinen letzten Augenblicken eine unverstellte Größe des Gemüths, eine stille Gelassenheit und eine demüthige aber zuversichtsvolle Hofnung auf die Barmherzigkeit Gottes.

Eine

Eine vollständige Sammlung seiner Werke ist seit seinem Tode durch seinen Neffen Herrn Aiskough herausgegeben worden. —

Longueville.

Die Prinzessin von Longueville, eine Tochter Heinrichs II, Prinzen v. Kondé, vereinigte in ihrer Person die allerglänzendsten Eigenschaften mit Neigungen, die einander entgegen stunden; sie war schön, geistreich, ehrgeizig und andächtig; und da sie sehr an die Welt gefesselt war, aber auch sich derselben zu entziehen wünschte, so theilte sie ihr Leben zwischen den listigen Anschlägen eines Hofes und den Uebungen der Frömmigkeit. In ihrer Jugend zeigte sie einen Hang zum Klosterleben; allein, ihr Eifer konnte die Probe des Zwanges nicht aushalten; sie war da wider ihren Willen hingeführt worden; und ob sie sich gleich wider alle Versuchungen mit einem härenen Sack bekleidet hatte, so ward doch ihr Herz äusserst unruhig, als sie gewahr ward, daß ihre Schönheit aller Augen auf sich zog, und aller Herzen rührte.

Seit dem Tage zog sie die Welt einem Karmeliterleben vor. Sie ward an den Herzog von Longueville verheyrathet, den sie nicht liebte; sie ließ sich von dem Herzoge von Ro-

chefoucault leiten, und nahm daher an allen Intriguen und Zertrennungen Antheil, durch welche die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. beunruhiget ward.

Unterdeß kämpften die guten Grundsätze ohne Unterlaß in ihrem Herzen. Endlich trugen sie den Sieg davon, und diese Prinzessinn, die sich in Paris mitten unter einem zahlreichen Hof, der aus allem, was Frankreich Erhabenes besaß, bestand, hatte herrschen sehen, begab sich in eine Provinz, beschäftigte sich mit den häuslichen Pflichten, und überließ sich der Strenge der Bußübungen.

Im Anfange zweifelte man an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung, — allein ihre Beharrlichkeit brachte ihr die Achtung des Publikums und das Vertrauen der königlichen Familie zuwege. Folgendes ist ein Zug ihres Betragens, der gar sehr diente, solche zu vermehren: Als die Prinzessinn eine gewisse Gnade für eine ihrer Kreaturen von dem Könige nicht hatte erlangen können, wurde sie so lebhaft dadurch gerührt, daß ihr, wie Herr Pelißon erzählt, einige sehr unhöfliche und von der Achtung gegen den König ziemlich entfernte Worte (um nichts ärgers davon zu sagen) entfuhren. —

Ein Einziger von denen, die solche angehört hatten, war ihr ungetreu. Die Sache kam

vor

vor den König, und vom Könige an den Prinzen, ihren Bruder, der Sr. Majestät die Versicherung gab, daß es nicht seyn könnte, und daß seine Schwester nicht den Verstand verloren hätte. — „Ihr selbst möcht' ichs glauben, wenn sie das Gegentheil sagte," versetzte der König. —

Der Prinz geht zu seiner Schwester, die ihm nichts verschweigt. Umsonst bemüht er sich einen ganzen Nachmittag lang, sie zu überreden, daß die Aufrichtigkeit bey dieser Gelegenheit eine wahre Dummheit seyn würde, daß er geglaubt hätte, die Wahrheit zu sagen, als er sie vor dem Könige vertheidigt hätte, daß man aber dies alles müsse fahren lassen, und daß sie dem Könige selbst mehr Vergnügen machen würde, wenn sie ihren Fehltritt läugnete, als wenn sie ihn gestünde u. s. w.

„Wollen Sie denn, sagte sie, daß ichs durch einen weit größern, nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen den König wieder gut machen soll? Ich würde es nicht einmal über mein Herz bringen können, ihm vorzulügen, da er so viel Großmuth besitzt, daß er **mir** glauben will, und sich auf mein Wort beruft. — Der Edelmann hat Unrecht gethan, allein, bey allem dem steht es mir doch nicht frey, ihn zum Verläumder zu machen, da er es wirklich nicht ist."

Den Tag darauf begab sie sich nach Hofe, und nachdem sie Erlaubniß erhalten hatte, den König allein zu sprechen, warf sie sich ihm zu Füßen, und bat ihn um Gnade und Verzeihung wegen der unanständigen Worte, die ihr entfahren waren. Sie setzte hinzu, daß der Prinz ihr Bruder sie eines solchen Vergehens nicht hätte fähig halten können, und daß er eben darum es gewagt, sie gegen Se. Majestät zu vertheidigen, daß aber sie viel lieber ihm ihren Fehltritt gestehen, als auf Kosten eines Andern sich rechtfertigen wollte. —

Der König, mit einer noch edlern Gesinnung, verzieh ihr nicht nur von ganzem Herzen, sondern erzeigte ihr noch andere Gnadenerweisungen, die sie gar nicht erwartet hatte. Sie glaubte sogar wahrzunehmen, daß er ihr nachdem noch mit mehr Achtung und Güte begegnete, als vordem *).

Loretto.

Eine berühmte der Jungfrau Maria in Italien gewidmete Kirche. Diese Kirche ist wegen des in ihrer Mitte stehenden heiligen Hauses, oder der Santa Casa sehr merkwürdig. Die Santa Casa,

*) Dictionnaire des femmes celebres.

Casa, welche die Italiener ungemein erheben, ist nach ihrem Vorgeben eben das Haus, worinn die gebenedeyete Jungfrau geboren, verlobet und vereheliget worden. Wie die Legende versichert, so hat es beynahe dreyzehn Jahrhunderte zu Nazareth gestanden, und ist im Jahre 1291 von den Engeln aufgehoben und nach Dalmatien getragen worden. Als drey Jahre und sieben Monate verflossen waren, trugen sie es nochmals fort, und brachten es in das Gebiete von Recanati. Hier hörete man himmlische Concerte, deren Wohlklang die benachbarten Einwohner herzulockte. Die ganze Natur fühlte ein empfindliches Vergnügen bey der Versetzung dieses heiligen Hauses; sogar die Bäume des Waldes machten gegen dasselbe ihre Verbeugung. Es blieb nur acht Monate, und ward hernach ein wenig weiter fortgerückt. Aber kaum waren vier Monate verstrichen, als es die Engel zum vierten und letztenmale fort trugen. Nun setzten sie es an den Ort, wo es jezt steht, und wo seitdem eine Kirche erbauet worden ist. Es ist mit vier Mauern umschlossen, die es nicht berühren. Wir dürfen nicht unangemerket lassen, daß alle einheimische Einwohner von Loretto Nachkommen derjenigen sind, welche die Santa Casa ankommen sahen. Die Geschichte von der Versetzung derselben von einem Orte zu dem andern hängt in der Kirche, und in vierzehn Sprachen, nemlich in die hebräische,

arabische, griechische, lateinische, sklavonische, deutsche, französische, spanische, wellsche, wallische, englische, schottländische und irrländische übersetzet.

Eine Legende berichtet, Suarez habe bey seiner Anwesenheit auf der Tridentinischen Kirchenversammlung, sich einen Stein von der Santa Casa ausgebeten, um solchen in die Kapelle zu bringen, die er nach der, zu Loretto in Spanien bauete; der Pabst erfüllte seine Bitte, und man schickte ihm den Stein. Allein Suarez wurde unmittelbar darauf krank, und hatte, ehe er den Stein zurück schickte, keine Hofnung zur Genesung; aber man bemerkte, daß es sich stufenweise mit ihm besserte, je näher der Stein der Santa Casa kam. Man hat ihn in der Mauer mit einem eisernen Gegitter überzogen, um ihn von den übrigen zu unterscheiden.

Die kostbaren Geschenke, und der Schatz, welche dieses heilige Haus in sich faßt, sind erstaunlich groß. Man weiß nicht mehr, wo man das Silber hin thun soll, und die Menge der Edelgesteine verdunkelt den Glanz des Goldes. Man wird in wenig Jahrhunderten die kostbarsten Juwelen aus Europa allhier antreffen, wenn die Andacht seiner Prinzen fortwäret. Addison saget, ich betrachte die ungeheuren Haufen der Reichthümer, die in einigen Oertern Italiens zusammen gebracht worden, als

als verborgene Magazine der Kirche, die sie bey dringenden Vorfällen zu ihrer letzten Vertheidigung und Erhaltung öffnen will.

Middleton meldet, daß das Bild der heiligen Jungfrau, in der Kirche zu Loretto sehr schwarz aussehe. Diese Kirche haben die Wallfarthen berühmt gemacht. In denjenigen Jahren, da die Pilgrimme am häufigsten angekommen, hat man die Anzahl derer, die sich von ihnen auf einmal in der Stadt befunden, auf zweymal hundert tausend Personen gerechnet. Die meisten kommen an Ostern, und um das Fest der Jungfrau, so in den September fällt, hieher. Sie stellen eine Art von Prozession um den sogenannten prächtigen Pallast Unsrer Frauen an, welche sie auf ihren Knien verrichten; einige kriechen fünfmal, einige siebenmal, und andere zwölfmal um solchen herum, nachdem sie in der Zahl ein Geheimniß entdecken.

Lord Mayor.

Dieses ist ein Charakter in London, der eben so ehrenvoll, als einträglich ist. — Die Stadt sieht ihn wie ihren König an, auch ist er genöthigt, einen fürstlichen Aufwand zu machen; auch die Anzahl seiner Bedienten, seiner präch-

tigen Kutschen und Livreyen, nebst den zu seinem Posten gehörigen Beamten, die ihn begleiten, alles dient, sein Ansehen zu erhöhen. Er führt den Titel Mylord, den ihm selbst der König giebt.

Seine Vorrechte sind sehr mannichfaltig. Wenn Truppen durch die City marschiren, muß er vorher darum ersucht werden. Keine Werbung kann in der City geschehen, wo nicht der Werbe- oder auch der Preßpaß vom Lord Mayor unterzeichnet ist; auch hat er die Aufsicht, nebst großer Vollmacht über die Themse.

Seine Einkünfte bestehen größtentheils in dem Verkauf gewisser Aemter, die er, wenn sie unter seiner Mayoralität vakant werden, nach seinem Wohlbefinden besetzen kann. — Zur Etikette dieses Postens gehört ein großes Gastmal und Ball, so er in seinem Pallast wenigstens einmal geben muß. Hiezu wird der ganze Adel eingeladen, wovon aber nur ein Theil kommt, je nachdem die politischen Verhältnisse und Grundsätze des Lord Mayors sind. Indessen ist dieses Fest gewöhnlich überaus prächtig.

An dem Antrittstage seines Amts, der für die Londoner der feyerlichste Tag im Jahr ist, begiebt er sich in großer Prozession nach Westmünsterhall, woselbst er den Eid in die Hände

des

des Großkanzlers ablegt. Der Zug geht zu Wasser auf vielen schön verzierten Barken, von unzähligen Booten begleitet; ein Schauspiel, das viele Aehnlichkeit mit der jährlichen Vermählungsprozession des Doge zu Venedig hat. An der Blakfriarsbrücke, wo er ans Land steigt, wird er von den Londoner Zünften empfangen, die sich an seinen Zug anschließen, und ihn sodann nach dem Rathhause begleiten. Hier wird ein großes Gastmahl und Ball, allein auf Kosten der Stadt, gegeben, wozu viele hundert Billets ausgetheilt werden. Die Gesellschaft ist hier ziemlich bunt, daher es denn auch sehr unordentlich dabey zugeht.

Der Lord Mayor ist genöthigt, in seinem Pallast alle Tage Gericht zu halten, das heißt, alles, was die Uebertretung der Gesetze in der City angeht, wird bey ihm klagbar angebracht. Bey unbeträchtlichen Kleinigkeiten, die auf sehr geringe Geldstrafen abzwecken, fället er sogleich das Urtheil; bey erheblichen Dingen hingegen wird der Verbrecher von ihm ins Gefängniß geschickt, um ihm nachher, den englischen Rechten gemäß, den Prozeß zu machen.

Verfährt der Lord Mayor bey solchen Vorfällen im geringsten gesetzwidrig, so kann man ihn verklagen, und er muß, wie der gemeinste Mann, vor Gericht erscheinen. — Während der Zeit er in seinem Pallast Gericht hält, thun

einige Aldermänner ein gleiches auf dem Rathhause zu Guildhall, und zwar mit eben so viel Vollmacht.

Es geschieht höchst selten, daß jemand zweymal zum Lord Mayor erwählt wird. Diese Ehre wiederfuhr William Bekford zum zweytenmal; ein Mann von großen Einsichten, warmer Vaterlandsliebe, und 36,000 Pfund Sterlings Einkünften. Seine zweyte Mayoralität fiel ins Jahr 1770, in den Zeitpunkt, wo die Stadt London, nebst dem größten Theile aller Grafschaften in England, dem König unablässig mit Bittschriften wegen eines neuen Parlaments überhäuften, da das damalige wegen der Wilkesschen Sache ganz die Gunst des Volkes verloren hatte. Der König fand es seinem Interesse gemäß, das alte beyzubehalten, und gab daher größtentheils abweichende Antworten.

Die Stadt London ließ indessen nicht nach, dies Ansuchen zu wiederholen. Der Lord Mayor, die Sherifs, eine Anzahl Aldermänner, und andere Stadtdeputirte fuhren beständig im Pomp nach St. James, wo sie ihren Privilegien zufolge vom Könige auf dem Thron sitzend empfangen wurden, und beständig mit der Antwort zurück kehrten: „Der König sey mit seinem Parlament zufrieden, sey geneigt, seinen Unterthanen wo möglich zu willfahren; wolle die Sache überlegen u. s. w.“ Hiebey blieb es.

Bek-

Bekford, der überdrüßig wurde, diese Farce zu spielen, zu welcher ihn sein Posten verband, faßte ins geheim einen Anschlag, die Sache ernsthafter zu behandeln. Er erschien mit einem zahlreichen Gefolge; die Bittschrift wurde verlesen, und die gewöhnliche Antwort erfolgte. — Der Hofetikette zufolge küssen die Deputirten nach einer solchen feyerlichen Audienz dem Könige die Hand, und entfernen sich. Bekford hingegen, der nicht wegen dieser Zeremonie nur nach Hofe gekommen war, forderte den König in einer zwar ehrfurchtsvollen, allein dennoch höchst freymüthigen Gegenrede auf, die Bittschriften der ersten Stadt des brittischen Reichs nicht so gleichgültig anzusehen, und ihrem Verlangen zu willfahren.

So etwas war ganz unerwartet und unerhört. Die augenscheinlichste Verwirrung war auf den Gesichtern aller Hofleute zu lesen, während der Zeit die Stadtleute über die Kühnheit ihres Anführers eine geheime Freude zu erkennen gaben. Dieser standhafte Mann stand indessen mit einer edlen Unerschrockenheit da, und wartete auf eine Antwort. Man war hiezu nicht vorbereitet, es entstand daher eine Stille, die länger, als eine Minute dauerte, während welcher die überaus zahlreiche Versammlung sich einander angafte.

Bekfort machte endlich diesem Schauspiel durch eine Verbeugung ein Ende, und trat mit seinem Gefolge ab. — Man kann denken, wie sehr man bey Hofe hierüber aufgebracht war. Zu St. James redete man von dem Tower und von Frechheit; in der City hingegen von nicht gelernten Lektionen, und von feyerlichen Danksagungen; letztere erfolgten auch mit den schmeichelhaftesten Umständen begleitet.

Es ereignete sich acht Tage nachher, daß der Lord Mayor im Namen der Stadt wegen Entbindung der Königinn, mit einer Glückwünschungsaddresse dem König aufwarten mußte. Bey dieser Gelegenheit wurde ihm vor der Audienz sein neulliches Betragen vom Lordkammerherrn vorgehalten, mit der Erklärung, daß die Stadt London durch einen neuen Vorfall dieser Art leicht das Vorrecht verlieren könnte, dem Könige ihre Bittschriften und Addressen auf dem Throne zu übergeben *). Bekford verlangte diese Erklärung schriftlich zu haben; der Lordkammerherr aber schlug es ab, worauf denn der Erstere erwiederte: daß er sie folglich als nicht

*) Die Stadt London und die beyden Universitäten Oxford und Kambridge haben allein dieses Vorrecht; alle andere Städte und Grafschaften senden ihre Addressen und Bittschriften an den Staatssekretair, der sie dem Könige vorlegt.

nicht gethan ansähe. — Wenige Monate nachher, noch ehe er die Lordmayorswürde abgelegt hatte, starb dieser große Patriot. Die Bürgerschaft votirte ihm sogleich ein Denkmal, das auf dem Rathhause zu Guildhall, in dem großen Versammlungssaale errichtet wurde. Dies ist eine Statue in Lebensgröße von weissem Marmor. Sie stellt diesen Britten in seiner Magistratskleidung und in der nemlichen Stellung vor, in welcher er die vorhin angeführte Anrede an den König hielt, und um das Ganze zu krönen, so liest man auf dem Piedestal diese Anrede selbst, statt der Innschrift. Beyden in diesem Saale häufig gehaltenen Reden rufen die Patrioten oft den Schatten des Bekford an, zeigen auf seine Bildsäule, und beschwören ihre Mitbürger, das Wohl ihres Vaterlandes vor Augen zu haben.

— "So ahmt dieses große Volk den alten Römern nach, und beweist, wie sehr der Patriotismus unter den Britten noch herrscht, so ausgeartet viele auch in ihren Handlungen scheinen, und es auch zum Theil sind. —

Lubomirsky.

Stanislaus Lubomirsky war Kronmarschall von Pohlen. Man erzählt folgenden Trait bey

einer gewissen Gelegenheit von ihm: Einst als er sich mit einem Unbekannten in seinem Zimmer befand, und dem Spiegel gegen über saß, sah er, daß ihm jener einen silbernen Leuchter stahl, der auf dem Schenktische stand; weil er ihn aber nicht wollte schamroth machen, so zog er eine goldene Dose aus dem Schubsacke, setzte sie auf eben diesen Schenktisch, und sprach zum Spitzbuben: er sollte sich dem Spiegel gegenüber stellen. Hierauf nahm er die Tobacksdose, steckte sie in seinen Schubsack, und fragte den Spitzbuben: „Siehst du es?“ — „Ja ich seh es“ sprach dieser. — Er zog also die Tobacksdose wieder aus dem Schubsacke, und als er sie auf den Schenktisch gelegt, fragte er ihn: „siehst du das auch?“ Der Spitzbube versetzte: „Ja!“ Hierauf sprach der Kronmarschall: „Mach' du es eben so mit dem silbernen Leuchter, den du in deinem Schubsacke hast, und ich will mich dem Spiegel gegen über stellen.“ —

Ludwig IV.

Dieser unglückliche Fürst mußte fast seine ganze Lebenszeit mit den Päbsten, besonders Johann XXII., und zuletzt mit dem staatsklugen Karl von Böhmen kämpfen, noch mehr aber mit seinem Gegner Friedrich von Oesterreich.

Sein Bild können wir nicht besser zeichnen, als wenn wir den Meisterpinsel eines Pfeffels entlehnen:

„Mit einer edlen und einnehmenden Gestalt verband er die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Er war tapfer bis zur Unerschrockenheit, großmüthig und wohlthätig, menschlich, ein vortreflicher Freund, dem seine wohlwollende Denkungsart so viele Freude erweckte, als die Güte seiner Sache. —

Bey gemeinen Zufällen sah man ihn unentschlossen, verwirrt, selbst furchtsam. Aber eine wirkliche Gefahr erhob ihn über sich selbst, und so zu sagen über die Begebenheiten. Im Schoße der Verzweiflung fand sein Geist Hülfsmittel. Er ergriff sie, triumphirte, und — fiel in die vorige Unruhe zurück.

Er war das Opfer des päbstlichen Stolzes, der Märtyrer des kaiserlichen Ansehens über Italien, das mit ihm erlosch, und die stärkste Stütze der Majestät des Reichs. Als Erbe eines sehr eingeschränkten Theils von Bayern, war er der großen Vortheile beraubt, welche die Otrone, die Heinriche und Friedriche aus ihren großen Ländern, aus ihrem reichen Erbtheile, und der ältern Verfassung Teutschlands zogen, — und doch erhielt er die Sache des teutschen Reichs gegen die vereinigten Rän-

ke des Fanatismus, des Aufruhrs, und der gefährlichsten Verbindungen gegen ihn.“ —

Er starb den 11ten Oktober im Jahr 1347, und sein Grabmal ist eines der herrlichsten Kunstwerke in München.

Ludwig IX.

Ein König in Frankreich, wie bekannt, von sehr bigotter Gemüthsart. Ein Dominikaner, der die schwache Seele dieses Monarchen kannte, schlug ihm vor, in seinen Orden zu treten. Ludwig, von den begeisterten Worten dieses Mannes beängstiget, zitterte vor den Klippen, die den Thron umgeben, oder fühlte sich zum Regieren zu schwach, und faßte den Vorsatz, die Krone seinem ältesten Sohne zu überlassen.

Seine erste Sorge war, der Königinn seinen Entschluß zu entdecken. Sie schwieg, als sie es vernahm, ließ aber bald darauf ihre Prinzen kommen, und fragte sie in Gegenwart des Grafen von Anjou, Bruder des Königs, ob sie lieber wollten Söhne eines Mönchs, oder eines Königes genennet werden?

Da die jungen Prinzen nichts von diesem Räzel begriffen, erklärte es ihnen die Königinn. Bey dieser Erklärung wurde der Graf von An-

jou so sehr aufgebracht, daß er dem Könige seine Schwachheit und Kleinmuth öffentlich vorwarf. Selbst der Thronfolger, Prinz Philipp, zeigte seinen Unwillen.

Man behauptet, der König habe deshalb nach ihm geschlagen, worauf Philipp sagte: „Ich werde die Hochachtung niemals vergessen, Sire, die ich Ihnen schuldig bin. Es hat mich auch nur mein Vater und mein König ungestraft schlagen können; aber ich schwöre bey dem heiligen Dionysius, daß, wenn ich jemals zur Regierung gelangen soll, ich das Königreich von allen diesen Eiferern reinigen werde.“

Diese Erbitterung der königlichen Familie bewog Ludwigen, seinem schwärmerischen Vorhaben zu entsagen.

Ludwig XII.

Dieser König war auf dem Wege der Widerwärtigkeiten zum Throne gelangt, und mit ihm regierten alle Tugenden eines guten Fürsten. Er war ein religiöser, großmüthiger, herablassender, für Gerechtigkeit eingenommener, gegen sein Volk zärtlich gesinnter, und aus allen Kräften Menschen beglückender Fürst.

Ludwig fürchtete nichts so sehr, als seine Unterthanen zu drücken. Auch wurde er auf das zärtlichste von ihnen geliebt. Er konnte seine väterlichen Augen nie aufheben, ohne einem Freunde zu begegnen. Seine Reisen waren Triumphe. Man drängte sich überall zu ihm. Die Wege waren mit Blumen bestreut, die Luft ertönte vom Freudengeschrey, vom schmeichelhaften Geflüster, und von Wünschen für die Erhaltung seines Lebens. Die Leute auf dem Lande liefen von zehn und zwanzig Meilen im Umkreis herzu, umringten ihn, drängten ihn, hielten Wäsche an seine Person, seine Kleider und sein Pferd, und brachten sie als kostbare Reliquien mit nach Hause. Ihre reinen und ungeschminkten Herzen nennten ihn nicht anders als den Vater des Volks; ein weit erhabenerer Titel, als Heldenmuth ihm nicht zu geben vermag. —

Ein Hofmann suchte ihn zu bewegen, daß er die Güter eines reichen Bürgers von Orleans einziehen ließe, der sich laut und öffentlich wider den König, vor seiner Gelangung auf den Thron, erklärt hatte. Aber der König antwortete ihm: „Als er mich beleidigte, war ich noch nicht sein König. Da ichs ward, ward ich sein Vater. Ich muß verzeihen und ihn beschützen.“

Unstreitig

Unstreitig gehört dieser Monarch unter die besten Könige von Frankreich. — Gleich zu Anfange der Regierung zeigte er sich sehr gütig. Da er noch Herzog von Orleans war, war er von Ludwig de la Tremouille im Treffen gefangen genommen worden. Als ein junger König hatte er itzt Gelegenheit, sich zu rächen. Man erinnerte ihn sogar daran; er antwortete aber: es würde einem Könige von Frankreich nicht kleiden, Beleidigungen zu rächen, die dem Herzog von Orleans wiederfahren wären. Dieser Trait stimmt mit demselbigen, den wir eben erzählt haben, überein.

Bey jedem Regierungsantritt eines neuen Königs war es die Gewohnheit, die Gehalte der Beamten zu erneuern, die der König zu behalten gedachte. Als man diesem Ludwig die Liste aller Hofbeamten vorlegte, gieng er sie mit Sorgfalt durch, und machte bey dem Namen seiner hartnäckigsten Feinde ein rothes Kreuz, lohne sonst mit einem Worte sich darüber auszulassen. Das erfuhren sie schnell, und aus Furcht, daß die Bestrafung nicht blos im Verlust ihrer Aemter bestehen würde, verbargen sie sich, und ließen durch mächtige Gönner um Verzeihung ansuchen. Ludwig antwortete auf die Vorbitten für diese Hofleute: da ich das Siegel der Erlösung zu ihrem Namen gesetzt habe, so glaubte ich, ihnen deutlich genug angekündigt

zu haben, daß alles verziehen sey. Jesus Christus ist für sie gestorben, wie für mich. Der Prinz von Oranien, der sich unter der vorigen Regierung mit dem Herzog von Orleans entzweyet hatte, aber die Güte und Billigkeit Ludwigs kannte, trug kein Bedenken, ihn um eine Gnade anzuflehen, die er unter der vorigen Regierung zu erbitten nicht gewagt hatte. Sie betraf die Wiederherstellung seines Fürstenthums in die Freyheit der uneingeschränkten Herrschaft, die es so lange Zeit genossen hatte, und welcher sein Vater, der des eilften Ludwigs Gefangener gewesen wäre, hätte entsagen müssen. Da diese Entsagung nicht freywillig, sondern unter Zwang von dem Vater des Prinzen geschehen war, so maßte sich jezt der zwölfte Ludwig nicht nur gar kein Recht über das Fürstenthum an, sondern wollte auch nicht einmal die funfzig tausend Thaler wieder fordern, die zu Folge des Vergleichs für diese Besitznehmung hatten bezahlet werden müssen. Das Parlement von Grenoble, unter dessen Regierung das Fürstenthum war gestellt worden, suchte vergeblich die Rechte geltend zu machen, die schon vor dem eilften Ludwig auf dieses Fürstenthum waren vorhanden gewesen. Dem König kamen diese Rechte so einleuchtend nicht vor, als eine seit Jahrhunderten gewährte ruhige Besitzung ist, und legte seinem Parlament ein Stillschweigen auf.

Der

Der Herzog und die Herzogin von Beaujeu, diese Mitbewerber und Verfolger des Herzogs von Orleans, hatten Ursache, sich zu fürchten, der nunmehrige König durfte sich nur entfernt halten, und den Gesetzen ihren freyen Lauf lassen, so war das schon genug, ihnen die bitterste Kränkung zu erregen. Sie hatten nur eine einzige Tochter, und der Vater hatte in der Eheverschreibung festgesetzet, daß alle seine Güter, im Fall er ohne männliche Leibeserben verstürbe, nach seinem Ableben der Krone heimfallen sollten. Voller Unruhe über das künftige Schicksal ihrer Tochter baten sie den König, wenigstens in Ansehung des Herzogthums Bourbon dieser gar zu harten Clausul nachzusehen. Er verwilligte ihnen nicht nur diese Gnade, sondern fand auch ein Mittel, der jungen Prinzessinn Susanna die ganze Erbschaft ihrer Väter unzerstückt zu erhalten, indem er ihr ihren leiblichen Vetter den Herzog Karl von Bourbon-Montpensier zum Gemahl gab.

Nachdem er sich auf diese schöne Art an seinen Feinden gerächet hatte, wählte er sich seinen geheimen Rath, und machte seinen Vertrauten den Georg von Amboise zu seinem ersten Staatsbedienten. Derselbe war lange Zeit ein Gefährte aller Verfolgungen gewesen, die der Herzog von Orleans ausgestanden hatte,

und jezt schien er mit ihm den Thron zu besteigen; der König brachte es bey dem Pabste auch dahin, daß ihm der Kardinalshut gegeben ward. Der berühmte Philosoph Philipp von Commines schmeichelte sich vorzüglich der Gnade des Königs. Er hatte dem Staate wesentliche Dienste geleistet; er hat neun Monate in einem eisernen Kefig geschmachtet, weil er sich zu frey für einen Anhänger des damaligen Herzogs von Orleans erkläret hatte: allein wegen seiner erhabenen Einsichten und der Beschaffenheit seines Geistes wurde er von denen, die schon im geheimen Rath waren, gefürchtet. Der neue Monarch empfieng ihn kaltsinnig, und Commines ersahe daraus, daß es Zeit wäre, sich zu entfernen. Er begab sich in die Einsamkeit, wo er seine vortreflichen Memoires verfertigte.

Ludwig ward bald in langwierige und blutige Kriege verwickelt; der Pabst donnerte seinen Bannstrahl über ihn; und man sahe in seiner ganzen Regierung, daß er der größte König hätte seyn können, wenn er nicht durch eine falsche Ehrbegierde wäre verleitet worden, die Ausdehnung seiner Länder zu eifrig zu suchen. Als König von Frankreich, und als Erbe der Rechte des Hauses Anjou hatte er wohl hergebrachte Ansprüche auf das Königreich Neapolis. Als Privatmann und Großsohn der Valentine Visconti hatte er noch klärere auf das

Her-

Herzogthum Mailand, welches damals die Sforza an sich gerissen hatten. Die Drohungen, die Erniedrigungen, die er bey seiner Anwesenheit in Italien von dem jezigen Herzog Ludwig hatte dulden müssen, reizten ihn noch mehr zur Rache. Schon bey seiner Krönung setzte er zu seinem Titel eines Königes von Frankreich noch den von Neapel, von Sicilien, von Jerusalem, und Herzogs von Mayland. Hernach fieng er Unterhandlungen an, und da diese nicht glückten, entschloß er sich, eine Armee nach Italien zu schicken; nur kam es auf Geld zum Aufwande des Krieges an, und er selbst konnte sich nicht überwinden, seinen Unterthanen Steuern zu einem Kriege abzufordern, der allein seine Person angieng. Der Kardinal von Amboise that einen Vorschlag, der gefährliche Folgen haben konnte, und die Verkaufung der Aemter betraf; und Ludwig nahm ihn nur mit großem Widerstreben an. Er eroberte und verlor Mayland; er hatte treulose Freunde an einem Ferdinand und Cäsar Borgia, und ungetreue Bundesgenossen an den Schweizern, welche ihn verliessen, da er ihren Beystand am nöthigsten hatte. Die Härte der Venetianer war bey einer Gelegenheit gar sonderbar. Der König hatte nicht nur zu Lande eine starke Armee zur Einnahme von Neapolis abgeschickt, sondern auch noch eine zahlreiche Flotte ausgerüstet, deren Ober-

befehl er dem Philipp Rafenstein von Cleve anvertrauet hatte, welcher Gouverneur der Republik Genua war. Dieser Admiral that einen unglücklichen Zug nach den Eylanden des Archipelagus, wo er sich mit den Rhodiser Rittern und Venetianern wider die Türken vereinigen sollte. Ein wüthender Sturm fiel über die Flotte, und das Admiralschiff, auf welchem sich Rafenstein nebst mehr denn sechs Edelleuten von den besten Häusern befanden, zerschmetterte am Fuß der Felsen, die das Eyland Cythere umringen; zweyhundert Mann wurden unter den Wellen begraben, die übrigen retteten sich auf den Spitzen der Felsen, von da sie so gut als möglich auf das Eyland hinabkletterten; sie waren nackend, hatten kein Geld, keine Lebensmittel, waren den Rauhigkeiten der Witterung ausgesetzt, und befanden sich in Feindes Landen. Die Insel Cythere, die wegen des Dienstes, den man daselbst der Liebesgöttinn leistete, so berühmt gewesen, war jezt nur von groben und kriegerischen Viehhirten bewohnt, die sorgfältig vor allen Fremden auf ihrer Hut waren, weil solche nur auf ihrer Insel landeten, um ihre Heerden zu plündern. Für französische Ritter war es etwas sehr demüthigendes, daß sie ihre Hofnung auf nichts gründen durften, als auf das Mitleiden, das sie diesen Barbaren einflößen konnten. Wozu treibt aber der Hunger nicht? sie zerstreuten sich in die

Hütten,

Hütten, und verkauften die Kleider, die sie noch hatten, für geringen Preiß, oder bettelten demüthig um ein Stück Brod. Einige kamen für Kälte und Elend um; alle wünschten sich den Tod; als sie nach zwanzig Tagen Widerwärtigkeit ein venetianisches Schiff an der Küste landen sahen. Der Hauptmann, den ihr Schicksal rührte, der aber auf seinem Schiff keinen Raum hatte, eilte, dem Befehlshaber einiger genuesischen Schiffe, die bey der Insel Milo vor Anker gelegt hatten, Nachricht zu geben. Würde man es wohl glauben, wenn ein gleichzeitiger Geschichtschreiber es nicht bezeugte, daß dieses menschenfreundliche Bezeigen des Hauptmanns zu Venedig als ein Staatsverbrechen angesehen ward, dafür er der Todesstrafe mit genauer Noth entgieng, die ihm gewiß zur ewigen Ehre würde gereichet haben?

Von anderer Art war das Schicksal, das einen französischen Prinzen betraf. Es war Ludwig von Bourbon, ältester Sohn Gilberts Grafen von Montpensier. Seine Gesprächigkeit, seine Edelmuth hatten ihn den Soldaten werth gemacht; das tapfere Wesen, das er bey der Belagerung von Capua hatte von sich blicken lassen, zog schon die Blicke des ganzen Heers auf ihn. Obwohl er nur erst achtzehn Jahr alt war, hatte er sich doch wie ein bloßer Abentheurer mitten unter die Feinde ge-

worfen; und da er sich an den Angriff des Walles gemacht, der das Hauptthor der Stadt deckte, hatte er die Ehre gehabt, ihn mit dem Degen in der Faust zu ersteigen, und seine Standarte dahin zu pflanzen. Nach dieser Eroberung wollte er das Grab seines Vaters zu Puozzoli besuchen; er kam dahin, zerfloß in Thränen, und konnte der traurigen Begierde nicht widerstehen, den Sarg öfnen zu lassen, um den Urheber seines Lebens noch einmal zu umarmen. Bey dem Anblick dieser beweinungswürdigen Ueberbleibsel wurde er von einem so tiefen Schmerz überfallen, daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab. Seltenes, und nur zu unglückliches Beyspiel kindlicher Liebe! der Leichnam des Vaters und des Sohnes wurden in einen Sarg geleget.

Die Regierung Ludwigs liefert noch ein anderes Beyspiel eines empfindsamen Todes. Die Liebe, wenn man unkeusche und unerlaubte Triebe mit diesem Namen belegen darf, wählte sich ein Opfer von besonderer Art. Thomastina Spinola hatte Ludwig XII. als er sich zu Genua aufhielt, und ihm zu Ehren viele Feste gegeben wurden, zu aufmerksam betrachtet. Seine einfältige und männliche Schönheit, die durch die Geschicklichkeit und Annehmlichkeiten, die er bey allen Leibesübungen bewies, noch erhöhet wurde, machte einen so starken Eindruck auf ihr Herz, daß sie sich der unreinen Regung

nicht

nicht enthalten konnte. Nachdem sie sich verschiedene male in Unterredung mit ihm eingelassen hatte, glaubte sie, daß alles, was sie an ihm bisher bewundert, nichts sey im Vergleich dessen, was sie bey diesem Umgang an ihm entdeckte; sie wurde so sehr verliebt, daß sie Trotz der Bescheidenheit und Zurückhaltung, von der sie bisher nie gewichen war, nicht errötherte, ihm ihr Feuer zu bekennen, und ihn zu bitten, daß er ihr Intendio seyn möchte. Nach dem, was der Schriftsteller sagt, aus dem die Geschichte genommen ist, bedeutet dieser Ausdruck eine Freundschaft in Ehren, und liebenswürdige Vertraulichkeit. So unschuldig, und alles Sinnlichen beraubt, als dieser Verfasser diese Liebe vorstellt, war sie doch lebhaft und von Dauer. Stolz auf das, was sie erlangt hatte, voll Furcht, eine so schöne Flamme, wie unser Schriftsteller sich ausdrückt, zu entheiligen, verachtete sie den Umgang mit den übrigen Sterblichen, und verwarf mit Unwillen alle Liebkosungen und Zuredungen ihres Gemahls; einzig mit dem Gegenstande ihrer Leidenschaften beschäftiget tröstete sie sich über die Abwesenheit des Königes damit, daß sie zum öftern an ihn schrieb, und entweder für alle Unglückliche ihre Vorbitten einlegte, oder die Vortheile ihres Vaterlandes besorgte, und auf diese Weise eine Verirrung, die ihr allein nachtheilig war, in den Augen ihrer Mitbürger kostbar und weniger

sträflich machte. Ungefähr drey Jahre darauf verbreitete sich in Italien ein Gerüchte, daß der König todt wäre. Dies falsche Gerede kostete die verliebte Spinola das Leben. Sie haßte das Licht, das sie nicht mehr mit ihrem Intendia theilen konnte. Sie schloß sich in ein dunkles Zimmer ein, wo sie ganz ihrem Schmerz ergeben den Tod herbey rief. Ein hitziges Fieber rafte sie in weniger als acht Tagen dahin. Die Republik Genua, der sie sehr wichtige Dienste geleistet hatte, gab ihr auf öffentliche Kosten ein Leichengepränge, und ordnete ein paar ihrer edelsten Bürger ab, dem Könige die traurige Nachricht zu überbringen. Er konnte seiner zärtlichen Freundinn seine Thränen nicht versagen, und da er ihr Andenken ehren wollte, ließ er seinem Geschichtschreiber Johann d'Auton eine Grabschrift verfertigen, die seiner Verordnung zufolge auf das prächtige Grabmal gesetzt wurde, welches die Genueser ihr errichtet hatten.

So in sich verschlossen war die Liebe nicht, die Johanna, eine Tochter Ferdinands, und Isabellen von Spanien zu ihrem Gemahl dem Erzherzog Philipp trug. Er hatte sie bey ihren königlichen Aeltern in Spanien gelassen, und war allein nach den Niederlanden zurückgekehrt. Die Prinzessinn konnte seine Abwesenheit nicht länger mehr ausstehen. Sie achtete nicht die Bitten ihrer Mutter, die sie bey

sich

sich zurückhalten wollte, und da sie alle Hindernisse überwand, die ihrer Abreise in Weg gelegt wurden, mußte man es ihr verstatten, mitten im Winter einzuschiffen. Die Unglückliche sahe das Schicksal nicht voraus, das ihrer erwartete. Voll Erstaunen und Verwirrung über die Kaltsinnigkeit eines Gemahls, dem sie ihre Aeltern aufgeopfert, und um deßwillen sie der Witterung getrotzt hatte, wollte sie die Ursache dieser Kälte erforschen, und erfuhr ein Geheimniß, welches ihr weit vortheilhafter gewesen wäre, niemals zu wissen. Eine ihrer Hofdamen hatte die Unbescheidenheit, ihr ihre Nebenbuhlerinn zu nennen. Johanna stellte sich, als ob sie insgeheim mit ihr zu sprechen hätte, und ließ sie zu sich in ihr Zimmer führen; bey dem Anblick aber ihrer Reize wurde sie wüthend, fiel über sie her, raufte ihr die Haare aus, und zerriß ihr Brust und Gesicht. Der Erzherzog statt zu thun, als wüßte er um diese Ausschweifung nicht, und statt eines verwundeten Herzens zu schonen, überhäufte sie mit Vorwürfen, und kündigte ihr an, daß er sie ewiglich verachten wollte. Johanna konnte so heftige Erschütterungen nicht aushalten; die Werkzeuge ihres Gehirns geriethen in Unordnung. Sie ward gefährlich krank, und erlangte ihre Gesundheit nur wieder, um sich selbst zu überleben, denn sie kam nie wieder zum Gebrauch ihres Verstandes.

Dieser Erzherzog ist eben der, welcher nach Frankreich kam, seines Schwiegervaters wegen über das Königreich Neapel zu unterhandeln, und in dieser Sache, wie es sich nachher befand, das Werkzeug der Treulosigkeit war. Voll Unruhe über sein Schicksal bat er den König Ludwig um Gerechtigkeit und Gnade. Der edelmüthige König, der sich darüber beleidigt fand, daß Philipp ihn einer niedrigen Rache fähig hielt, antwortete, daß er nicht gewohnt wäre, den unschuldigen statt des schuldigen zu strafen, der Erzherzog wäre auf Treue seines Eids in seine Staaten gekommen, er könnte sich da aufhalten, oder frey wegbegeben, wenn es ihm beliebte; „ich will lieber, setzte er hinzu, wenn es seyn muß, ein Königreich verlieren, dessen Verlust am Ende ersetzt werden kann, als die Ehre, die sich nicht ersetzen läßt.“

Der Regierung Ludwigs XII. ist das Aufkommen einer neuen Kunst der Verheerung beyzumessen, die bisher fast ganz unbekannt gewesen, nemlich der Minirkunst, wie sie heut zu Tage mittelst des Schießpulvers getrieben wird. Peter Navarra war Zeuge eines Versuches gewesen, den ein genuesischer Offizier im Jahre 1487 davon machte; da aber dieser Versuch mißlung, so erregte er die Aufmerksamkeit des Publikums nicht, und das Geheimniß würde verloren gegangen seyn, wenn Navarra, den die Neugierde getrieben hatte, dem Versuch in

der

der Nähe beyzuwohnen, und der in den Graben die Fehler erkannt hatte, die der Wirkung schadeten, nicht von der Zeit an eingesehen hätte, so sich von dieser Entdeckung hoffen ließ. Die Spanier, denen damals das Glück wohl wollte, wußten ihren Nutzen daraus zu ziehen.

Die Geschichte würde uns noch traurigere Schauspiele darstellen, wenn die Erzählung von Kriegen, Ungerechtigkeiten und Uebeln, welche sie nach sich ziehen, nicht mit einigen Zügen der Uneigennützigkeit, der Großmuth, und anderer Tugenden untermischt wäre, welche die Achtung gegen unseres gleichen und die Liebe der Tugend erwecken können. Ludwigs Regierung stellet uns einige solcher Züge dar. Ludwig d'Ars war einer der geschicktesten Kriegsleute des Königs Ludwig. Nachdem er in Italien Proben der entscheidendsten Talente, und der unbestechlichsten Treue abgelegt hatte, führte er auf Befehl seines Herrn den Haufen, der ihm anvertrauet war, nach Frankreich zurück. Der König und die Königinn giengen ihm entgegen, theilten unter die Offiziere und Soldaten Belohnungen aus, und überließen dem General sich diejenige zu erwählen, die ihm am angenehmsten seyn würde. Hier übertraf Ludwig d'Ars sich selber. Er hatte nicht Ursache, den Yves d'Alegre zu lieben, wenigstens sieht man, daß sie während des neapolita-

nischen

nischen Krieges fast allemal in ihren Rathschlägen einander zuwider gewesen waren; dennoch rühmte Ludwig d'Ars dem Könige die Tapferkeit, die Treue und Gaben dieses Generals, und bat statt der Belohnung um die Zurückberufung dieses Mannes, weil er dem Vaterlande noch wichtige Dienste leisten könnte. Allegre ward zurück berufen, und in alle seine Bedienungen wieder eingesetzt.

Ein einziger Umstand in dem Leben des Kardinals von Amboise macht ihm mehr Ehre, als alle Sprüche der Lobredner. Er hatte das Schloß Gaillon bauen lassen, das prächtigste, das geschmückteste, das man damals in Frankreich kannte. Sobald es aber fertig war, bemerkte man einen großen Fehler, der darinn bestand, daß das schöne Gebäude zu sehr eingeschlossen, und von allen Seiten mit fremdem Eigenthum umringt war. Einer von den Hausgenossen des Kardinals (eine Benennung, die damals sehr guten Edelleuten, die großen Häusern ergeben waren, nicht zur Beschimpfung gereichte,) glaubte seinem Herrn den Hof zu machen, wenn er einen seiner Freunde beredete, ein benachbartes Gut zu verkaufen. Auf die Nachricht, die er dem Kardinal von den Gesinnungen hinterbrachte, worinn er diesen Edelmann gelassen hatte, bekam er Befehl, denselben auf einen bestimmten Tag zu dem Kardinal einzuladen.

laden. Nach der Mahlzeit führte ihn der Kardinal in sein geheim Zimmer, ließ ihn zu seiner Seite niedersitzen, und erkundigte sich genau nach der Ursache, warum er sein Landgut verkaufen wollte. „Monseigneur, antwortete der Edelmann, ich habe keine andere Ursache, als das Vergnügen, Ihnen mit meiner Sache zu dienen, die Ihnen so wohl gelegen ist.“ — Der Kardinal versetzte: „Wenn das Ihre Ursache ist, so behalten Sie Ihr Gut; es ist die Erbschaft Ihrer Väter, der erste Titel des erlauchten Namens, den Sie Ihnen hinterlassen haben, und den Sie Ihren Nachkommen als ein Heiligthum aufbewahren müssen. Auf der andern Seite können Sie versichert seyn, daß ich weit entfernt bin, von Ihnen ein Opfer zu fordern, um mich in allen dem, was Sie angeht, aufs lebhafteste Ihrer anzunehmen, und daß ich den Werth eines solchen Nachbarn, als Sie sind, zu gut erkenne, als daß ich mich dessen berauben wollte.“ — „Monseigneur, versetzte der Edelmann, mein Landgut ist mir viel werth, und was Sie mir zu bemerken beliebt haben, macht es mir noch werther; mein Gedanke ist aber der: Ich habe nur eine einzige Tochter; ein benachbarter Edelmann begehrt sie zur Ehe; sein Name, sein Wohlstand, sein Gemüth ist mir anständig; er verlangt aber eine Mitgabe, die ich ihm schlechterdings nicht geben kann. Ich habe überschlagen, daß ich, wenn ich mein

Land-

Landgut verkaufe, meine Tochter glücklich machen, das übrige der Kaufsumme unterbringen, und davon meine übrige Lebenszeit bequem leben kann.“ — „Der Plan, sagte der Kardinal, ist ganz vernünftig; sollte es aber kein Mittel geben, Ihre Tochter nach Wunsch zu verheyrathen, und zugleich Ihr Landgut zu behalten? könnten Sie nicht zum Beyspiel etwan von einem Ihrer Freunde die Summe, die Sie nöthig haben, ohne Interessen und erst nach entfernter Zeit wieder zahlbar entlehnen, sodann von Ihrem Aufwande alle Jahre etwas ersparen, und sich fast, ohne es zu merken, der Schuld entschlagen?“ — „Ach, Monseigneur, antwortete der Edelmann, wo giebt es wohl heutiges Tages Freunde, die eine solche Summe ohne Interessen, und erst nach langer Frist wieder zahlbar verleihen würden?“ — „Sie müssen, erwiederte der Kardinal, indem er ihm die Hand reichte, Sie müssen von Ihren Freunden eine bessere Meinung haben; setzen Sie mich unter deren Zahl, und nehmen Sie von mir die Summe, die Sie nöthig haben, auf die Bedingungen, die ich Ihnen vorgeschlagen.“ Der Edelmann fiel vor dem Kardinal auf die Knie, und konnte auf ein so edles Anerbieten nur mit Thränen antworten. Als sie beide nach dieser Unterredung wieder in den Saal traten, wo die übrigen Gäste waren, und der Edelmann, der die Unterhandlung eingeleitet hatte, dem Kardinal

dinal fragte: ob er mit dem Kauf zufrieden wäre, antwortete dieser: „O ja, sehr wohl, denn statt eines Landgutes habe ich einen Freund erlangt.“ Dieser Staatsbediente hatte das Glück, selbst einen Freund an seinem Herrn zu finden, und bis zu seinen letzten Augenblicken Proben der zärtlichsten Zuneigung seines Monarchen zu bekommen. Während seiner Krankheit, an der er starb, machte ihm Ludwig öftere Besuche, und konnte sich der Thränen nicht enthalten; der Kardinal beschwor ihn, ihm inskünftige diese so köstlichen, aber grausamen Beweise seiner Freundschaft zu ersparen. Man erzählt, daß er nun das Nichtige aller menschlichen Größe einsahe, und einzig mit der Rechtschaffenheit sich beschäftigte, die er seinem höchsten Richter würde ablegen müssen; zu dem Ordensbruder, der ihn bediente, zu wiederholten malen gesagt habe: „Ach, Bruder Johann, mein Lieber, ich wünschte, mein Lebelang Bruder Johann gewesen zu seyn;“ und als seine Anverwandten sich um sein Bette versammelten, den letzten Abschied von ihm zu nehmen, empfahl er ihnen, „sich nie so weit zu setzen, als er sich gesetzt gehabt;“ das wollte sagen: daß sie sich nie auf die gefährliche Verwaltung der öffentlichen Staatsbedienung einlassen sollten.

Ludwig besaß ausser den sanftern Tugenden einen ungemeinen Muth; bey der Schlacht

vor

vor Agnadel war er auf allen Seiten, ohne sich vor den Kanonen zu fürchten, die um ihn her die Soldaten wegrafften. Einige von denen, die um ihn waren, stellten ihm die Gefahr vor, der er seine geheiligte Person aussetzte, und baten ihn, sich von ferne zu halten, und von da seine Befehle zu ertheilen. „Das will nichts sagen, erwiederte er, wer sich fürchtet, darf sich nur hinter mir in Sicherheit stellen.“ Der Sieg der Franzosen war vollständig, und Ludwig eroberte in siebenzehn Tagen alles, was ihm von der venetianischen Beute zu Theil werden sollte. Es lag nur an ihm, von dem Stande, in welchem er sich befand, noch größere Vortheile zu ziehen. Die Obrigkeiten von Verona, Vicenza und Padua brachten ihm die Schlüssel von ihren Städten, und baten ihn innständigst, zu kommen und davon Besitz zu nehmen. Ludwig nahm die Schlüssel an, übergab sie auf der Stelle dem Gesandten des Kaisers Maximilians, weil zufolge des Theilungstraktats diese Städte demselben zukommen sollten. Dieser Fürst fühlte auch das edle in diesem Betragen sehr lebhaft; und als der Kardinal von Amboise nach Trient kam, ihn um die Belehnung des Herzogthums Maylands zu bitten, stand er dem König nicht nur willig zu, was er begehrte, sondern verbrannte auch in Gegenwart des Kardinals ein gewisses Register, welches er sein rothes Buch nannte, wo er mit eigenen

Händen

Händen alle Beleidigungen eingetragen, die er von Frankreich glaubte empfangen zu haben, und davon er sich gelegentlich Nutzen zu ziehen versprach.

In seiner Jugend hatte Ludwig der XII. wenig Neigungen zu den Wissenschaften bezeigt, und doch liebte er die Gelehrten, und glaubte, sie belohnen zu müssen. Bey seiner Anwesenheit in Padua ward er von den Lehrern der Rechtsschule begrüßet, die ihn um die Bestätigung ihrer Freyheit baten. Er bewilligte nicht nur die Gnade, um die sie ansuchten, sondern vermehrte auch ansehnlich ihren Gehalt. Er wollte ihren Uebungen beywohnen. Den folgenden Morgen erschien Jakob Alainus in einem langen goldstückenen Rocke in dem königlichen Pallast, und führte den König sammt allen, die ihn begleiten wollten, an die Pforte seiner Schule. Hier neigte er sich tief, und bat den Monarchen einzutreten. Ludwig befahl ihm, zuerst hinein zu gehen. „Hier, sagte er, bin ich nicht mehr König; Ihr seyd der einzige, den man da respektiren muß.“

Das Absterben Ludwigs XII. brachte in Frankreich die allerentgegengesetztesten Empfindungen hervor, und dieser König ward nicht so allgemein bedauret, als seine persönlichen Eigenschaften und seine sanfte Regierung hatten erwarten lassen. Wenn andere Beyspiele die Verblendung des persönlichen Eigennutzes nicht bestätigen, so würde man es kaum glauben, daß

unter seiner Regierung sich Personen würden gefunden haben, welche die Zeiten Ludwigs XI. herbey wünschten. Die alten Höflinge, die Diener, und das ganze Geschlecht derer, die unter den vorigen Regierungen gewöhnet waren, Gnadenbezeigungen zu verkaufen, die Nahrung des Volks zu verzehren, und sich mit dem Blut der Unglücklichen zu mästen, konnten keinen Gefallen an einem Prinzen finden, der die Bedienungen nur nach Verdiensten vergab, der sich zum Retter der Schwächern gegen die Unterdrückung der Mächtigern aufwarf, unter dem man weder von erzwungenen Heyrathen, noch von Gütereinziehungen zu Gunsten der Angeber, noch von Austheilung der Domainengüter, noch von Vermehrungen der Gehalte hörte. Sie redeten unaufhörlich von Ludwig XI. von seinen Thaten und von seinen Sprüchen, und erhoben ihn hoch bis an den Himmel. Aus eben dem Grunde verachteten sie Ludwig XII. und thaten ihr äußerstes, seine Wachsamkeit und Wirthlichkeit für Kleinheit des Geistes und niedrigen Geist geltend zu machen; noch bey seinen Lebzeiten versuchten es diese Höflinge, da sie mit Klagen seinen guten Namen nicht beschmitzen konnten, ihn lächerlich zu machen. Nach einer sehr gefährlichen Krankheit, die dem Leben Ludwigs ein Ende gedrohet, und allen wahren Franzosen so lebhafte Klagen ausgepresset, und eine so tiefe Traurigkeit verursacht hatte, unterstanden sich die Komödianten

seinen Charakter auf die Schaubühne zu bringen. Er war blaß und entstellt, das Haupt in Tüchern eingewickelt, mit Aerzten umgeben, welche unter andern über die Beschaffenheit seiner Krankheit rathschlagten. Nachdem sie endlich einig geworden, ihm trinkbares Gold einzugeben, ward der Kranke auf der Stelle besser, und empfand keine andere Beschwerde mehr, als einen unauslöschlichen Durst. Als Ludwig von diesem Possenspiel hörte, sagte er ganz kalt: „Ich sehe es weit lieber, daß die Höflinge über meinen Geiz lachen, als daß das Volk über meine Verschwendung weinen sollte.“ Als indessen nach seinem erfolgten Tod die öffentlichen Ausrufer in allen Gassen von Paris ankündigten: der gute Ludwig, der Vater des Volks ist todt! so ließen sich tausend klagende Stimme hören, und Ströme von Thränen stürzten aus aller Augen. Die Betrübniß der Hauptstadt kam der in den Provinzen nicht bey, und am wenigsten derjenigen des platten Landes, denn hier war Ludwig vorzüglich angebetet. Wenn er eine Provinz durchreisete, so verließen die Landleute ihr Geschäfte, stellten sich an die Straßen, die sie mit grünen Zweigen bedeckten, und ließen die Luft von ihrem Zurufen wiederschallen; wenn sie ihn auf einer Stelle gesehen hatten, so liefen sie sich ausser Athem, um ihn auf einen Platze noch besser zu betrachten; in den Städten, wo er ausruhete, konnte er einige Stunden lang das Zimmer

nicht verlassen, weil der Zulauf vor dem Hause zu groß war. Die, welche sein Maulthier, seinen Rock, seine Stiefeln anrühren konnten, küsseten sich die Hände mit solcher Andacht, als ob sie die Reliquien eines Heiligen geküßt hätten. Andere, die solchen Eifer nicht bewiesen, wurden von denjenigen mit Verwünschungen überhäuft. „Er ist es, riefen sie, der die Gerechtigkeit über uns herrschen läßt, der unsere Aernten fruchtbar macht, der uns vor den Räubereyen der Kriegsleute schützet, und der uns zuerst die Süßigkeiten des Friedens und der Eintracht kosten läßt.“ In der That würde die Veränderung, die während seiner kurzen Regierung sich zutrug, unglaublich scheinen, wenn gleichzeitige Schriftsteller sie nicht bezeugten.

Seine Gemahlinn Anna, Prinzessinn und Erbinn von Bretagne, und hinterlassene Wittwe Karls VIII. von Frankreich, trug so viel nicht zur Wohlfahrt bey, und ihr Charakter wird von den Geschichtschreibern nicht erhoben. So lange ihr erster Gemahl König Karl VIII. lebte, den sie für ihren Verfolger ansah, und der sie gleichsam mit gewafneter Hand erobert hatte, und sich nie schien die geringste Mühe gegeben zu haben, sich bey ihr beliebt zu machen, der viele Buhlerinnen, wenig Verstand und kein Ansehen hatte, war sie eine zärtliche, gefällige und unterwürfige Gattinn. Bey Ludwig XII. der sie zuerst Empfindung gelehrt, den sie aus Neigung liebte, den sie ganz und gar besaß, und

der

der in Ansehung der Eigenschaften seines Herzens und der Anmuth des Geistes und des Körpers der vollkommenste Prinz seiner Zeiten war, wurde sie eigensinnig und hochmüthig. Einige Höflinge bezeugten ihr Erstaunen gegen den König, daß er so eine widerliche Gemüthsart so geduldig ertrüge; er antwortete aber: „Man muß schon von einer Frau was vertragen, wenn sie ihre Ehre und ihren Mann lieb hat.“ Er schrieb den unbiegsamen Eigensinn ihres Geistes dem Nazionalcharakter zu, und pflegte sie scherzweise seine Bretagnerinn zu nennen. Hätte ihr Widersprechungsgeist sich auf das innere des Pallastes eingeschränkt, hätte Ludwig allein davon gelitten, so würden die Geschichtschreiber sich entbrechen können, davon zu reden; allein er äußerte seinen Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung, und verursachte zum Theil die Unfälle, die in den letzteren Jahren dieser Regierung den Staat beschwerten, und das Reich mitnahmen. — Aller dieser Fehler ohngeachtet, wurde sie doch bey ihrem Absterben von der ganzen Nazion betrauert. So wirthlich Ludwig der XII. war, so prachtvoll war Anna; sie verwandte den besten Theil ihrer unermessenen Einkünfte, die Dienste zu belohnen, die dem Staate geleistet wurden, oder Unglücklichen zu helfen. Für alle Offiziere, die sich durch irgend eine ruhmwürdige That hervor gethan, gab sie Anweisungen auf ihre Schatzkammer, oder gab denen, welche Alters, oder ihrer Wunden we-

gen genöthiget waren, in Ruhe zu leben, einen sichern Ort zu ihrem Aufenthalt; das übrige von ihrer Einnahme verwandte sie auf die Unterhaltung einer großen Anzahl junger Frauenzimmer vom Stande, die sie in ihrem Pallaste bildete, die sie ihre Töchter nannte, und die sie vortheilhaft verheyrathete, ohne daß es die Aeltern das mindeste kostete. Dieses Umstandes wegen verdienet sie allen Ruhm, den ihr die Geschichtschreiber geben. Auser dem besaß sie auch eine natürliche Beredsamkeit, und war schön; obwohl sie klein von Person war, und ein wenig hinkte. Sie starb in ihrem sechs und dreissigsten Jahre. —

Luft.

Die Luft, die wir alle Augenblicke in unsern Körper einziehen, ist zur Erhaltung unsers Lebens eins der nöthigsten Erfordernisse. Soll sie aber in Absicht auf unsere Gesundheit, und das von dieser abhängende edle Leben glückliche Hülfe leisten, so muß sie rein und gemäßigt seyn. — Rein muß sie seyn, das heißt: sie muß, ob sie gleich allezeit fremde, wässerigte, irdene, salzigte und schwefelichte Theile mit sich führet, doch nie damit überschwängert, oder mit schädlichen Theilen gemischt seyn.

Ist die Luft zu warm, oder zu trocken, so versetzt sie, wegen der bey sich führenden Salpeter- und Schwefeltheile unsere Säfte in Aufwallung

wallung und Gährung. Ist sie zu kalt, so verdickt sie unsere Säfte, und eine zu feuchte Luft verursacht Katarrhe und rheumatische Beschwerden.

Eine reine und gemäßigte Luft hingegen erleichtert das Athemholen, und erhält die so nöthige Ausdünstung, stärkt, erfrischt und belebt die ganze menschliche Maschine.

Von ganz anderer Art aber ist die Luft, wenn sie in Zimmern und Gemächern gleichsam verschlossen gehalten wird. Die Ausdünstung einer oder mehrerer Personen schwängert die Luft mit schädlichen Theilen, welche die gütige Natur, eben ihrer Schädlichkeit wegen austrieb. Die Gränzen, welche der Luft in den Zimmern durch die Wände gesetzt sind, hindern sie an ihrer Reinigung. Es kehrt also das unmerkliche Gift, welches unser Körper durch die Ausdünstung von sich geschaft hatte, wieder in denselben zurück. —

Eine solche eingeschlossene Luft, in welcher wir leider den größten Theil unserer Lebenszeit zubringen, ist nach den unläugbaren Erfahrungen der Aerzte auch für den stärksten und robustesten Körper höchst schädlich, und hinreichend, denselben ganz gegenseitig zu verunstalten.

Um wie viel gefährlicher muß aber die eingekerkerte, und also der Reinigung fast unfähige Luft für einen weichlichen, zärtlichen und reizbaren Körper seyn, dergleichen das Frauenzimmer hat? Sie muß nothwendig ihre Fasern

träg und schlaff, und ihr Blut stockend machen, ihre Lebhaftigkeit mindern, ihre schönen Wangen hinter eine fahle Larve verstecken, und sie zu fauligten Schweisen, Friesel, Flecken u. d. gl. und überhaupt zu allen denjenigen Krankheiten zubereiten, welche ein in düsteres Gemäure eingeschlossener, und der allbelebenden reinen Luft beraubter Ort bewirken kann, und dem Frauenzimmer besonders, wegen ihres sanguinischen Temperaments, ihres warmen und flüssigen Blutes gar nicht eigen sind. —

Und gerade das Frauenzimmer pflegt bey einem so zärtlichen und reizbaren Körper am meisten in ihren Gemächern die eingeschlossene Luft einzuhauchen. Aber eben deswegen sieht man auch unter ihnen so manche, welche kränklich und ohne Grund mißvergnügt, mit sich selbst nicht einig, nicht wissen, was ihnen fehlt; und doch fehlt ihnen etwas, denn sie klagen. —

Eben daher kömmts, daß so manche ihren Zimmern wenigstens eben so treu, als ihrem an der Seite habenden, oder künftigen Gatten der freyen allbelebenden Luft entwohnt werden, und sie dann für ihre Feindinn halten, wenn sie sie ihrer erduldeten langen Verachtung wegen mit katarrhalischen Zufällen straft. —

Wenn die frische Luft den Gesunden nöthig ist, so ist sie es noch weit mehr den Kranken, die oft wegen Mangel derselben ihr Leben verlieren. Die Meinung, daß Kranke sehr warm gehalten werden müssen, ist so allgemein, daß

man

man kaum in ein Zimmer kommen kann, wo ein Kranker liegt, ohne wegen des heißen und erstickenden Geruchs eine Anwandlung von Ohnmacht zu bekommen. Man kann sich leicht einbilden, wie dies den Kranken angreifen müsse.

Kein Arzneymittel ist für den Kranken so heilsam, als frische Luft. Wenn sie mit Vernunft beygebracht wird, so ist sie die erquicklichste unter allen Herzstärkungen. Unterdessen muß man nicht gleich neben dem Kranken Fenster und Thüren aufreißen. Man muß nach und nach frische Luft in das Zimmer lassen, und wo möglich vermittelst eines Fensters eines anstosenden Gemachs.

Die Luft in dem Zimmer eines Kranken kann sehr erfrischt, und der Kranke angenehm erquickt werden, wenn man den Fußboden, das Bette ꝛc. mit Weinessig, Limoniensaft, oder mit andern starken Pflanzensäuren besprengt.

An Orten, wo eine Anzahl Kranke in Einem Hause, oder wie öfters geschieht, in Einem Zimmer zusammen sich befinden, wird die häufige Einlassung einer freyen Luft schlechterdings nothwendig. Krankenhäuser, Armenhäuser u. s. w. werden aus Mangel eines Durchzuges der Luft so schädlich, daß die Kranken mehr Gefahr davon, als von der Krankheit laufen. Dies geschieht vorzüglich alsdann, wenn faule Fieber, rothe Ruhren, oder andere ansteckende Krankheiten herrschen.

Aerzte, Wundärzte und Vorsteher der Armenhäuser sollten um ihrer selbst willen für die gehörige Bewegung der Luft sorgen. Wer viel unter den Kranken seyn muß, läuft selbst Gefahr, angesteckt zu werden, wenn die Luft übel ist. Alle Armen- und Krankenhäuser sollten deshalb eine freye Lage in einiger Entfernung von großen Städten haben.

Lügen.

Der Charakter eines Lügners ist so verächtlich und hassenswürdig, daß man sogar von denen, die ihre Tugend bereits verloren haben, erwarten sollte, daß sie wenigstens ihr Stolz von der Verletzung der Wahrheit abziehen würde. Fast ein jedes anderes Laster, welches der menschlichen Natur zur Schande gereicht, kann noch den Beyfall und die Verbindung Anderer erhalten. Ein Trunkenbold kann sich immer noch leicht mit solchen vereinigen, die eben so, wie er, an lärmenden Belustigungen Vergnügen finden, und sich ihrer Siege über die Neulinge in der Unmäßigkeit rühmen, ja sogar Räuber und Mörder haben ihre Nachfolger, die ihre Geschicklichkeit und Unerschrockenheit, ihre List im rauben und stehlen, und ihre Treue gegen die Bande bewundern.

Nur der Lügner wird allein verachtet, und von jedermann geflohen; er kann sich zu keiner Brüderschaft begeben, wo seine Verbrechen die

Stelle

Stelle der Tugenden vertreten könnten; sondern er ist dem Gelächter der Leute ausgesetzt, ohne Freund, und ohne Vertheidiger.

Man sollte natürlicher Weise glauben, daß ein so allgemein verabscheuetes Laster auch von Jedermann würde vermieden werden; und daß sich wenigstens niemand ohne eine verhältnißmäßige Neizung einer beständigen und unbedauerten Schande aussetzen würde.

Und dennoch wird die Wahrheit, alles Tadels und aller Verachtung ungeachtet, so oft verletzet, und die größte Vorsichtigkeit kann sich kaum hüten, von solchen Personen hintergangen zu werden, von denen man es nicht glauben sollte, daß sie entweder eine Beleidigung gegen andere, noch einen Vortheil für sich selbst zur Absicht hätten.

Die Lehrer der Moral haben die Lügen nach den verschiedenen Graden der Bosheit unterihre verschiedenen Klassen gebracht, allein es scheint doch, daß sie eine Art derselben, die gewiß sehr gemein, und nicht weniger schädlich ist, übersehen haben: man kann sie unterdessen die Lügen der Eitelkeit nennen.

Man kann der Eitelkeit mit Recht die meisten Unwahrheiten beymessen, die täglich, und vielleicht mit dem glücklichsten Erfolge, ausgebreitet werden. — Bey den Lügen im Handel oder aus Bosheit ist der Bewegungsgrund gleich so sichtbar, daß man sie selten unbemerkt hingehen läßt. Allein die Eitelkeit schmeichelt

sich

sich gemeiniglich mit einer so geringen Befriedigung, und sieht dabey auf ein noch entferntes Vergnügen, daß ihre Kunstgriffe keinen Lärm erwecken, und ihre List nicht leicht entdeckt wird.

Ein scharfsinniger Schriftsteller hat die Anmerkung gemacht, daß ein Jeder ein Verlangen habe, höher als andere zu scheinen, und wenn es auch nur darinn bestehen sollte, daß er etwas gesehen habe, was andere noch nicht gesehen haben. — Es giebt Leute, die ihren Erzählungen nach bey jeder kleinen Reise mehr Abentheuer und seltsame Zufälle gehabt haben, als jemals den irrenden Rittern in unwegsamen Gehölzen oder bezauberten Schlössern begegnen konnten. Ja derjenige, welcher viele Gesellschaften besuchet, wird Leute genug kennen, für welche die Natur täglich Wunderdinge hervorbringt, die kein ander Auge sieht, blos um nur Materie zu Gesprächen zu haben.

Es sind aber auch andere, die sich an der Ausbreitung von Unwahrheiten belustigen, welche mehr zur Schande gereichen, sobald sie entdeckt werden. Und doch ist ein Lügner von dieser Art, zumal wenn er ein gutes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft hat, sehr oft das Orakel in einer Gesellschaft, wo er seine Zuhörer so lange, bis die Zeit seine Betrügereyen an den Tag bringt, mit unumschränkten Ansehen hintergeht. Und wer wird es auch so leicht wagen, einem Manne zu widersprechen, der alles erzählt, was er mit seinen eigenen Augen

gen

gen gesehen, und mit seinen Ohren gehört hat, und dem alle Personen und Sachen so genau bekannt sind?

Diese Art von Unwahrheiten geht gemeiniglich eine Zeit lang gut von statten; weil sie anfänglich mit Furchtsamkeit und großer Vorsicht ausgeübt wird. Allein das Glück eines solchen Lügners ist doch von kurzer Dauer; denn sobald er gewahr wird, daß eines von seinen Histörchen wohl aufgenommen wird, so denkt er schon wieder auf eine andere, die weniger wahrscheinlich ist, und sieget so lange über die Leichtgläubigkeit seiner Zuhörer, bis endlich der Stolz oder die Vernunft der Andern sich wider ihn erhebet, und seine Gesellschafter es nicht länger ertragen können, daß er weiser, als sie selbst seyn will. —

Man sieht deutlich, daß die Erfinder solcher Erdichtungen nichts anders, als eine gewisse Erhöhung ihrer eigenen Personen dabey zur Absicht haben, und blos durch das Bestreben nach Ehre und Ansehen von dem Wege zur Wahrheit abgeführt werden. Ihre Erzählungen enthalten allezeit etwas, wodurch ihr Muth, ihre große Einsicht, ihre Vertraulichkeit mit Gelehrten, oder ihre Bekanntschaft mit großen Herren in ein helleres Licht gesetzt wird.

Allein die Eitelkeit wird zuweilen zu Erdichtungen angetrieben, die noch weniger eine Befriedigung zu verschaffen scheinen. Unsere Zeiten haben einen Ueberfluß an einer großen Gattung von Lügnern, die sich blos mit dem

Bewußtseyn ihrer Unwahrheiten begnügen, und stolz darauf sind, daß sie andere hintergehen, ohne dabey selbst einen Vortheil oder Ehre zu haben. Es ist bey solchen Personen schon ein sehr großes Vergnügen, wenn sie wissen, daß sie durch ihre Erdichtungen bey andern, die sie wieder erfahren, einige Verwunderung, Vermuthung, oder wohl gar Bestürzung und Bekümmerniß verursachen, ohne daß sie selbst weder von dem einen noch von dem andern etwas sehen, oder Nachricht erhalten können. Unterdessen haben sie doch einigen Schaden gethan; und dieser Gedanke ist für sie allein schon von der größten Wichtigkeit; daß sie durch ihre Geschicklichkeit etwas zur Vermehrung der Unannehmlichkeiten dieses Lebens beygetragen haben.

Allein, wäre wohl etwas billigeres, als dieses, daß alle diejenigen, welche die Vertraulichkeit der menschlichen Gesellschaft zerstören, das gute Vernehmen unter den Menschen schwächen, und die Sicherheit des Lebens unterbrechen, durch eine öffentliche Ankündigung der schimpflichsten Strafe wenigstens zur Empfindung ihrer Vergehungen gebracht würden? — —

Lukas (d. H.)

Der Heilige Lukas war von Antiochia gebürtig, und trieb die Arzneykunst. Man weiß nicht, ob er von Geburt ein Jude oder Heide gewesen. Epiphanius, der ihn zu einem der

siebzig

siebzig Jünger, und folglich zu einem Juden machet, rechnet ihn unter diejenigen, die Christum verließen, als sie von ihm die Worte hörten: Wer nicht mein Fleisch isset, und nicht mein Blut trinket, ist mein nicht werth; glaubet aber, daß er nach gehörten Predigten Pauli zu Antiochien sich wieder zum Christenthume gewandt. Einige halten ihn für den Gefährten des Kleophas auf dem Wege nach Emahus, da sich Christus zu ihnen gesellete.

Der H. Lukas begleitete den H. Paulus auf seinen Reisen; aber es ist ungewiß, wenn er zu ihm gekommen. Einige glauben, er habe den H. Paulus zu Antiochia angetroffen, und habe von solcher Zeit an ihn nicht wieder verlassen. Andere sagen, dieses sey zu Troade geschehen, weil der H. Lukas selbst sagt: wir trachteten, alsobald von Troas in Mazedonien zu reisen. (Apost. Gesch. 6, 8. 9. 10.)

Der H. Hieronymus behauptet, Lukas habe weder Weib noch Kinder gehabt. — Er wird gemeiniglich eben sowohl für einen Maler, als Arzt gehalten; und man weiset an manchen Oertern Gemälde der Jungfrau Maria, die er verfertigt haben soll, oder die wenigstens von seinen eigenen entlehnt worden seyn sollen.

Andere wollen hingegen behaupten, daß im 3ten oder 4ten Jahrhundert ein anderer Maler, der den Namen San Luka geführt habe, der Maler von diesen Bildern sey.

Dem sey, wie ihm wolle; die Alten wissen von dieser Geschicklichkeit in der Malerey des H. Lukas nichts; und Nizephorus ist der Erste, der davon eine Meldung macht.

Einige meynen, er habe länger als der H. Paulus gelebt, und sey im 84sten Jahre seines Alters gestorben; aber sie sind über den Ort seines Todes uneinig. Bald soll es Achaja, bald Theben in Böotien, bald Elea im Peloponnesus, bald Ephesus und Bithynien seyn. — Eben so wenig finden wir einerley Meynung von der Art seines Todes. Nach einigen hat er den Märtyrertod erlitten; und die neuern Griechen meynen, sein Kreuz sey ein Oelbaum gewesen. Hingegen Andere, und viele Neuere vertheidigen dessen natürlichen Tod. —

Dieser Evangelist eignet sein Evangelium, und die Geschichte der Apostel einem Theophilus zu, den wir nicht kennen. Einige von den Alten halten diesen Namen für ein Nennwort, das einen Liebhaber Gottes bedeute. — Die Marcioniten nahmen nur das Evangelium des H. Lukas an, wiewohl sie es in vielen Stellen verstümmelten.

Epiphanius gedenket solcher Abschriften dieses Evangeliums, aus welchen allzu vorsichtige Personen die Stelle von dem Weinen Christi weggelassen; damit man solches nicht für eine Schwachheit an ihm halten möchte. Vielleicht ist aus gleichem Grunde in einigen griechischen

und

und lateinischen Abschriften die Geschichte von dem blutigen Schweiße Jesu ausgelassen worden. —

„Der heil. Lukas — sagt ein neuerer Schriftsteller — bedienet sich einer reinen, reichen und fließenden Sprache, und er verknüpft eine bewundernswürdige und sehr einnehmende Mannigfaltigkeit ausgesuchter Umstände mit der Erzählung der göttlichen Handlungen unsers Heilandes. Er macht uns viele Stellen aus der evangelischen Geschichte bekannt, die kein anderer Evangelist erzählt hat. Er drückt sich in seinem Evangelio und in den apostolischen Geschichten genau und zierlich, deutlich und ungezwungen, und auf eine natürliche, leichte und anmuthige Weise aus; seine Schreibart schickt sich vortreflich zu dem Zwecke einer Geschichte.

Die Erzählung in den Geschichten der Apostel ist deutlich und edel, die eingestreuten Reden sind nachdrücklich, beredt und erhaben. Er hat mit Recht wegen seiner Zierlichkeit und Schönheit den Beyfall einiger Kunstrichter erhalten, die ihn zu erheben scheinen, um die übrigen Evangelisten zu verkleinern; da es doch klar ist, daß er eben so viel hebräische und besondere Ausdrücke, als sie, hat; und welche den letztern als Fehler und Flecken der Schreibart aufgebürdet werden.

Grotius erweiset diesem edlen Schriftsteller eine seltsame Höflichkeit, da er sagt: „Lukas bedient sich als ein Gelehrter vieler reinen

griechischen Wörter.“ Als ob nicht die übrigen Evangelisten, ob sie schon keine Gelehrte gewesen, viele reine griechische Wörter gebraucht hätten.

„Die Schreibart des H. Lukas ist seines großen Meisters, des H. Paulus seiner sehr ähnlich; und er hatte, wie dieser, eine gelehrte und freye Auferziehung gehabt. Ich glaube, daß er mit den besten klassischen Schriftstellern sehr bekannt gewesen; viele seiner Wörter und Ausdrücke haben eine genaue Gleichheit mit den ihrigen.“ — So weit Herr Blakwall in seinen Sacred Classiks defended Vol. I. p. 295.

Luxus.

Es ist eine wahre Wohlthat für die Welt, wenn man die Menschen zu überzeugen sucht, daß die Uebel, die sie in den jezigen Zeiten ertragen, von unsern Vorältern, wo nicht in höhern, doch in gleichem Grade erduldet worden; und daß wir also nicht Ursache haben, unsre Tage vorzüglich böse zu nennen.

Man klagt in unsern Zeiten vorzüglich über den **Luxus**, oder den zu hoch getriebenen Aufwand, als die Quelle des öffentlichen Mangels. Ohne demselben hier das Wort zu reden, wollen wir einige Betrachtungen über den Aufwand der Römer in und nach den Zeiten des Cäsars anstellen, und so unsern Lesern einigermaßen begreiflich

greiflich machen, wie hoch es diese Herren der Welt in diesem Stücke vor andern Nazionen getrieben.

In Rom reizte alles zur Wollust und Weichlichkeit. — Das Frauenzimmer liebte die Ergötzungen im höchsten Grade, und suchte zu gefallen. Pompäa, die Gemahlin des Nero, badete sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen, um ihre zarte Haut noch sanfter und glänzender zu machen.

Die Haare einer Römerin verbreiteten sich gemeiniglich in langen wallenden Locken auf die Schultern; man überstrich sie mit wohlriechenden Sachen, und bestreute sie mit leichtem Goldstaube, um ihre natürliche Farbe zu erhöhen. Man bediente sich auch eines gewissen Steins, der die Haut glättete, und ihr die schönste Weiße gab.

Man verschwendete unmäßige Kosten auf Ohrengehänge. Die Thorheit des römischen Frauenzimmers, sagt Seneka, war so groß, daß oft eine Einzige zwey oder drey Verlassenschaften an den Ohren trug.

„Hätte ich eine Tochter, sagt Habinnas in dem Gastmale des Trimalcio, ich wollte ihr die Ohren abschneiden, — im Ueberflusse würden wir leben, wenn wir keine Weiber hätten.“

Das Oberkleid eines vornehmen Frauenzimmers war über und über gestickt. Es hatte eine lange Schleppe, welche dem Rock ein herrschendes Ansehen gab; doch war derselbe von

vorne kurz zugeschnitten, um den Fuß in seinem hohen Schuh blos zu zeigen.

So sinnreich beförderte in Rom die Mode den Vortheil eines netten, wohlgebildeten Fusses; und die lüsternen Augen der Römer gewöhnten sich zu dem Anblick desselben, wie die unsern zu einem bloßen Arm. Es stehet zu glauben, daß es den meisten Damen jener Zeiten selten unangenehm gewesen ist, die glückliche Sorgfalt bemerkt zu sehen, mit welcher sie den Putz eines nettgebildeten Fußes eingerichtet hatten, dessen Schönheiten auch damals noch andere errathen ließen.

Ein Kaiser Heliogabalus machte allerhand Verordnungen wider den übertriebenen Aufwand, wenn er schon als der größte Verschwender in der Geschichte bekannt ist; doch erlaubte er, die Schuh mit Gold und Edelsteinen auszuschmücken, und er selbst trug an solchen nur ächte Steine, die von den berühmtesten Meistern ausgearbeitet waren.

Man bediente sich in allen vornehmen Häusern eines Bades, ehe man seine Stelle an der Tafel einnahm; und die dem Frauenzimmer gefällig seyn wollten, machten solche durch wohlriechende Wasser noch angenehmer. Man ruhte bey der Mahlzeit auf weichen Polstern, um welche die Tische gesetzt wurden, die mit gestickten Decken oder Platten von korinthischem Erzte belegt waren. Der Gebrauch der Leinwand war noch nicht eingeführt, und der berühmte

rühmte Dichter Ovid, der ein römischer Ritter war, meldet in seinen Schriften, daß er mit dem vor ihm stehenden Wein, in den er die Spitze des Fingers getaucht, die Worte: Ich liebe dich! auf den Tisch geschrieben habe. Die Römer hatten wohl Leinwand, aber sie wußten noch nicht den rechten Gebrauch davon zu machen; wenigstens trugen sie davon noch keine Hemden. Ihre Servietten waren von einem Zeuge, der ungemein künstlich ausgearbeitet, und oft mit Gold durchstickt war.

Wir haben nicht erfahren, wie sie ihre Brühen zugerichtet; doch wissen wir, daß sie keinen Aufwand ansahen, der ihre Mahlzeiten schmackhafter machen konnte. Ihre Ausschweifungen giengen darinn so weit, daß ein gewisser Apizius von Minturn mit vieler Gefahr nach Lybien reisete, um die dortigen Meerkrebse zu kosten.

Lukullus unterhielt Krammetsvögel im heißesten Sommer, und ein jedes Gastmahl, das er im Saal des Apolls (denn er hatte deren eine Menge, davon jeder einen andern Namen führte) gab, kostete 5000 Thaler. Plutarch versichert uns, daß er ein Tischgeschirr von Gold gehabt, das durchaus mit den kostbarsten Steinen besetzt gewesen, und daß man während der Mahlzeit Lustspiele vor ihm aufgeführt habe.

Der Schauspieler Aesopus besaß eine Schüssel von Porzellain, die ihm 2500 Thaler gekostet; in dieser pflegte er nur solche Vögel aufzutischen, die am lieblichsten gesungen, oder am besten gelernt hatten, der menschlichen Stimme nachzuahmen, von denen er jedes Stück mit 150 Thalern bezahlte. —

Die Söhne des Q. Arius schmauseten in Nachtigallen. — Es war damals der seltene Geschmack der Römer, daß sie kein Geflügel so niedlich fanden, als die singenden und abgerichteten Vögel.

Nichts ist erstaunenswürdiger, als das Haus, welches Lukullus ohnweit Neapolis erbauete. Man durchbrach Berge und Felsen, hölte sie zu Gewölben und Schwibbogen aus, und das Meer ward gezwungen, durch dieselben den Lauf zu nehmen, und sich in die breiten Gräben zu ergießen, die man um dieses kostbare Gebäude hatte ziehen lassen.

Doch war die Vortreflichkeit und Pracht derselben mit derjenigen gar nicht zu vergleichen, mit welcher Nero den Pallast aufführen ließ, der das goldene Haus genennet wurde. In dem Vorhofe, erzählt uns Sueton, stand ein Koloß, der 120 Fuß hoch war, und den Nero vorstellte. Der Umfang dieses Vorhofes war so groß, daß er drey gewölbte Gänge hatte, deren jeder sich auf eine wälsche Meile erstreckte.

erſtreckte. In dem innern Pallaſte befand ſich eine See, oder ein Behältniß von Waſſer, das einem Meere glich. Dieſer See war rings umher mit Häuſern, als mit einer Stadt umgeben. Ein anderer Bezirk umſchloß in dieſem Pallaſt ganze Wieſen, Weinberge und Wälder mit wilden Thieren von allerhand Arten, auch rothem Wildpret. Alle Theile dieſes Pallaſtes glänzten von Gold, Edelſteinen und Perlen von ausnehmender Schönheit. Die Decken der Speiſeſäle beſtanden aus einem beweglichen Getäfel von Elfenbein, welches ſich dergeſtalt lenken und verändern ließ, daß durch gewiſſe Oefnungen Blumen und allerhand wohlriechende Sachen herabfielen. — Man hatte den größten dieſer Säle in einer Runde angelegt, die nach Art des Weltgebäudes ſich beſtändig herum drehte. Aus der See und dem Fluſſe Albula wurden die Wäſſer zu den Bädern gemiſcht. Das Anſehen und die Einrichtung dieſes Pallaſtes vergnügte den Nero ungemein. Er ſagte, nachdem er den Bau vollendet hatte, daß er nunmehr als ein Menſch wohnen könne. —

Man hatte in dieſem koſtbaren Gebäude dem Glücke einen Tempel aus gewiſſen durchſichtigen Steinen erbauet, daß denen, die ſich in demſelben am Tage aufhielten, auch ohne Fenſter, und ſogar bey verſchloſſenen Thüren,

alles sichtbar ward. Man holte diesen Stein, der Phengites hieß, aus Kappadozien.

Philo hat uns eine schöne Beschreibung der prachtvollen Gastmahle hinterlassen, die man in Rom zu geben pflegte. „Die Betten, sagt er, deren sich die Römer bey den Mahlzeiten bedienten, sind mit Schaalen von Schildkröten, mit Elfenbein oder mit andern Dingen ausgeschmückt, die noch weit kostbarer sind. Sie glänzen von Gold und Perlen. Die Decken sind aus Purpur bereitet, der mit Gold durchwirkt, und mit Blumenwerk und Blumen von allerhand Farben sinnreich ausgeziert ist. Man findet daselbst einen ordentlichen Aufsatz von Bechern, Schaalen, und verschiedenen Trinkgeschirren, ingleichen Gläser, Flaschen und Gefäße, die von dem Therikles und den berühmtesten Künstlern verfertiget worden. Ihre Mundschenken oder Tafelbedienten sind junge Knaben, die sich nicht so sehr bemühen, den Gästen aufzuwarten, als ihnen zu gefallen. Einige schenken den Wein; andere reichen Wasser, oder starkes Getränke; ihr Gesicht ist geschminkt, und ihr Haar ist rund geschnitten. Sie tragen sehr dünne leichte Röcke, die mitten um den Leib gegürtet sind. Diese Röcke ohne Aermel gehen nur bis auf das Knie, weil sie den Zipfel ausstecken. In diesem Aufputze erwarten sie den Befehl der Gäste. Ihre Gerichte,

richte, Brühen, und was zum Nachtische gehört, das wird alles von Köchen und Beckern zubereitet, welche ein jedes so wohl zu würzen, auch so zierlich aufzutischen und anzuordnen wissen, daß sie den Geschmack und das Gesicht zugleich vergnügen. Man decket sieben, und zuweilen mehr Tische, welche mit den kostbarsten Speisen besetzt werden, die Luft, Erde, Meer und Flüsse nur immer hergeben können. Der Unterschied in der Zubereitung ergötzet nicht minder, als die Vortreflichkeit des Fleisches und der Speisen. Zum Beschluß werden noch allerhand seltene Früchte aufgetragen." —

Die Römer fanden nichts zu schwer, wenn etwas Großes auszuführen war. Cäsar ließ im Felde des Mars eine ungeheure Tiefe graben, den Tyberstrom hinein zu leiten, und veranstaltete so auf diese Art ein Seetreffen, in welchem sich 4000 Ruderer und 2000 Streitende befanden.

Nero befahl in gleicher Absicht, einen See mit Wasser aus dem Meere anzufüllen, und besetzte solchen mit Meerwundern.

Klaudius bediente sich, nach dem Berichte des Tacitus, zu einem solchen Wassergefechte der Schiffe, die drey oder vier Reihen von Ruderbänken hatten, und in die 19000 bewehrte Leute führten. Der See war mit

Flößen umgeben, damit niemand entkommen möchte, doch blieb ein hinlänglicher Raum übrig, um die Schiffe zu regieren, solche zu wenden, auf andere zu stoßen, und alle nöthige Bewegungen machen zu lassen. Auf den Flößen war die kaiserliche Leibwache in verschiedenen Haufen hinter Brustwehren und Höhen gestellt, von welchen man aus großen Maschinen, Bolzen und Steine abschießen konnte. Die Schiffe, deren jedes ein Verdeck hatte, nahmen den übrigen Raum ein. Die Streitenden hielten sich tapfer, ob sie gleich verurtheilte Missethäter waren. Die Schlacht nahm erst ein Ende, nachdem einige getödtet, und viele waren verwundet worden.

Man hatte gewöhnlich in Rom keine Schauspiele; man unterhielt das Volk mit dieser Ergötzung nur zu den Zeiten, die für die römischen Waffen glücklich waren. Die Schauspieler vermehrten sich unter den Kaisern, die solche mit aller Pracht aufführen, und ihnen nichts mangeln ließen, was sie edel oder reizend machen konnte. Gold und Marmor prangten an allen Orten der Schaubühne, und die Zuschauer wurden mit angenehmen Düften von wohlriechenden Sachen, als mit einem süßen Thau erfrischt. Die Künste stiegen nicht so geschwind, als der Geschmack an den Ergötzlichkeiten und dem Ueberflusse. Die

Römer

Römer waren in allen ihren Unternehmungen groß und prächtig. — Aber dieser Größe — diesem Pracht mangelte es gleichwohl an Einrichtung; und man bemerkte hauptsächlich Fehler an den schönsten Mustern ihrer Bauwissenschaft.

Wir könnten noch mehreres anführen; allein, das mag genug seyn, uns zu überzeugen, daß es eben unsere gegenwärtige Zeiten nicht allein seyn, in welchen man über Pracht und übertriebenen Aufwand zu klagen Ursache hat. Von allem, was sich in unsern Tagen ereignet, werden wir in den längst verflossenen Jahrhunderten genug Beyspiele aufweisen können. —

Die Erde ist nichts, als ein großer Schauplatz, wo einerley Scenen oft wiederholt werden. Der Unterschied liegt nur in den verschiedenen Charaktern der Nazionen, und in den Titeln der Schauspieler. Die Dekorazion fällt uns in die Augen, und überrascht uns, weil uns das Triebwerk der Maschinen unbekannt ist. Könnten wir dasselbe sehen, so würde das Wunderbare verschwinden, und wir würden sonst nichts, als die unendliche Kunst des großen Werkmeisters der Natur bewundern. —

In Frankreich, dem eigentlichen Vaterlande des heutigen Luxus, ist derselbe lange Zeit unbe-

unbekannt geblieben. Die Kleidung des Volks, sogar ihrer Könige, selbst **Karl des Großen**, war höchst einfach. Die Könige aus dem ersten Stamme bedienten sich eines Fuhrwerkes mit zwey Ochsen. **Karl der Kahle** kleidete sich auf griechische Art. In der Folge nahm der Luxus sehr zu. Man trug reiche Zeuge und kostbares Pelzwerk. Der Pracht stieg so hoch, daß **Philipp August** nöthig fand, den Gebrauch gewisser Pelzwerke und des Scharlachs zu verbieten. Unter **Karl** dem siebenden kam der Gebrauch der Armbänder, Ohrengehänge und Halsbänder bey dem Frauenzimmer auf, und zu eben der Zeit wurden auch erst die Edelsteine recht bekannt.

„War es in einem Lande, sagt einer unsrer neueren Philosophen *), wo jedermann mit blossen Füssen geht, bey dem ersten, der sich Schuhe machte, ein Luxus? war er nicht ein sehr vernünftiger und arbeitsamer Mann? — War es nicht das nemliche bey dem, der sich das erste Hemd machte; denjenigen, der es waschen und putzen ließ, halte ich für ein reiches Genie, und fähig, einen Staat zu beherrschen.“ —

„Hütet

*) Questions sur l'Encyclopedie &c. Tom. VIII. Art. Luxe. — Wer erkennt nicht in dieser satyrischen Schilderung einen begüterten und beglückten Voltaire?

„Hütet euch vor dem Luxus, sagt **Kato** zu den Römern: Ihr habt die Provinz am **Phasis** erobert; aber esset niemals Fasane. Ihr habt das Land erobert, wo Baumwolle wächst; lieget aber immer hart. Ihr habt das Gold, Silber und die Edelgesteine von zwanzig Nazionen geraubt; seyd niemals so albern, und bedient euch ihrer; leidet an allem Mangel, nachdem ihr alles genommen habt. Die Straßenräuber müssen tugendhaft und frey seyn.“ —

Lukullus antwortet ihm: „Mein Freund! wünsche vielmehr, daß **Krassus**, **Pompejus** und **Cäsar** alles verschwenden. Es ist natürlich, daß sich große Räuber bey der Theilung ihrer Beute schlagen. Rom muß unter das Joch gebracht werden, allein es wird um so viel eher, und so viel sicherer von Einem aus uns geschehen, wenn wir wie du unser Geld achten, als wenn wir es am Ueberflusse und Vergnügungen verschwenden. Wünsche, daß sich **Pompejus** und **Cäsar** arm genug machen, damit sie das Kriegsheer nicht besolden können.“

Es ist noch nicht lang, daß ein **Norweger** einem **Holländer** den Luxus vorwarf. „Wo ist diese glückliche Zeit hingekommen, da ein Negoziant, wenn er von **Amsterdam** nach **Indien** reiste, ein Viertel geräuchertes Ochsenfleisch in seiner Küche zurück ließ, und es bey seiner Zurückkunft wieder fand? wo sind eure höl-

hölzernen Löffel und eure eisernen Gabeln? Ist es nicht eine Schande für einen weisen Holländer, in einem damastnen Bette zu schlafen?“ —

„Geh nach **Batavia**, antwortete ihm der Mann von **Amsterdam**, gewinne, wie ich, 10 Tonnen Goldes, und sieh, ob es dich nicht nach einer guten Kleidung, guten Nahrung und guten Wohnung lüstern wird.“ —

Seit dieser Unterredung hat man zwanzig Bände über den Luxus geschrieben, und diese Bücher haben ihn weder vermindert, noch vermehrt. — —

Ende des vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen

Bd.: 4

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919601-5
VD18 80344070-001